

**АЛЕКСАНДР
ДЮМА**

DER GRAF VON
MONTE
CHRISTO

Alexandre Dumas der Ältere
Der Graf von Monte Christo

«Public Domain»

Dumas der Ältere A.

Der Graf von Monte Christo / A. Dumas der Ältere — «Public Domain»,

Содержание

Erstes bis fünftes Bändchen	5
Erstes Kapitel.	5
Zweites Kapitel.	11
Drittes Kapitel.	16
Viertes Kapitel.	23
Fünftes Kapitel.	29
Sechstes Kapitel.	38
Siebentes Kapitel.	45
Achstes Kapitel.	53
Neuntes Kapitel.	61
Zehntes Kapitel.	65
Elftes Kapitel.	71
Zwölftes Kapitel.	77
Dreizehntes Kapitel.	82
Vierzehntes Kapitel.	88
Fünfzehntes Kapitel.	97
Sechzehntes Kapitel.	109
Siebzehntes Kapitel.	116
Achtzehntes Kapitel.	129
Neunzehntes Kapitel.	137
Zwanzigstes Kapitel.	144
Einundzwanzigstes Kapitel.	148
Zweiundzwanzigstes Kapitel.	156
Dreiundzwanzigstes Kapitel.	161
Sechstes bis zehntes Bändchen	166
Erstes Kapitel.	166
Zweites Kapitel.	172
Drittes Kapitel.	176
Viertes Kapitel.	185
Fünftes Kapitel.	194
Sechstes Kapitel.	199
Siebentes Kapitel.	207
Achstes Kapitel.	218
Конец ознакомительного фрагмента.	219

Alexandre Dumas (père)

Der Graf von Monte Christo (Übers. Zoller)

Erstes bis fünftes Bändchen

Erstes Kapitel.

Marseille. – Die Ankunft

Am 25. Februar 1815 signalisierte die Wache von Notre-Dame de la Garde den Dreimaster, der *Pharaon*, von Smyrna, Triest und Neapel kommend.

Wie gewöhnlich lief ein Lotse sogleich aus dem Hafen aus, fuhr rasch an dem Castell If hin und gelangte zwischen dem Cap Morgiou und der Insel Rion zu dem Schiffe.

Ebenfalls wie gewöhnlich war die Plattform des Fort Saint-Jean mit Neugierigen bedeckt; denn die Ankunft eines Schiffes ist in Marseille immer eine große Angelegenheit, besondere wenn dieses Schiff wie der *Pharaon* auf den Wersten der phocäischen Stadt gebaut und aufgerhedet worden ist und einem Reeder der Stadt gehört.

Inzwischen näherte sich das Schiff es hatte sich glücklich durch die Meerenge gearbeitet, welche durch irgend eine vulkanische Erschütterung zwischen der Insel Calasareigne und der Insel Jaros ausgehöhlt worden ist. Es hatte Pomègue umfahren und rückte unter seinen drei Marssegeln, seinem großen Focksegel und seiner Brigantine heran, aber so langsam und mit einem so traurigen Gange, daß die Neugierigen mit dem Instinkte, der ein Unglück vorhersieht, sich fragten, was für ein Unfall sich am Bord ereignet haben könnte. Nichtsdestoweniger erkannten die Erfahrenen der Schifffahrt, daß, wenn sich ein Unfall ereignet hätte, dies nicht auf dem Schiffe selbst der Fall sein könnte, denn es nahte mit allen Bedingungen eines vollkommen gesteuerten Schiffes. Sein Anker war zum Grundfassen gerichtet, seine Bogsprietwände waren los gehakt, und neben dem Lotsen, der den *Pharaon* durch den schmalen Eingang des Hafens von Marseille zu lenken sich anschickte, stand ein junger Mann mit rascher Gebärde und lebhaftem Auge, überwachte jede Bewegung des Schiffes und wiederholte jeden Befehl des Lotsen.

Die unbestimmte Unruhe, welche über der Menge schwebte, hatte besonders einen von den Zuschauern der Saint-Jean-Esplanade so stark berührt, daß er die Einfahrt des Schiffes in den Hafen nicht erwarten konnte. Er sprang in eine kleine Barke und befahl dem *Pharaon* entgegen zu ruderte, den er vor der Bucht. Anse de la Reserve genannt, erreichte.

Als der junge Seefahrer diesen kommen sah, verließ er seinen Posten neben dem Lotsen, nahm den Hut in die Hand und legte sich über die Brüstung des Schiffes.

Es war ein junger Mann von achtzehn bis, zwanzig Jahren, mit schwarzen Augen und Haaren wie Ebenholz. In seiner ganzen Person war der Charakter der Ruhe und Entschlossenheit sichtbar, der den Menschen eigentümlich ist, welche seit ihrer Kindheit mit der Gefahr zu kämpfen gewohnt sind.

»Ah, Sie sind es, Dantes!« rief der Mann in der Barke, »was ist denn geschehen, und was bedeutet das traurige Wesen, das an Ihrem ganzen Bord verbreitet zu sein scheint?«

»Ein großes Unglück. Herr Morrel.« antwortete der junge Mann. »Auf der Höhe von Civita Becchia haben wir den braven Kapitän Leclère verloren.«

»Und die Ladung?« fragte lebhaft der Reeder.

»Ist glücklich angelangt, Herr Morrel und ich glaube, Sie werden in dieser Hinsicht zufrieden sein; aber dieser arme Kapitän Leclère . . . «

»Was ist ihm denn geschehen?« fragte der Reeder sichtbar erleichtert, »was ist ihm denn geschehen, diesem braven Kapitän?«

»Er ist tot.«

»In das Meer gefallen?«

»Nein, Herr, er ist unter furchtbaren Qualen an einer Hirnentzündung gestorben.« Dann, sich gegen seine Leute umwendend, rief er:

»Holla, he! Jeder an seinen Posten zum Ankern!«

Die Mannschaft gehorchte. In demselben Augenblicke eilten die acht bis zehn Matrosen, aus denen sie bestand, die Einen zu den Schoten, die Andern zu den Brassens, wieder Andere zu den Hißtauen oder zu den Geitauen.

Der junge Seemann warf einen raschen Blick auf den Anfang dieses Manoeuvre, und da er sah, daß seine Befehle vollführt wurden, kehrte er zu dem Manne in der Barke zurück.

»Und wie ist dieses Unglück gekommen?« fragte der Reeder, das Gespräch wieder aufnehmend, wo es der Seemann verlassen hatte.

»Mein Gott, Herr, ganz unversehens Nach einer langen Unterredung mit dem Hafencommandanten verließ der Kapitän Leclère Neapel in sehr aufgeregtem Zustande. Nach vierundzwanzig Stunden faßte ihn das Fieber, drei Tage nachher war er tot . . .

»Wir haben seine Leiche auf die gewöhnliche Weise bestattet, und er ruht anständig eingehüllt in eine Hängematte, mit einer Kugel von sechsunddreißig Pfund an den Füßen und einer eben so schweren an dem Kopf, auf der Höhe der Insel Giglio. Wir werden der Witwe sein Ehrenkreuz und seinen Degen zurückbringen. Es war wohl der Mühe wert,« fuhr der junge Mann mit einem schwermütigen Lächeln fort, »zehn Jahre gegen die Engländer Krieg zu führen, um endlich wie Jedermann in seinem Bette zu sterben.«

»Verdammt! was wollen Sie, Herr Edmond,« versetzte der Reeder, der sich immer mehr zu trösten schien, »wir sind Alle sterblich, und die Alten müssen wohl den Jungen Platz machen; sonst gäbe es kein Vorrücken, und von dem Augenblicke an, wo Sie mich versichern, die Ladung . . . «

»Befindet sich in gutem Zustande, Herr Morrel. dafür stehe ich. Das ist eine Reise, die ich Ihnen nicht für 25.000 Franken Nutzen zu discountiren rathe.«

Dann, als man nur den runden Thurm fuhr, rief er:

»Die Marssegel, den Fock und die Brigantine aufgegeit.«

Der Befehl wurde mit derselben Geschwindigkeit ausgeführt, wie auf einem Kriegsschiffe.

»Alle Segel gestrichen!«

Bei dem letzten Commando fielen alle Segel herab, und das Schiff rückte auf eine beinahe unmerkliche Weise, gleichsam nur durch den Anstoß, den man ihm gab, vorwärts.

»Und nun, wenn Sie heraufkommen wollen, Herr Morrel,« sagte Dantes, die Unruhe des Reeders wahrnehmend, »hier ist Ihr Rechnungsführer, Herr Danglars. Er kommt eben aus seiner Kajüte und wird Ihnen jede Auskunft geben, die Sie wünschen mögen. Ich meines Theils muß für die Ankerung sorgen und das Schiff in Trauer versetzen.«

Der Reeder ließ sich das nicht zweimal sagen. Er ergriff ein Kabel, das ihm Dantes zuwarf, und erstieg mit einer Behendigkeit, welche einem Seemann Ehre gemacht hätte, die an die Seite des Schiffes genagelten Stufen, während jener, an seinen Posten zurückkehrend, die Unterredung demjenigen überließ, welchen er unter dem Namen Danglars angekündigt hatte, und der aus seiner Kajüte hervorkommend wirklich dem Reeder entgegenging.

Danglars war ein Mann von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, unterwürfig gegen seine Obern, barsch gegen die ihm Untergeordneten. Abgesehen von seinem Titel als Rechnungsführer, der immer ein Grund des Widerwillens für die Matrosen ist, war er allgemein von der Mannschaft eben so schlimm angesehen, als Edmond Dantes im Gegenteil von derselben geliebt wurde.

»Nun, Herr Morrel,« sagte Danglars »Sie wissen bereits das Unglück, nicht wahr?«

»Ja, ja, der arme Kapitän Leclère Es war ein braver ehrlicher Mensch!«

»Und besonders ein vortrefflicher Seemann, ergraut zwischen Himmel und Wasser, wie es sich geziemt für einen Mann, dem die Interessen eines so wichtigen Hauses, wie das Haus Morrel und Sohn, anvertraut sind.«

»Aber,« versetzte der Reeder, mit den Augen dem jungen Dantes folgend, der seinen Untergrund suchte, »aber es scheint mir, man braucht nicht gerade ein so alter Seemann zu sein, wie Sie sagen, Danglars, um sein Handwerk zu kennen, und unser Freund Edmond hier treibt das seinige, wie mir dünkt, als ein Mensch, der Niemand um Rath zu fragen nötig hat.«

»Ja,« antwortete Danglars, auf Dantes einen schiefen Blick werfend, in welchem ein Blick des Hasses zuckte, »ja, das ist jung und fürchtet nichts. Kaum war der Kapitän tot, so übernahm er das Commando, ohne Jemand um Rath zu fragen, und ließ uns anderthalb Tage auf der Insel Elba verlieren, statt unmittelbar nach Marseille zurückzukehren.«

»Was das Übernehmen des Commando vom Schiffe betrifft,« sprach der Reeder, »so war dies seine Pflicht als Second; was aber das Verlieren von anderthalb Tagen auf der Insel Elba betrifft, so hatte er Unrecht: wenn nicht das Schiff Haferei ausbessern mußte.«

»Das Schiff befand sich f wie ich mich befinde, und wie ich wünsche. daß Sie sich befinden mögen. Herr Morrel; und diese anderthalb Tage gingen in Folge von bloßen Launen, um das Vergnügen zu haben, an das Land zu steigen. verloren.«

»Dantes,« sagte der Reeder. sich gegen den jungen Mann umwendend. »kommen Sie hierher.«

»Ich bitte um Vergebung. mein Herr,« erwiderte Dantes. »ich stehe sogleich zu Dienst;« dann sich an die Mannschaft wendend, sprach er:

»Anker geworfen!«

Sogleich fiel der Anker und die Kette wurde mit Geräusch nachgelassen. Dantes blieb an seinem Posten, trotz der Gegenwart des Lotsen. bis dieses letzte Manoeuvre beendet war. Dann rief er:

»Laßt den Wimpel halb herab! Hißt die Flagge auf! Kreuzt die Segelstangen!«

»Sie sehen.« sagte Danglars. »auf mein Wort. er hält sich bereits für den Kapitän.«

»Und er ist es wirklich,« versetzte der Reeder.

»Ja, mit Ausnahme Ihrer Unterschrift und der Ihres Associé, Herr Morrel.«

»Gott verdamme mich, warum sollen wir ihn nicht an diesem Posten lassen?« entgegnete der Reeder; »ich weiß wohl, er ist jung. aber er scheint mir ganz bei der Sache und in seinem Stande sehr erfahren zu sein.«

Eine Wolke zog über die Stirne von Danglars hin.

»Um Vergebung. Herr Morrel.« sagte Dantes. sich ihm nähernd, »nun. da das Schiff geankert hat, stehe ich ganz zu Befehl. Sie haben mich, glaube ich gerufen?«

Danglars machte einen Schritt rückwärts.

»Ich wollte Sie fragen. warum Sie an der Insel Elba angehalten haben.«

»Ich weiß es nicht, mein Herr: es geschah. um einen letzten Befehl des Kapitän Leclère zu vollziehen. der mir sterbend ein Paquet für den Großmarschall Bertrand übergab.«

»Sie haben ihn also gesehen, Edmond?«

»Wen?«

»Den Großmarschall.«

»Ja.«

Morrel schaute um sich her und zog Dantes bei Seite.

»Und wie geht es dem Kaiser?« fragte er lebhaft.

»Gute so viel ich mit meinen eigenen Augen beurteilen konnte.«

»Sie haben den Kaiser also auch gesehen?«

»Er kam zu dem Marschall, während ich bei ihm war.«

»Und Sie haben mit ihm gesprochen?«

»Das heißt, er hat mit mir gesprochen,« antwortete Dantes lächelnd.

»Und was sagte er zu Ihnen?«

»Er stellte Fragen an mich über das Schiff, über die Zeit seiner Abfahrt nach Marseille, über den Weg, den es genommen hatte, und über die Ladung, die es führte. Ich glaube, wenn es leer und ich der Herr desselben gewesen wäre, so hätte er es zu kaufen beabsichtigt. Aber ich sagte ihm, ich wäre nur einfacher Second, und das Schiff gehörte dem Hause Morrel und Sohn. »»Ah! Ah!«« erwiderte er, »»ich kenne das Haus. Die Morrel sind Reeder von dem Vater auf den Sohn, und es gab einen Morrel, der in denselben Regimente mit mir diente, als ich in Valence in Garnison lag.««

»Das ist bei Gott wahr!« rief der Reeder ganz freudig, »es war Policar Morrel. mein Oheim, der später »Kapitän geworden ist. Dantes, Sie werden meinem Oheim sagen, daß der Kaiser sich seiner erinnert hat, und der alte Murrkopf wird weinen. Gut, gut,« fuhr der Reeder. dem jungen Menschen vertraulich auf die Schulter klopfend, fort, »Sie haben wohl daran getan, Dantes, den Auftrag des Kapitän Leclère zu erfüllen und an der Insel Elba anzuhalten. Doch wenn man wüßte, daß Sie dem Marschall ein Paquet übergeben und mit dem Kaiser gesprochen haben, . . . es könnte Sie gefährden.«

»In welcher Hinsicht sollte mich dies gefährden?« entgegnete Dantes. »Ich weiß nicht einmal, was ich überbrachte, und der Kaiser richtete nur Fragen an mich, die er an den Ersten den Besten gemacht haben würde. Doch um Vergebung hier sind die Sanität und die Douane. Sie erlauben, nicht wahr?«

»Immerhin, immerhin, mein lieber Dantes.«

Der junge Mann entfernte sich und je mehr er sich entfernte, desto näher kam Danglars.

»Nun,« fragte er, »er scheint Ihnen gute Gründe dafür angegeben zu haben, daß er in Porto Ferrajo ankerte?«

»Vortreffliche, mein lieber Herr Danglars.«

»Ah, desto besser,« versetzte dieser, »denn es ist immer peinlich, einen Kameraden zu sehen, der seine Pflicht nicht tut.«

»Dantes hat die seinige getan,« antwortete der Reeder, »und es läßt sich nichts dagegen einwenden. Es war der Kapitän Leclère, der ihm den Befehl erteilte, anzuhalten.«

»Ab! was den Kapitän Leckere betrifft, . . hat er Ihnen nicht einen Brief von ihm zugestellt?«

»Wer?«

»Dantes.«

»Mir? Nein! Hatte er denn einen?«

»Ich glaubte, der Kapitän Leclère hätte ihm außer dem Paquet auch einen Brief anvertraut.«

»Von welchem Paquet sprechen Sie Danglars?«

»Von dem, welches Dantes in Porto Ferrajo abgegeben hat.«

»Woher wissen Sie, daß er ein Paquet in Porto Ferrajo abzugeben hatte?«

Danglars errötete.

»Ich ging an der Thüre des Kapitäns vorüber, welche halb geöffnet war, und sah, wie er den Brief und das Paquet Dantes zustellte.«

»Er hat mir nichts davon gesagt,« entgegnete der Reeder; »aber was den Brief betrifft, so wird er ihn mir wohl übergeben.«

Danglars überlegte einen Augenblick und erwiderte:

»Dann bitte ich Sie, Herr Morrel, nicht mit Dantes davon zu sprechen, ich werde mich getäuscht haben.«

In diesem Augenblick kehrte der junge Mann zurück, Danglars entfernte sich.

»Nun, mein lieber Dantes, sind Sie frei?« fragte der Reeder.

»Ja, mein Herr.«

»Die Sache hat nicht lange gedauert«

»Nein, ich habe den Douaniers die Liste von unsern Waaren gegeben, und die Consigne hatte mit dem Lotsen einen Menschen geschickt, dem ich unsere Papiere übergab.«

»Sie haben also nichts mehr hier zu tun?«

Dantes warf einen raschen Blick um sich her.

»Nein, Alles ist in Ordnung«

»Sie kennen mit mir zu Mittag speisen?«

»Ich bitte, entschuldigen Sie mich, Herr Morrel, mein erster Besuch gehört meinem Vater. Doch ich bin darum nicht minder dankbar für die Ehre, die Sie mir erzeigen.«

»Das ist richtig, Dantes, ganz richtig. Ich weiß, daß Sie ein guter Sohn sind.«

»Und befindet sich mein Vater wohl, so viel Ihnen bekannt ist?« fragte Dantes mit einem gewissen Zögern.

»Ich glaube, mein lieber Edmond, obgleich ich ihn nicht gesehen habe.«

»Ja, er hält sich in seinem kleinen Zimmer eingeschlossen.«

»Das beweist wenigstens, daß es ihm in Ihrer Abwesenheit an nichts gefehlt hat.«

Dantes lächelte.

»Mein Vater ist stolz. mein Herr, und wenn es ihm an Allem gefehlt hatte. so zweifle ich, ob er von irgend Jemand auf der Welt, mit Ausnahme von Gott, etwas gefordert haben wurde.«

»Nun wohl, nach diesem ersten Besuche zählen wir auf Sie.«

»Entschuldigen Sie abermals, nach diesem ersten Besuche habe ich einen zweiten zu machen, der mir nicht minder am Herzen liegt.«

»Ah! das ist wahr, Dantes, ich vergaß, daß es unter den Cataloniern Jemand gibt, der mit nicht geringer Ungeduld auf Sie warten muß. als Ihr Vater. Es ist die schöne Mercedes.«

Dantes errötete.

»Ah, ah,« sprach der Reeder, »ich wundere mich gar nicht mehr, daß sie dreimal zu mir gekommen ist und mich um Nachricht über den Pharaon gebeten hat. Edmond, Sie sind nicht zu beklagen, Sie haben eine hübsche Geliebte.«

»Es ist nicht meine Geliebte,« erwiderte der junge Seemann mit ernstem Tone, »es ist meine Braut.«

»Dies ist zuweilen ganz dasselbe,« versetzte der Reeder lachend.

»Nicht für uns, mein Herr,« antwortete Dantes.

»Gut, gut, mein lieber Edmond.« fuhr der Reeder fort, »ich will Sie nicht aufhalten. Sie haben meine Angelegenheiten so betrieben, daß ich Ihnen jede Muße gönne, um die Ihrigen abzumachen. Brauchen Sie Geld?«

»Nein, mein Herr. ich habe meinen ganzen Reisegehalt, das heißt, beinahe drei Monate Sold.«

»Sie sind ein geordneter junger Mann, Edmond.«

»Fügen Sie bei, daß ich einen armen Vater habe.«

»Ja, ja, ich weiß Sie sind ein guter Sohn. Gehen Sie also zu Ihrem Vater: ich habe auch einen Sohn, und ich wäre demjenigen sehr gram, welcher ihn nach einer Reise von drei Monaten fern von mir halten wurde.«

»Sie erlauben also?« sprach der junge Mann sich verbeugend.

»Ja, wenn Sie mir nichts mehr zu sagen haben.«

»Nein.«

»Hat Ihnen nicht der Kapitän Leclère sterbend einen Brief für mich gegeben?«

»Es war ihm unmöglich zu schreiben, mein Herr; doch dies erinnert mich, daß ich mir auf einige Tage Urlaub von Ihnen zu erbitten habe.«

»Um zu heiraten?«

»Einmal, und dann um nach Paris zu reisen.«

»Gute gut. Sie nehmen sich so viel Zeit als Sie wollen. Dantes. Zum Löschen des Schiffes bedarf man wohl sechs Wochen und vor drei Monaten gehen wir nicht wieder in See. Sie müssen also erst in drei Monaten hier sein. Der Pharaon,« fuhr der Reeder, den jungen Menschen auf die Schulter klopfend, fort, »könnte nicht ohne seinen Kapitän abgehen.«

»Ohne seinen Kapitän?« rief Dantes mit funkelnden Augen, »geben Sie wohl auf das Achte was Sie mir sagen; denn Sie entsprechen den geheimsten Hoffnungen meines Herzens. Es wäre also Ihre Absicht, mich zum Kapitän des Pharaon zu ernennen?«

»Wenn ich allein wäre, würde ich Ihnen die Hand reichen, mein lieber Dantes, und sagen: Es ist abgemacht! Aber ich habe einen Associé, und Sie kennen das italienische Sprichwort: **Che a compagno a padrone**. Doch die Hälfte des Geschäftes ist wenigstens abgeschlossen, denn von zwei Stimmen haben Sie bereits eine. Überlassen Sie es mir, Ihnen die andere zu verschaffen, und ich werde mein Möglichstes tun!«

»O Herr Morrel!« rief der junge Seemann und ergriff, Tränen in den Augen, die Hände des Reeders, »Herr Morrel, ich danke Ihnen im Namen meines Vaters, im Namen von Mercedes.«

»Es ist gut, es ist gut, Edmond, es gibt einen Gott im Himmel für die braven Leute! Besuchen Sie Ihren Vater, besuchen Sie Mercedes und kommen Sie dann zu mir zurück.«

»Soll ich Sie nicht an das Land führen?«

»Nein, ich danke, ich bleibe hier, um meine Rechnung mit Danglars zu ordnen. Sind Sie während der Reise mit ihm zufrieden gewesen?«

»Das kommt auf den Sinn an, in welchem Sie diese Frage an mich richten, mein Herr. In Beziehung auf den guten Kameraden, nein, denn ich glaube, er liebt mich nicht mehr seit dem Tage, wo ich in Folge eines kleinen Streites, den wir mit einander hatten, die Dummheit beging, ihm vorzuschlagen, zehn Minuten an der Insel Monte Christo anzuhalten, um den Streit auszumachen; ein Vorschlag, den ich zu tun Unrecht hatte, und den er mit Recht zurückwies. Richten Sie diese Frage in Beziehung auf den Rechnungsführer an mich, so glaube ich, daß nichts zu sagen ist, und daß Sie mit der Art und Weise, wie er sein Geschäft betrieben hat, zufrieden sein werden.«

»Doch lassen Sie hören,« sagte der Reeder, »wenn Sie Kapitän des Pharaon wären, würden Sie Danglars mit Vergnügen behalten?«

»Kapitän oder Second,« antwortete Dantes, »ich werde stets die größte Achtung vor denjenigen haben, welche das Vertrauen meiner Reeder besitzen.«

»Schön, schön, Dantes, ich sehe, daß Sie in jeder Beziehung ein braver Junge sind; ich will Sie nicht länger aufhalten, denn Sie stehen gewiss auf glühenden Kohlen.«

»Ich habe also meinen Urlaub?« fragte Dantes.

»Gehen Sie, sage ich Ihnen.«

»Erlauben Sie mir, daß ich Ihren Kahn nehme?«

»Nehmen Sie ihn immerhin.«,

»Auf Wiedersehen, Herr Morrel, und tausend Dank.«

»Auf Wiedersehen, mein lieber Edmond, und viel Glück.«

Der junge Seemann sprang in den Kahn, setzte sich in das Hinterteil und gab Befehl, an der Cannebière zu landen.

Zwei Matrosen beugten sich sogleich über die Ruder, und der Rachen glitt hing so rasch als es nur möglich ist, dies mitten unter den tausend Barken zu tun, welche den schmalen Weg versperren, der zwischen zwei Reihen von Schiffen durch von dem Eingang des Hafens nach dem Quai d'Orleans führt.

Der Reeder folgte ihm lächelnd mit den Augen bis zum Quai, sah ihn auf die Platten desselben springen und sich unter der buntscheckigen Menge verlieren, welche von neun Uhr Morgens bis neun Uhr Abends die berühmte Rue de la Cannebière durchströmt, auf welche die neuen Phocäer so stolz sind, daß sie mit dem größten Ernste der Welt und mit dem Tone, der ihren Worten so viel Charakter verleiht, sagen: »Wenn Paris die Cannebière hättet so wäre Paris ein kleines Marseille.«

Sich umwendend, erblickte der Reeder Danglars hinter sich, welcher dem Anscheine nach seine Befehle zu erwarten schien, in Wirklichkeit, aber, wie er, dem jungen Seemann mit dem Blicke folgte. Nur war ein großer Unterschied in dem Ausdruck dieses doppelten Blickes, der demselben Menschen folgte.

Zweites Kapitel. ***Der Vater und der Sohn***

Lassen wir es Danglars, von dem Geiste des es getrieben, versuchen, eine boshafte Mutmaßung gegen seinen Kameraden dem Reeder in das Ohr zu flüstern, und folgen wir Dantes, der, nachdem er die Cannebière in ihrer ganzen Länge durchlaufen hat, den Weg in die Rue de Noailles einschlägt, in ein kleines, auf der rechten Seite der Allée de Meillan gelegenes Haus tritt, rasch die vier Stockwerke einer dunkeln Treppe hinaufsteigt und, sich mit der einen Hand am Geländer haltend, mit der andern die Schläge seines Herzens zurückdrängend, vor einer halb geöffneten Thüre, welche bis in den Hintergrund eines Zimmers sehen läßt, stehen bleibt.

Dieses Zimmer war das von dem Vater von Dantes bewohnte.

Die Nachricht von der Ankunft des Pharaon war noch nicht bis zu dem Greise gedrungen, der, auf einem Stuhle sitzend, mit zitternder Hand einige Kapuziner vermischt mit Rebwinden, die sich am Gitter seines Fensters hinaufkletterten, durch Stäbe zusammenzuhalten suchte. Plötzlich fühlte er sich von Armen umfaßt, und eine wohl bekannte Stimme rief hinter ihm:

»Mein Vater, mein guter Vater!«

Der Greis stieß einen Schrei aus und wandte sich um, dann seinen Sohn erblickend, warf er sich bebend und bleich in seine Arme:

»Was hast Du denn, Vater?« rief der junge Mann unruhig, »solltest Du krank sein?«

»Nein, nein, mein lieber Edmond, mein Sohn mein Kind, nein, ich erwartete Dich nicht, und die Freude, die Erschütterung bei Deinem unvorhergesehenen Anblick . . . ach! mein Gott, ich glaube, ich sterbe.«

»Beruhige Dich doch, mein Vater, ich bin es, ich! Man sagt, die Freude könne nicht schaden, und darum bin ich hier ohne Vorbereitung eingetreten. Sieh mich an, lächle mir zur statt mich, wie Du es thust, mit irren Augen anzuschauen. Ich komme zurück, und wir werden glücklich sein.«

»Ah, desto besser. mein Junge,« versetzte der Greis; »aber wie werden wir glücklich sein? Du verläßt mich also nicht mehr? Erzähle mir von Deinem Glück.«

»Der Herr verzeihe mir,« erwiderte der junge Mann, »daß ich mich über ein mit der Trauer einer Familie gemachtes Glück freue. Aber Gott weiß, daß ich dieses Glück nicht gewünscht hätte; es kommt, und ich besitze nicht die Kraft, mich darüber zu bekümmern. Der brave Kapitän Lerlère ist gestorben. mein Vater und durch die Protection von Herrn Morrel bekomme ich wahrscheinlich seinen Platz. Begreifst Du, mein Vater, Kapitän mit zwanzig Jahren! . . . mit hundert Louisd'or Gehalt und einem Anteil am Nutzen! Ist das nicht mehr, als ein armer Matrose wie ich hoffen durfte?«

»Ja, mein Sohn, ja,« sprach der Greis. »das ist ein großes Glück.«

»Von dem ersten Gelde, das ich gewinne, sollst Du auch ein Häuschen mit einem Garten bekommen. um Deine Rebwinden, Deine Kapuziner und Deine Geisblätter zu pflanzen. Aber was hast Du denn, Vater? Man sollte glauben. Du wärest unwohl?«

»Geduld, Geduld, es wird nichts sein.«

Und es schwanden dem Greise die Kräfte und er sank rückwärts.

»Rasch, rasch,« sagte der junge Mann. »ein Glas Wein wird Dich wiederbeleben; wo verwehrst Du Deinen Wein?«

»Nein, ich danke, ich brauche nichts,« sagte der Greis und wollte seinen Sohn zurückhalten.

»Doch, doch. Vater, nenne mir den Ort.«

Und er öffnete zwei oder drei Schränke.

»Vergeblich,« sprach der Greis, »es ist kein Wein mehr hier.«

»Wie, kein Wein mehr hier!« rief ebenfalls erbleichend Dantes, indes er abwechselnd die hohlen Wangen des Greises und die leeren Schränke anschaute. »Wie kein Wein mehr hier? sollte es Dir an Geld gefehlt haben?«

»Es fehlt mir an nichts. da Du jetzt hier bist,« versetzte der Greis.

»Ich habe Dir jedoch bei meiner Abreise vor drei Monaten zwei hundert Franken zurückgelassen.« stammelte Dantes, sich den Schweiß abtrocknend, der von seiner Stirne lief.

»Ja. ja Edmond. das ist wahr; aber Du hattest bei Deinem Abgang eine kleine Schuld bei dem Nachbar Caderousse vergessen: er erinnerte mich daran und sagte, wenn ich nicht für Dich bezahlte. so würde er sich von Herrn Morrel bezahlen lassen; Du begreifst, aus Furcht es könnte Dir schaden . . . «

»Nun?«

»Bezahlte ich.«

»Aber ich war Caderousse hundert und vierzig Franken schuldig!« rief Dantes.

»Ja,« stammelte der Greis.

»Und Du hast sie ihm von den zwei hundert Franken gegeben. die ich Dir zurückließ?«

Der Greis machte ein Zeichen mit dem Kopfe.

»Du lebst also drei Monate lang mit sechzig Franken!« murmelte der junge Mann.

»Du weißt. wie wenig ich bedarf.« sagte der Greis.

»Oh! mein Gott. mein Gott! vergieb mir,« rief Edmond und warf sich vor dem alten Mann auf die Knie.

»Was machst Du denn?«

»Acht Du hast mir das Herz zerrissen.«

»Bah! Du bist hier,« erwiderte lächelnd der Greis. »und nun ist Alles vergessen. denn Alles ist gut.«

»Ja, ich bin hier,« versetzte der junge Mann. »ich bin hier mit einer schönen Zukunft und mit einigem Geld; hier. Vater. nimm. nimm. und lasse sogleich etwas holen.«

Und er leerte auf den Tisch seine Taschen aus, welche ein Dutzend Goldstücke, fünf bis sechs Fünffrankenthaler und etwas Münze enthielten.

Das Antlitz des Greises erheiterte sich.

»Wem dies?« fragte er.

»Mein . . . Dein. Uns! Nimm. kaufe Mundvorräthe; sei glücklich, morgen gibt es andere.«

»Sachte, sachte.« sprach der Greis lächelnd. »mit Deiner Erlaubnis werde ich Deine Börse nur bescheiden benützen; wenn man mich zu viele Dinge auf ein Mal kaufen sehen wurde. könnte man glauben. ich wäre genötigt gewesen, zu diesem Behuf Deine Ankunft abzuwarten.«

»Mache es wie Du willst; aber vor Allem nimm eine Magd an. Du sollst nicht länger allein bleiben. Ich habe geschmuggelten Kaffee und vortrefflichen Tabak in einem Kistchen im Raume; morgen erhältst Du Beides; doch stille, hier kommt Jemand.«

»Es ist Caderousse. der Deine Ankunft erfahren haben wird und Dir zu Deiner Rückkehr Glück wünschen will.«

»Gut, abermals Lippen, welche etwas sagen, während das Herz ganz Anderes denkt!« murmelte Edmond. »Doch gleichviel. es ist ein Nachbar. der uns einst Dienste geleistet hat. darum mag er willkommen sein.«

In dem Augenblick. wo Edmond seinen Satz mit leiser Stimme vollendete, sah man wirklich den schwarzen, bärtigen Kopf von Caderousse durch die Thüre des Vorplatzes erscheinen; es war ein Mann von fünf und zwanzig bis sechszwanzig Jahren: er hielt in der Hand ein Stück Tuch. das er, seinem Stande nach ein Schneider, in einen Umschlag zu verwandeln sich anschickte.

»Ah! Du bist endlich zurückgekehrt, Edmond?« sagte er mit einem sehr scharfen Marseiller Accente und mit einem breiten Lächeln. das seine elfenbeinweißen Zähne entblökte.

»Wie Sie sehen, Meister Caderousse, und bereit, Ihnen angenehm zu sein, in welcher Beziehung Sie auch wünschen mögen,« antwortete Dantes, seine Kälte nur schlecht unter diesem Anerbieten verbergend.

»Ich danke, ich danke, zum Glücke bedarf ich nichts, und es gibt sogar zuweilen Andere, welche meiner bedürfen.«

Dantes machte eine Bewegung.

»Ich sage das nicht Deinetwegen, mein Junge. Ich habe Dir Geld geliehen; Du hast mich bezahlt; das geschieht unter guten Nachbarn, und wir sind quitt.«

»Wir sind nie quitt gegen Diejenigen, welche uns Dienste geleistet haben,« antwortete Dantes, »denn wenn man ihnen nicht mehr Geld schuldig ist, so ist man ihnen doch Dankbarkeit schuldig.«

»Wozu hiervon sprechen? Was geschehen ist, ist geschehen. Sprechen wir von Deiner glücklichen Rückkehr, mein Junge. Ich war so an den Hafen hinaus gegangen, um kastanienbraunes Tuch zu kaufen, als ich dem Freunde Danglars begegnete.«

»»Du, in Marseille?««

»»Ja wohl, wie Du siehst,«« antwortete er mir.

»»Ich glaubte, Du wärest in Smyrna.««

»»Ich könnte dort sein, denn ich komme von dieser Stadt zurück.««

»»Und Edmond, wo ist der Kleine?««

»»Bei feinem Vater ohne Zweifel,«« antwortete mir Danglars; »und dann eilte ich hierher,« fuhr Caderousse fort, »um das Vergnügen zu haben, einem Freunde die Hand zu drücken.«

»Dieser gute Caderousse,« sprach der Greis, »er liebt uns so sehr.«

»Gewiß liebe ich Euch, und ich schätze Euch auch in Betracht, daß die, ehrlichen Leute so selten sind! Aber es scheint, Du kehrst reich zurück, mein Junge?« rief der Schneider, einen schiefen Blick auf die Hand voll Gold und Silber werfend, welche Dantes auf den Tisch gelegt hatte.

Der junge Mann bemerkte den Blitz der Gierde, der aus den schwarzen Augen seines Nachbarn leuchtete.

»Ei, mein Gott!« erwiderte er mit gleichgültigem Tone, »dieses Geld gehört nicht mir. Ich gab dem Vater meine Befürchtung kund, es möchte ihm in meiner Abwesenheit an etwas mangeln, und um mich zu beruhigen, leerte er seine Börse auf den Tisch. Stecke dieses Geld wieder in Deine Sparbüchse,« fuhr Dantes fort. »falls nicht der Nachbar Caderousse ebenfalls Geld bedarf, sonst stünde es ihm zu Diensten.«

»Nein, mein Junge,«« sagte Caderousse, »ich brauche nichts, und Gott sei Dank, das Handwerk nährt seinen Mann. Behalte Dein Geld, behalte es: man hat nie genug. dessen ungeachtet aber bin ich Dir so dankbar für Dein Anerbieten, als ob ich es benützte.«

»Es kam von gutem Herzen,« versetzte Dantes.

»Ich zweifle nicht daran.« Nun, Du stehst also auf das Beste mit Herrn Morrel, Du Schlaukopf?«

»Herr Morrel hat stets viel Güte für mich gehabt,« antwortete Dantes.

»Dann hattest Du Unrecht, sein Mittagsbrot auszuschlagen.«

»Wie sein Mittagsbrot ausschlagen,« versetzte der Alte, »er hatte Dich also zum Mittagsbrot eingeladen?«

»Ja, mein Vater,« erwiderte Edmond, über das Erstaunen lächelnd, das bei seinem Vater das Übermaß von Ehre veranlaßte, dessen Gegenstand er war.

»Und warum hast Du es ausgeschlagen, mein Sohn?« fragte der Greis.

»Um früher zu Dir zurückzukommen, mein Vater,« antwortete der junge Mann; »denn es drängte mich, Dich zu sehen.«

»Das wird den guten Herrn Morrel verdrossen haben,« versetzte Caderousse, und wenn man Kapitän zu werden beabsichtigt, so hat man Unrecht, seinen Reeder zu ärgern.«

»Ich habe ihm die Ursache meiner Weigerung erklärt,« sprach Dantes, »und er begriff hoffentlich.«

»Ah! um Kapitän zu werden,« muß man seinem Patron ein wenig schmeicheln.«

»Ich hoffe ohne dieses Kapitän zu werden,« antwortete Dantes.

»Desto besser, desto besser! Das wird allen alten Freunden Freude machen, und ich kenne Jemand da unten hinter der Citadelle Saint-Nicolas, der nicht ärgerlich darüber sein wird.«

»Mercedes?« sprach der Greis.

»Ja, mein Vater,« versetzte Dantes, »und jetzt, da ich Dich gesehen habe, da ich weiß, daß Du Dich wohl befindest und Alles hast, was Du brauchst, bitte ich Dich um Erlaubnis, bei den Cataloniern Besuch zu machen.«

»Geh', mein Kind, gehe,« sprach der alte Dantes, und Gott segne Deine Frau, wie er mich in meinem Sohne gesegnet hat.«

»Seine Frau!« rief Caderousse, »wie Ihr rasch zu Werke geht, Vater Dantes. Es scheint mir, sie ist es noch nicht.«

»Nein, aber aller Wahrscheinlichkeit nach,« antwortete Edmond, »wird sie es bald werden.«

»Gleichviel, gleichviel,« sprach Caderousse, »Du hast wohl daran getan, Dich zu beeilen, mein Sohn.«

»Warum dies?«

»Weil die Mercedes ein hübsches Mädchen ist, und es den hübschen Mädchen nicht an Liebhabern fehlt. Ihr besonders laufen sie zu Dutzenden nach.«

»Wirklich?« sprach Edmond mit einem Lächeln, unter welchem eine leichte Schattierung von Unruhe hervortrat.

»O ja,« antwortete Caderousse, »und sogar schöne Partien; aber Du begreifst, Du sollst Kapitän werden, und man wird sich wohl hüten, Deine Hand auszuschlagen.«

»Was so viel sagen will,« versetzte Dantes mit einem Lächeln, das seine Unruhe nur schlecht verbarg, »wenn ich Kapitän wäre« . . .

»Eh, eh!« rief Caderousse,

»Stille,« sprach der junge Mann, »ich habe eine bessere Meinung als Ihr von den Frauen im Allgemeinen, und von Mercedes insbesondere, und ich bin überzeugt, daß sie mir, mag ich Kapitän sein oder nicht, treu bleiben wird.«

»Desto besser, desto besser,« versetzte Caderousse, »wenn man sich verheiraten will, ist es immer ein gutes Ding um den Glauben, Doch was liegt daran! folge mir, mein Junge, verliere keine Zeit, melde ihr Deine Ankunft und teile ihr Deine Hoffnungen mit.«

»Ich gehe,« sprach Edmond.

Und er umarmte seinen Vater, grüßte Caderousse mit einem Zeichen des Kopfes und entfernte sich.

Caderousse blieb noch einen Augenblick, nahm dann von dem alten Dantes Abschied, ging ebenfalls die Treppe hinab und suchte Danglars wieder auf, der ihn an der Ecke der Rue Senat erwartete.

»Nun,« sagte Danglars, »hast Du ihn gesehen?«

»Ich komme von ihm her,« antwortete Caderousse.

»Hat er von seiner Hoffnung, Kapitän zu werden, mit Dir gesprochen?«

»Er spricht davon, als ob er es bereits wäre.«

»Geduld! Geduld!« sagte Danglars, »es scheint mir er eilt ein wenig zu sehr.«

»Bei Gott, es kommt mir vor, als hätte er das Versprechen von Herrn Morrel.«

»Er ist also sehr vergnügt?«

»Das heißt: er ist frech, denn er hat mir seine Dienste angeboten, als ob er eine große Person wäre; er hat mir Geld zu leihen angetragen, als ob er Banquier wäre.«

»Und Du hast es ausgeschlagen?«

»Ganz und gar, obwohl ich es hätte annehmen können, in Betracht, daß ich es bin, der ihm die ersten weißen Stücke, die er besaß, in die Hand gegeben. Aber nun wird Herr Dantes Niemand mehr nötig haben, denn er soll Kapitän werden.«

»Bah!« sagte Danglars, »er ist es noch nicht.«

»Meiner Treue, es wäre gute wenn er es nicht würde,« sprach Caderousse, »denn sonst könnte man nicht mehr mit ihm reden.«

»Wenn wir nur wollen,« versetzte Danglars, »wird er das bleiben, was er ist, und vielleicht noch weniger werden.«

»Was sagst Du?«

»Nichts, ich spreche mit mir selbst. Und er ist immer noch in die Catalonierin verliebt?«

»Wie verrückt: so eben ist er zu ihr gegangen. Doch wenn ich mich nicht sehr täusche, wird er Unannehmlichkeiten von dieser Seite haben.«

»Erkläre Dich.«

»Wozu?«

»Es ist wichtiger, als Du glaubst: Du liebst Dantes nicht, wie?«

»Ich liebe die Anmaßenden nie.«

»Nun, so sage mir, was Du in Beziehung auf die Catalonierin weißt.«

»Ich weiß nichts Bestimmtes; nur habe ich Dinge gesehen, welche mich glauben machen, wie ich Dir sagte, daß der zukünftige Kapitän Unannehmlichkeiten in der Gegend des Weges der Vicilles-Infirmèries haben wird«

»Was hast Du gesehen? Sprich!«

»Nun, ich habe gesehen, daß Mercedes, so oft sie in die Stadt kommt, von einem großen Catalonier mit schwarzem Auge und roter Haut, einem glühenden Burschen, den sie mein Vetter nennt, begleitet wird.«

»Ah, wirklich! Und glaubst Du, dieser Vetter mache ihr den Hof?«

»Ich denke wohl. Was Teufels kann ein großer Bursche von ein und zwanzig Jahren mit einem hübschen Mädchen von siebzehn machen!«

»Und Du sagst, Dantes sei zu den Cataloniern gegangen?«

»Er hat sich vor mir entfernt.«

»Wenn wir in derselben Richtung gingen, so könnten wir bei der Reserve anhalten und bei einem Glase Lamalgue-Wein auf Nachrichten warten.«

»Und wer wird sie uns geben?«

»Wir sind auf dem Wege und werden wohl Dantes an dem Gesichte ansehen, was vorgefallen ist.«

»Vorwärts,« sprach Caderousse, »aber Du bezahlst?«

»Ganz gewiss,« antwortete Danglars.

Und Beide begaben sich mit raschen Schritten nach dem bezeichneten Orte. Hier angelangt, ließen sie sich eine Flasche und zwei Gläser bringen.

Der Vater Pamphile hatte Dantes kaum zehn Minuten vorübergehen sehen.,

Gewiß, daß Dantes bei den Cataloniern war, setzten sie sich unter das frische Laubwerk von Platanen und Sykomoren, in deren Zweigen eine lustige Bande von Vögeln einen der ersten schönen Frühlingstage besang.

Drittes Kapitel. *Die Catalonier*

Hundert Schritte von dem Orte wo die zwei Freunde, die Blicke nach dem Horizont gerichtet, das Ohr auf der Lauer, den sprudelnden Lamalgue-Wein tranken, erhob sich hinter einem nackten, von der Sonne und dem Mistral zerfressenen Hügel das kleine Dorf der Catalonier.

Eines Tags brach eine geheimnisvolle Colonie von Spanien auf und landete an der Erdzunge, wo sie sich noch heutigen Tages befindet. Man wußte nicht, woher sie kam, und sie sprach eine unbekannte Sprache. Einer von den Führern, der das Provençalische verstand, bat die Gemeinde Marseille, ihnen dieses nackte, unfruchtbare Vorgebirge zu geben, auf das sie wie die Matrosen des Altertums, ihre Schiffe gezogen hatten. Die Bitte wurde bewilligt, und drei Monate nachher erhob sich um zwölf bis fünfzehn Fahrzeuge, welche diese Zigeuner des Meeres mitgebracht hatten, ein kleines Dorf.

Dieses Dorf, auf eine bizarre und malerische Weise halb im maurischen, halb im spanischen Style gebaut, ist dasjenige, welches man noch heutzutage von den Abkömmlingen dieser Menschen bewohnt sieht, die auch die Sprache ihrer Väter beibehalten haben. Seit drei bis vier Jahrhunderten sind sie dem kleinen Vorgebirge treu geblieben, auf das sie eingefallen waren, wie ein Schwarm von Seevögeln, ohne sich in irgend einer Beziehung mit der Bevölkerung von Marseille zu vermischen, denn sie heirateten unter sich und behielten die Sitten und die Tracht ihres Mutterlandes bei, wie sie die Sprache bei. behalten hatten.

Die Leser müssen uns durch die einzige Straße dieses Dörfchens folgen und mit uns in eines von den Häusern eintreten, denen die Sonne außen die schön braungelbe, den Denkmälern des Landes eigentümliche, Färbung, und eine Lage von Steinmörtel innen die weiße Tinte gegeben hat, welche die einzige Ausschmückung der spanischen Posadas bildet.

Ein junges Mädchen mit rabenschwarzen Haaren und Augen sammetartig, wie die der Gazelle, stand an eine Wand gelehnt und zerknitterte mit ihren zart zugespitzten Fingern ein unschuldiges Heidekraut, von dem sie die Blumen abriß und dessen Stücke sie auf dem Boden umher streute. Ihre bis an den Ellbogen entblößten Arme, weiche zwar gebrannt waren, aber nach denen der Venus von Arles geformt zu sein schienen, bebten von einer gewissen fieberhaften Ungeduld, und sie schlug mit ihrem geschmeidigen, schön gebogenen Fuße auf die Erde, so daß man halb die reine, stolze kühne Form ihres in einen baumwollenen Strumpf mit grau und roten Zwickeln eingeschlossenen Beines sah.

Drei Schritte von ihr auf einem Stuhle sitzend, den er hin und her wiegte, den Ellbogen auf einen wurmstichigen Schrank gestützt, betrachtete sie ein großer Bursche von zwanzig bis einundzwanzig Jahren mit einer Miene in der sich Unruhe und Trotz bekämpften; Seine Augen fragten, aber der feste, entschiedene Blick des jungen Mädchens beherrschte den Jüngling.

»Laßt hören, Mercedes,« sagte der junge Mann, »Ostern kommt wieder, es ist die Zeit, Hochzeit zu machen, antwortet mir?«

»Ich habe Euch hundert Mal geantwortet, Fernand; und Ihr müßt in der Tat Euer eigener Feind sein, daß Ihr mich noch ein Mal befragt!«

»Nun, wiederholt es, ich bitte Euch, wiederholt es noch ein Mal daß ich es endlich glauben kann. Sagt mir zum hundertsten Male, daß Ihr eine Liebe ausschlagt, die Euere Mutter billigte. Macht mir begreiflich, daß Ihr mit meinem Glücke Euer Spiel treibt, daß mein Leben und mein Tod nichts für Euch und sind. Ach mein Gott, mein Gott! zehn Jahre lang geträumt haben, Euer Gatte zu werden, und diese Hoffnung verlieren, welche der einzige Zweck meines Lebens war!«

»Ich bin es wenigstens nicht gewesen, die Euch in dieser Hoffnung ermutigt hat, Fernand,« antwortete Mercedes. Ihr habt mir keine einzige Coquetterie in dieser Hinsicht vorzuwerfen. Stets sagte ich Euch: Ich liebe Euch wie meinen Bruder: fordert aber nie etwas Anderes von mir, als

diese brüderliche Liebe; denn mein Herz gehört einem Anderer. Ich habe Euch das immer gesagt. Fernand.«

»Ja, ich weiß es wohl. Mercedes,« antwortete der junge Mann. »Ja, Ihr habt Euch mir gegenüber das grausame Verdienst der Offenherzigkeit gegeben. Aber vergeßt Ihr, daß bei den Cataloniern das heilige Gesetz besteht, sich nur unter einander zu heiraten?«

»Ihr täuscht Euch, Fernand, es ist kein Gesetz, es ist eine Gewohnheit, und nichts weiter. Führt diese Gewohnheit nicht zu Euren Gunsten an. Ihr seid der Conscription verfallen. Die Freiheit, die man Euch läßt, ist eine einfache Duldung. Jeden Augenblick könnt Ihr unter die Fahne gerufen werden. Seid Ihr einmal Soldat, was wird aus mir werden? aus einem armen traurigen, vermögenlosen Mädchen, das als einzige Habe nur eine baufällige Hütte besitzt, in der ein paar abgenutzte Netze hängen, . . . die elende Erbschaft von meinem Vater meiner Mutter, von meiner Mutter mit hinterlassen! Seit einem Jahre, daß sie tot ist, lebe ich beinahe von der öffentlichen Wohlthätigkeit. Zuweilen gebt Ihr Euch den Anschein, als ob ich Euch nützlich wäre, um das Recht zu haben, Euren Fischfang mit mir zu teilen. Ich nehme es an. Fernand, weil Ihr der Sohn eines Bruders von meinem Vater seid, weil wir mit einander erzogen worden sind, und mehr noch als alles Dies, weil es Euch zu viel Kummer machen würde, wenn ich es ausschüge; aber ich fühle wohl, daß der Fisch, den ich verwerte, und wovon ich das Geld beziehe, mit dem ich den Hanf kaufe, welchen ich spinne, ich fühle es wohl, Fernand. daß er ein Almosen ist.«

»Und was liegt daran. Mercedes. wenn Ihr. arm und vereinzelt, wie Ihr seid, mir besser zusagt. als die Tochter des stolzesten Reeders und des reichsten Banquier von Marseille! Was brauchen wir Leute? ein ehrliches Weib, eine gute Hauswirthin. Wo sollte ich in diesen beiden Beziehungen etwas Besseres finden, als Ihr seid?«

»Fernand.« antwortete Mercedes den Kopf schüttelnd. »man wird eine schlechte Hauswirthin und kann nicht dafür stehen. daß man eine ehrliche Frau bleibt, wenn man einen andern Mann liebt, als seinen Gatten. Begnügt Euch mit meiner Freundschaft. denn ich wiederhole Euch, das ist Alles, was ich Euch versprechen kann, und ich verspreche nur das, was ich geben zu können sicher bin.«

»Ja. ich begreife.« sagte Fernand. »Ihr ertragt geduldig Eure Armut, aber ihr habt bange vor der meinigen. Nun wohl. Mercedes. von Euch geliebt, werde ich mich aufzuschwingen suchen. Ihr bringt mir Glück, und ich werde reich. Ich kann mein Fischergewerbe ausdehnen. ich kann als Commis in ein Comptoir eintreten, ich kann sogar Kaufmann werden!«

»Ihr könnt von allem Dem nichts versuchen. Fernand. Ihr seid Soldat. und wenn Ihr unter den Cataloniern weilt. so ist dies nur der Fall, weil gegenwärtig kein Krieg geführt wird. Bleibt also Fischer, haltet Euch fern von den Träumen, die Euch die Wirklichkeit nur noch furchtbarer erscheinen lassen würden, begnügt Euch mit meiner Freundschaft. da ich Euch nichts Anderes geben kann.«

»Ihr habt Recht, Mercedes, ich werde Seemann. Ich habe dann statt der Tracht unserer Väter, die Ihr verachtet, einen gefirnißten Hut, ein gestreiftes Hemd und ein blaues Wamms mit Ankern auf den Knöpfen. Muß man nicht so gekleidet sein. um Euch zu gefallen?«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte Mercedes und schleuderte ihm einen gebieterischen Blick zu. »Was wollt Ihr damit sagen, ich verstehe Euch nicht.«

»Ich will damit sagen. Mercedes. daß Ihr nur so grausam und hart gegen mich seid. weil Ihr Einen erwartet, der auf diese Art gekleidet ist. Aber der Mann, den Ihr erwartet. ist vielleicht unbeständig. und wenn er es nicht ist, so ist es das Meer für ihn.«

»Fernand.« rief Mercedes. »ich hielt Euch für gut. aber ich täuschte mich! Ihr habt ein schlechtes Herz, daß Ihr mit Eurer Eifersucht den Zorn des Himmels herabrufft. Nun wohl, ja. ich verstelle mich nicht: ich erwarte und liebe denjenigen, welchen Ihr meint, und wenn, er nicht zurückkehrt. so werde ich. statt die Unbeständigkeit anzuklagen, die Ihr bezeichnet, behaupten. er sei mich liebend gestorben.«

Der junge Catalonier machte eine Gebärde der Wut.

»Ich verstehe Euch. Fernand, Ihr werdet Euch dafür rächen., daß ich Euch nicht liebe. Ihr werdet Euer catalonisches Messer mit seinem Dolche kreuzen! Wozu soll Euch das führen? Dazu, daß Ihr meine Freundschaft verliert, wenn Ihr besiegt werdet, daß Ihr meine Freundschaft sich in Haß verwandeln seht, wenn Ihr Sieger seid. Glaubt mir, Streit, mit einem Manne suchen, ist ein schlechtes Mittel, der Frau zu gefallen, die diesen Mann liebt. Nein, Fernand, Ihr werdet Euch nicht so durch Eure, schlimmen Gedanken hinreißen lassen. Da Ihr mich nicht als Frau besitzen könnt, so werdet Ihr Euch begnügen, mich zur Freundin und zur Schwester zu haben, und überdies,« fügte sie mit unruhigen, Tränenfeuchten Augen bei, »wartet, Fernand: Ihr habt so eben gejagt, das Meer sei treulos; und er ist schon vier Monate abgereist, seit vier Monaten habe ich viele Stürme gezählt.«

Fernand blieb unempfindlich. Er suchte nicht die Tränen zu trocknen, welche über die Wangen von Mercedes herabrollten, und dennoch hätte er für jede von ihrer Tränen ein Glas von seinem Blute gegeben: aber diese Tränen flossen nicht für ihn.

Er stand auf, ging in der Hütte umher, kehrte zurück, blieb mit düsterem Auge und geballten Fäusten vor Mercedes stehen und sagte:

»Laßt hören. Mercedes, noch ein Mal, antwortet; steht Euer Entschluß fest?«

»Ich liebe Edmond Dantes,« antwortete kalt das junge Mädchen. »und kein Anderer als Edmond soll mein Gatte werden.«

»Und Ihr werdet ihn immer lieben?«

»So lange ich lebe.«

Fernand ließ das Haupt sinken wie ein entmutigter Mensch und stieß einen Seufzer aus. Dann plötzlich die Stirne wieder erhebend, die Zähne zusammengepreßt und die Nase weit ausgedehnt, rief er:

»Aber wenn er tot ist?«

»Wenn er tot ist, sterbe ich.«

»Aber wenn er Euch vergißt?«

»Mercedes!« rief eine freudige Stimme vor dem Hause. »Mercedes!«

»Ah!« rief das junge Mädchen vor Entzücken errötend und vor Liebe hoch aufspringend. »Ihr seht, daß er mich nicht vergessen hat, denn er ist da!«

Und sie lief nach der Thüre, öffnete sie und schrie:

»Herein, Edmond, hier bin ich!«

Fernand wich bleich und bebend zurück, wie dies der Reisende bei dem Anblick einer Schlange tut, stieß an seinen Stuhl und sank auf denselben nieder.

Edmond und Mercedes lagen einander in den Armen. Die glühende Sonne von Marseille drang durch eine Öffnung der Thüre und übergieß sie mit einer Woge von Licht. Anfangs sahen sie nichts von dem, was sie umgab. Ein unermeßliches Glück trennte sie von der Welt und sie sprachen nur in den abgebrochenen Worten, welche die Ergüsse einer so lebhaften Freude sind, daß sie der Ausdruck des Schmerzes zu sein scheinen.

Plötzlich erblickte Edmond das finstere Antlitz von Fernand, wie es bleich und drohend aus dem Schatten hervortrat. Durch eine Bewegung, von der er sich vielleicht selbst nicht Rechenschaft gab, hielt der junge Catalanier die Hand an das Messer, das in seinem Gürtel stak

»Ah! um Vergebung,« sagte Dantes, ebenfalls die Stirne faltend, »ich hatte nicht bemerkt daß wir zu Drei sind!«

Sich sodann gegen Mercedes umwendend, fragte er:

»Wer ist dieser Herr?«

»Dieser Herr wird Dein bester Freund sein, Dantes denn es ist auch mein Freund, es ist mein Vetter, es ist mein Bruder, es ist Fernand, der Mann, den ich nach Dir, Edmond, am meisten in der Welt liebe. Erkennst Du ihn nicht mehr?«

»Ah, gewiss!« sprach Edmond, und ohne Mercedes zu verlassen, deren Hand er in einer von den seinigen hielt, reichte er mit einer herzlichen Bewegung seine andere Hand dem Catalanier.

Aber Fernand, weit entfernt, diese freundschaftliche Gebärde zu erwidern, blieb stumm und unbeweglich wie eine Statue.

Da ging Edmond mit seinem forschenden Blicke von der bewegten zitternden Mercedes zu dem düsteren drohenden Fernand über.

Dieser einzige Blick sagte ihm Alles.

Der Zorn stieg ihm zu Kopfe.

»Als ich mit so großer Eile zu Euch lief, Mercedes wußte ich nicht, daß ich einen Feind hier finden würde,« sagte er.

»Einen Feind!« rief Mercedes mit einem zornigen Blicke auf ihren Vetter; »einen Feind bei mir, sagst Du, Edmond! Wenn ich das glaubte so nähme ich Dich beim Arme, ginge nach Marseille, und würde dieses Haus verlassen, um nie mehr dahin zurückzukehren.«

Das Auge von Fernand schleuderte einen Blitz.

»Und wenn Dir Unglück widerführe, mein Edmond,« fügte sie mit einer unversöhnlichen Kälte bei, welche Fernand bewies, daß das Mädchen in der Tiefe seiner finsternen Gedanken gelesen hatte, »wenn Dir Unglück widerführe, so stiege ich auf das Cap Morgiou und stürzte mich kopflings auf die Felsen hinab.«

Fernand wurde furchtbar bleich.

»Aber Du hast Dich getäuscht, Edmond,« fuhr sie fort, »Du hast keinen Feind hier, es ist nur Fernand mein Bruder, hier, der Dir die Hand wie ein ergebener Freund drücken wird.«

Und bei diesen Worten heftete Mercedes ihren gebieterischen Blick auf den Catalonier, der, als würde er von diesem Blicke bezaubert, sich langsam Edmond näherte und ihm die Hand reichte.

Sein Haß, einer ohnmächtigen, obgleich wütenden Welle ähnlich, hatte sich an der Herrschaft gebrochen, welche dieses Mädchen über ihn ausübte.

Aber kaum halte er die Hand von Edmond berührt, als er fühlte, daß er Alles getan, was er tun konnte, und aus dem Hause stürzte.

»Oh!« rief er, wie ein Wahnsinniger fortrennend, und die Hände in seine Haare tauchend, »oh! wer wird mich von diesem Menschen befreien! Wehe mir! wehe mir!«

»He, Catalonier! he, Fernand! wohin läufst Du?« sprach eine Stimme.

Der junge Mann blieb stille stehen, schaute umher und erblickte Caderousse, welcher mit Danglars unter einer Laube an einem Tische saß.

»He!« sagte Caderousse, »warum kommst Du nicht? Hast Du so große Eile, daß es Dir an Zeit gebricht, Deinen Freunden einen guten Morgen zu wünschen?«

»Besonders wenn sie noch eine beinahe volle Flasche vor sich stehen haben?« fügte Danglars bei.

Fernand schaute die zwei Männer mit einer einfältigen Miene an und antwortete nicht.

»Er scheint ganz verblüfft,« sagte Danglars und stieß dabei Caderousse mit dem Knie. »Sollten wir uns getäuscht haben und Dantes gegen unsere Voraussicht siegen!«

»Verdammt, man muß doch sehen!« erwiderte Caderousse. Dann sich gegen den jungen Mann umwendend, sagte er:

»Nun, Catalonier, willst Du Dich entschließen?«

Fernand trocknete den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß, und trat langsam unter die Laube, deren Schatten seinen Sinnen etwas Ruhe, deren Frische seinem erschöpften Körper etwas Wohlbehagen zu geben schien.

»Guten Morgen,« sagte er, »Ihr habt mich gerufen nicht wahr?«

Und er fiel mehr als er sich setzte auf einen von den Stühlen, welche um den Tisch standen.

»Ich rief Dich, weil Du liefst wie ein Narr, und weil ich befürchtete Du könntest Dich in das Meer stürzen,« erwiderte lachend Caderousse. »Was Teufels, wenn man Freunde hat, so ist es nicht nur der Fall, um ihnen ein Glas Wein anzubieten, sondern auch um sie zu verhindern, drei bis vier Pinten Wasser zu trinken!«

Fernand stieß einen Seufzer aus, der einem Schluchzen glich, und ließ seinen Kopf auf seine zwei Fäuste sinken, die er kreuzweise auf den Tisch gelegt hatte.

»Willst Du, daß ich es Dir sagen soll, Fernand,« versetzte Caderousse, das Gespräch mit der gemeinen Plumpheit der Leute aus dem Volke anknüpfend, welche die Neugierde jede Diplomatie vergessen läßt; »Du siehst aus, wie ein gänzlich geschlagener Liebhaber.«

Und er begleitete diesen Spaß mit einem schwerfälligen Gelächter.

»Bah,« sagte Danglars. »ein Junge von diesem Schnitte ist nicht gemacht. um in der Liebe unglücklich zu sein. Du scherzest Caderousse.«

»O nein,« erwiderte dieser, »höre nur, wie er seufzt. Ruhig. Fernand.« fügte Caderousse bei, »die Nase hoch gehalten und geantwortet. Es ist nicht liebenswürdig, Freunden nicht zu antworten, welche sich nach unserer Gesundheit. erkundigen.«

»Meine Gesundheit ist gut,« antwortete Fernand, seine Fäuste krampfhaft zusammenziehend. aber ohne den Kopf zu heben.

»Oh. siehst du Danglars.« sagte Caderousse und machte dabei seinem Freunde aus einem Augenwinkel ein Zeichen. »das ist die Sache: Fernand, den Du hier siehst, ein guter. braver Catalonier, einer der besten Fischer von Marseille. ist in ein schönes Mädchen Namens Mercedes verliebt. Doch leider scheint das junge Mädchen seinerseits in den Second des Pharaon verliebt zu sein. Und da der Pharaon heute in den Hafen eingelaufen ist, so verstehst Du . . . «

»Nein ich verstehe nicht.« erwiderte Danglars.

»Der arme Fernand wird seinen Abschied bekommen haben.« fuhr Caderousse fort.

»Wohl, und dann?« sprach Fernand das Haupt erhebend. und schaute Caderousse wie ein Mensch an, welcher Einen sucht, um seinen Zorn auf ihn fallen zu lassen. Mercedes hängt von Niemand ab. nicht wahr? es sieht ihr frei. zu lieben. wen sie will?«

»Ah! wenn Du es so nimmst,« entgegnete Caderousse. »so ist es etwas Anderes. Ich hielt Dich für einen Catalonier, und man hatte mir gesagt. die Catalonier wären nicht die Männer, um sich durch einen Anderen ausstechen zu lassen, man fügte sogar bei, Fernand besonders wäre furchtbar in feiner Rache.«

Fernand lächelte mitleidig und erwiderte:

»Ein Verliebter ist nie furchtbar.«

»Armer Junge,« versetzte Danglars, der sich den Anschein gab, als beklagte er den jungen Mann aus der Tiefe seines Herzens. »Was willst Du? Er war nicht darauf gefaßt, Dantes so plötzlich zurückkommen zu sehen. Er hielt ihn vielleicht für tot, für ungetreu, wer weiß! man ist bei dergleichen Dingen um so empfindlicher, je mehr sie uns unerwartet begegnen.«

»Ah! meiner Treue, in jedem Fall,« sagte Caderousse, welcher trank, während er sprach, und auf den der sprudelnde Wein von Lamalgue seine Wirkung zu machen anfang, »in jedem Fall ist Fernand nicht der Einzige, den die glückliche Ankunft von Dantes ärgert! Nicht wahr Danglars?«

»Nein, Du sprichst die Wahrheit, und ich glaube beinahe behaupten zu können, daß ihm dies Unglück bringen wird.«

»Doch gleichviel,« versetzte Caderousse, goß Fernand ein Glas Wein ein und füllte zum achten oder zehnten Male sein eigenes Glas, während Danglars nur an dem seinigen genippt hatte; »gleichviel, mittlerweile heiratet er Mercedes, die schöne Mercedes, er kommt wenigstens deshalb zurück.«

Während dieser Zeit betrachtete Danglars mit einem durchdringenden Blick den jungen Mann, auf dessen Herz die Worte von Caderousse wie geschmolzenes Blei fielen.

»Und wann soll die Hochzeit sein?« fragte er.

»Oh! sie ist noch nicht gemacht,« murmelte Fernand.

»Nein, aber sie wird sich machen,« entgegnete Caderousse, »so gewiss, als Dantes Kapitän des Pharaon sein wird; nicht wahr, Danglars?«

Danglars bebte bei diesem unerwarteten Stiche und wandte sich gegen Caderousse um, dessen Gesicht er ebenfalls studierte, um zu sehen, ob ihm der Stich mit Vorbedacht versetzt worden wäre. Aber er sah nichts, als den Neid auf dem durch die Trunkenheit bereits albernem Gesichte.

»Nun wohl,« sprach er, die Gläser wieder füllend, »trinken wir also auf die Gesundheit des Kapitän Edmond Dantes, des Gatten der schönen Catalonierin!«

Caderousse setzte mit einer schweren Hand sein Glas an den Mund und leerte es auf einen Zug Fernand, nahm das seinige und schleuderte es auf die Erde.

»He, he, he!« rief Caderousse, »was erblicke ich da oben auf dem Hügel in der Richtung der Catalonier! Sieh doch, Fernand! Du hast ein besseres Gesicht als ich. Ich glaube, ich fange an doppelt zu sehen, und Du weißt, der Wein ist ein Verräter. Man sollte glauben, es wären zwei Liebende, welche Hand in Hand neben einander gingen. Gott vergebe mir! sie vermuten nicht, daß wir sie sehen, und umarmen sich sogar.«

Danglars verlor keine von den schmerzlichen Bewegungen von Fernand, dessen Gesicht sich augenscheinlich entstellte.

»Kennen Sie diese Leute, Herr Fernand?« sagte er.

»Ja,« antwortete dieser mit dumpfer Stimme; »es ist Herr Edmond und Mademoiselle Mercedes.«

»Ah, seht Ihr,« sprach Caderousse, »und ich erkannte sie nicht einmal! Oho, Dantes! oho schönes Mädchen! kommt ein wenig hierher und sagt uns wann die Hochzeit sein wird; denn Herr Fernand weigert sich hartnäckig, es uns zu sagen.«

»Willst Du wohl schweigen.« sprach Danglars, der sich den Anschein gab, als wollte er Caderousse zurückhalten, welcher sich mit der Halsstarrigkeit der Trunkenen aus der Laube hervorbeugte. »Suche dich aufrecht zu halten und laß die Verliebten sich ruhig lieben. Sieh, schau' Herr Fernand an und nimm ein Beispiel an ihm: er ist vernünftig.«

Vielleicht war Fernand auf das Äußerste gebracht, von Danglars aufgestachelt wie der Stier durch die Bandilleros, im Begriff hinauszustürzen, denn er hatte sich bereits erhoben und schien sich auf sich selbst zusammenzudrängen, um seinem Nebenbuhler entgegen zu springen; aber lachend und mutig erhob Mercedes ihr schönes Haupt und ließ ihren klaren Blick strahlen. Da erinnerte sich Fernand ihrer Drohung, zu sterben, wenn Edmond sterben würde, und fiel völlig entmutigt auf seinen Stuhl zurück.

Danglars schaute abwechselnd die zwei Männer an: der Eine schien verdumpft durch die Trunkenheit, der Andere bewältigt durch die Liebe.

»Ist werde aus diesen zwei Einfaltspinseln keinen Nutzen ziehen und fürchte sehr, hier zwischen einem Trunkenbold und einem Feigen zu sitzen, Da ist ein Eifersüchtiger, der sich im Weine berauscht, statt daß er sich mit Galle besaufen sollte. Hier ist ein Dummkopf, dem man seine Geliebte unter der Nase weggeschnappt hat, und der sich begnügt zu weinen und zu klagen, wie ein Kind. Und das hat doch flammende Augen, wie die Spanier, wie die Italiener und die Calabresen, die sich so schön rächen; das hat Fäuste, um einem Ochsen den Schädel so sicher zu zerschmettern, als es die Keule eines Schlächters tun würde. Das Geschick von Edmond trägt entschieden den Sieg davon: er heiratet das schöne Mädchen, er wird Kapitän und spottet unserer, wenn nicht« . . . ein düsteres Lächeln trat auf die Lippen von Danglars . . . »wenn ich mich nicht darein mische,« fügte er bei.

»Holla,« schrie Caderousse, halb aufgestanden und mit den Fäusten auf den Tisch gestützt, »holla Edmond! siehst Du die Freunde nicht oder bist Du bereits zu stolz, um mit ihnen zu sprechen?«

»Nein, mein lieber Caderousse,« antwortete Dantes, »ich bin nicht zu stolz, ich bin glücklich, und das Glück blendet, glaube ich, noch mehr als der Stolz.«

»Das lasse ich mir gefallen; das ist eine Erklärung,« sprach Caderousse. »Ei, guten Morgen, Madame Dantes.«

Mercedes grüßte ernst und erwiderte:

»Das ist noch nicht mein Name, und in meinem Lande bringt es wie man sagt, Unglück; die Mädchen mit dem Namen ihres Bräutigams zu nennen, ehe dieser ihr Gatte geworden ist; ich bitte Sie also, nennen Sie mich Mercedes.«

»Man muß ihm verzeihen, diesem guten Caderousse,« sprach Dantes.

»Die Hochzeit soll also ungesäumt stattfinden, Herr Dantes?« fragte Danglars und begrüßte die zwei jungen Leute.

»So bald als möglich, Herr Danglars. Heute die Verträge bei dem Papa Dantes, und morgen, oder spätestens übermorgen das Hochzeitsmahl hier in der Reserve. Die Freunde werden sich hoffentlich dabei einfinden; das heißt, Sie sind eingeladen, Herr Danglars, und Du bist ebenfalls eingeladen, Caderousse.«

»Und Fernand?« versetzte Caderousse mit einem ekelhaften Gelächter; »Fernand auch?«

»Der Bruder meiner Frau ist mein Bruder, und wir könnten es nur mit tiefem Bedauern sehen, . . Mercedes und ich, . . wenn er sich in einem solchen Augenblicke von uns entfernen würde.«

Fernand öffnete den Mund, um zu antworten; aber, seine Stimme erlosch in seiner Kehle, und er vermochte nicht ein Wort zu artikulieren.

»Heute der Vertrag, morgen oder übermorgen die Hochzeit! Teufel, Sie sind sehr eilig; Kapitän!«

»Danglars,« entgegnete Edmond lachend! »ich sage Ihnen, wie Mercedes vorhin zu Caderousse gesagt hat: geben Sie mir nicht den Titel, der mir noch nicht gebührt, das würde mir Unglück bringen.«

»Ich bitte um Vergebung,« antwortete Danglars; »ich sagte ganz einfach, Sie schienen sehr eilig zu sein. Was Teufels! wir haben Zeit: der Pharaon wird nicht vor drei Monaten in See gehen.«

»Man hat stets Eile glücklich zu sein, Herr Danglars, denn wenn man lange gelitten hat, fürchtet man sich, an das Glück zu glauben. Es ist jedoch nicht die Selbstsucht, die mich handeln läßt: ich muß nach Paris reisen.«

»Ah, wirklich! nach Paris, und Sie kommen zum ersten Male dahin, Dantes?«

»Ja.«

»Sie haben Geschäft dort?«

»Nicht für meine Rechnung; es ist ein letzter Auftrag von unserem armen Kapitän Leclère, den ich zu erfüllen habe. Sie begreifen; Danglars, das ist heilig. Seien Sie übrigens unbesorgt, ich werde mir nur so viel Zeit nehmen, als ich zur Hin- und Herreise brauche.«

»Ja, Ja, ich verstehe,« sagte Danglars laut.

Dann fügte er leise bei:

»Nach Paris, ohne Zweifel, um den Brief, den ihm der Großmarschall gegeben hat, an seine Adresse abzuliefern. Bei Gott, dieser Brief bringt mich auf einen Gedanken, auf einen vortrefflichen Gedanken. Ha, Dantes, mein Freund! Du bist in dem Register des Pharaon noch nicht in Numero 1 eingetragen.«

Dann gegen Edmond gekehrt, der sich bereits entfernte, rief er diesem zu:

»Glückliche Reise!«

»Ich danke,« antwortete Edmond, drehte den Kopf um und begleitete diese Bewegung mit einer freundschaftlichen Gebärde.

Hierauf setzten die zwei Liebenden ihren Weg fort, ruhig und freudig, wie zwei Auserwählte, die zum Himmel emporsteigen.

Viertes Kapitel. *Complott*

Danglars folgte Edmond und Mercedes mit den Augen, bis die zwei Liebenden an einer von den Ecken des Fort Saint-Nicolas verschwanden. Dann sich umwendend gewährte er, daß Fernand bleich und zitternd auf seinen Stuhl gesunken war, während Caderousse die Worte eines Trinkliedes stammelte.

»Ah! mein lieber Herr,« sprach Danglars zu Fernand, »das ist eine Heirat, die mir nicht das Glück der ganzen Welt zu machen scheint.«

»Es bringt mich in Verzweiflung,« erwiderte Fernand.

»Sie liebten also Mercedes?«

»Ich betete sie an.«

»Seit langer Zeit?«

»So lange wir uns kennen, habe ich sie stets geliebt.«

»Und Sie reißen sich die Haare aus, statt ein Mittel dagegen zu suchen! Den Teufel, ich glaubte nicht, daß die Leute Ihrer Nation so handelten!«

»Was soll ich tun?« fragte Fernand.

»Was weiß ich! geht das mich an? Ich bin nicht in Mademoiselle Mercedes verliebt, wie es mir scheint, wohl aber Sie. Suchet, so werdet Ihr finden, sagt das Evangelium.«

»Ich hatte bereits gefunden.«

»Was?«

»Ich wollte den *Menschen* erdolchen, aber sie sagte mir, wenn ihrem Bräutigam ein Unglück widerführe, so würde sie sich töten.«

»Bah! man sagt dergleichen, aber man tut es nicht.«

»Sie kennen Mercedes nicht; mein Herr; sobald sie gedroht hat; würde sie es ausführen.«

»Dummkopf!« murmelte Danglars; »sie mag sich umbringen oder nicht; wenn nur Dantes nicht Kapitän wird.«



»Und ehe Mercedes stirbt;« versetzte Fernand mit dem Tone einer unerschütterlichen Entschlossenheit; »würde ich selbst sterben.«

»Das heiße ich eine Liebe;« sprach Caderousse mit einer immer mehr weinschwereren Zunge; »oder ich verstehe mich nicht darauf.«

»Sie scheinen mir ein braver Junge zu sein;« sagte Danglars; »und der Teufel soll mich holen; ich möchte Sie gern Ihrer Pein entziehen; aber . . . «

»Ja,« versetzte Caderousse; »laßt sehen.«

»Mein Lieber,« sprach Danglars, »Du bist zu drei Vierteln betrunken. Leere die Flasche; und Du wirft es ganz fein. Trink' und mische Dich nicht in das; was wir tun; denn dazu muß man seinen ganzen Kopf haben.«

»Ich, betrunken!« sagte Caderousse; »geht doch, ich würde noch hier von Deinen Flaschen trinken; welche nicht größer sind; als die Kölnischwasserfläschchen, Vater Pamphile; Wein!«

Und um den Beweis mit dem Vorschlage zu verbinden; klopfte Caderousse mit seinem Glase auf den Tisch.

»Sie sagten also; mein Herr?« sprach Fernand; der begierig auf die Fortsetzung des unterbrochenen Satzes wartete.

»Was sagte ich? ich erinnere mich nicht mehr! Durch diesen Trunkenbold von Caderousse habe ich den Faden meiner Gedanken verloren.«

»Trunkenbold; so lange Du willst; desto schlimmer für Diejenigen; welche den Wein fürchten; sie haben einen schlechten Gedanken; und es bangt ihnen; man könnte ihn aus ihrem Herzen ziehen.«

Und Caderousse fing an die zwei letzten Verse eines zu dieser Zeit sehr beliebten Liedes zu fingen:

Tout les méchants sont buveurs d'au,
C'est bien prouvé par le déluge.¹

»Sie sagten, mein Herr,« versetzte Fernand, »Sie mochten mich gerne meiner Pein entziehen; aber, fügten Sie bei . . . «

»Ja, aber, fügte ich bei, um Sie der Pein zu entziehen, genügt es, daß Dantes nicht Diejenige heiratet, welche Sie lieben, und die Heirat kann, wie es mit scheint, wohl unterbleiben ohne daß Dantes stirbt.«

»Der Tod allein wird sie trennen,« erwiderte Fernand.

»Sie urteilen: wie eine Schnecke, mein Freund!« sagte Caderousse, »und Danglars hier, der ein feiner Bursche, ein Schlaukopf, ein wahrer Grieche ist, wird Ihnen beweisen, daß Sie Unrecht haben. Beweise es ihm, Danglars, ich habe mich für dich verbürgt. Sage ihm, es sei nicht nötig, daß Dantes sterbe. Überdies wäre es unangenehm, wenn Dantes stürbe, er ist ein guter Junge . . . ich liebe ihn, diesen Dantes . . . auf die Gesundheit von Dantes!«

Fernand erhob sich ungeduldig.

»Lassen Sie ihn sprechen,« versetzte Danglars, den jungen Menschen zurückhaltend. »Übrigens, so betrunken er auch ist, so irrt er sich, doch nicht so gewaltig. Die Abwesenheit trennt eben so gut als der Tod. Denken Sie sich, es wären zwischen Edmond und Mercedes die Mauern eines Gefängnisses, so werden sie nicht mehr und nicht weniger getrennt sein, als wenn ein Grabstein zwischen ihnen läge.«

»Ja,« aber man kommt aus dem Gefängnis zurück,« sagte Caderousse; der mit den Trümmern seines Verstandes sich an dem Gespräche anklammerte; »und wenn man aus dem Gefängnisse heraus ist und Edmond Dantes heißt; so rächt man sich.«

»Gleichviel,« murmelte Fernand.

»Überdies;« versetzte Caderousse; »warum sollte man Dantes in ein Gefängnis stecken? Er hat weder geraubt noch gemordet.«

»Schweige!« rief Danglars.

»Ich will nicht schweigen; ich;« entgegnete Caderousse; »ich will wissen; warum man Dantes in ein Gefängnis sperren sollte! Ich liebe Dantes. Auf die Gesundheit von Dantes!«

Und er leerte abermals ein Glas Wein.

¹ Alle schlechte Menschen sind Wassertrinker, dies beweist die Sindfluth uns.

Danglars folgte in den trüben Augen des Schneiders den Fortschritten der Trunkenheit; und sagte sodann; sich gegen Fernand umwendend:

»Begreifen sie nun; daß es nicht nötig wäre; ihn zu töten?«

»Nein; gewiss nicht; hätte man ein Mittel; um Dantes; wie sie sagten; festnehmen zu lassen. Aber dieses Mittel; besitzen sie es?«

»Wenn man gut suchen würde;« erwiderte Danglars; »so könnte man es wohl finden. Doch des Teufels; worein mische ich mich? Geht das mich an?«

»Ich weiß nicht; ob das Sie angeht;« sprach Fernand und faßte ihn beim Arme: »aber ich weiß; daß Sie irgend einen Grund des Privathasses gegen Dantes haben. Wer selbst haßt; täuscht sich nicht in den Gefühlen der Andern.«

»Ich einen Grund des Hasses gegen Dantes! Keinen; auf mein Wort. Ich sah Sie unglücklich, und Ihr Unglück erregte meine Teilnahme; das ist das Ganze. Aber sobald Sie glauben; ich handle für meine eigene Rechnung, Gott befohlen; mein lieber Freund ziehen Sie sich aus dieser Geschichte; wie Sie können . . . «

Und Danglars stellte sich, als wollte er ebenfalls weggehen.

»Nein,« sagte Fernand, ihn zurückhaltend, »bleiben Sie; es liegt mir am Ende wenig daran, ob Sie Dantes grollen oder nicht grollen. Ich hasse ihn und gestehe es laut, finden Sie das Mittel, und ich führe es aus; vorausgesetzt, daß es nicht der Tod dieses Menschen ist, denn Mercedes hat gesagt, sie würde sich umbringen, wenn man Dantes tötete,

Caderousse, der den Kopf hatte auf den Tisch fallen lassen, hob die Stirne empor, schaute Fernand und Danglars mit verglasten Augen an und sagte:

»Dantes töten! Wer spricht hier von Dantes töten? Ich will nicht, daß man ihn tötet. Er ist mein Freund, er hat mir diesen Morgen angeboten, sein Geld mit mir zu teilen, wie ich es mit ihm geteilt habe, ich will nicht, daß man Dantes töte!«

»Wer spricht davon, ihn zu töten?« entgegnete Danglars; »es handelt sich um einen bloßen Scherz. Trinke auf seine Gesundheit!« fügte er, das Glas von Caderousse füllend, bei, »und laß uns in Ruhe.«

»Ja, ja, auf die Gesundheit von Dantes!« sprach Caderousse, sein Glas leerend, »auf seine Gesundheit . . . auf seine Gesundheit!«

»Aber das Mittel . . . das Mittel?« sagte Fernand.

»Sie haben es also noch, nicht gefunden.«

»Nein, Sie übernahmen dies.«

»Ganz richtig,« versetzte Danglars. »Die Franzosen sind hierin den Spaniern überlegen. Die Spanier bedenken und erwägen, die Franzosen erfinden.«

»Erfinden Sie also,« sprach Fernand ungeduldig.

»Kellner!« rief Danglars, »eine Feder, Tinte und Papier.«

»Eine Feder, Tinte und Papier?« murmelte Fernand.

»Ja, ich bin Rechnungsführer: die Feder, die Tinte und das Papier sind meine Werkzeuge, und ohne meine Werkzeuge vermag ich nichts zu tun.«

»Eine Feder, Tinte und Papier!« rief nun Fernand ebenfalls.

»Was Sie verlangen, ist auf jenem Tische dort,« sprach der Kellner, auf die geforderten Gegenstände deutend.

»So geben Sie.«

Der Kellner gehorchte.

»Wenn man bedenkt,« sagte Caderousse und ließ seine Hand auf das Papier fallen, »daß hier etwas ist, womit man einen Menschen sicherer töten kann, als wenn man ihm an der Ecke eines Waldes auflauerte, um ihn zu ermorden! Ich habe immer mehr Furcht vor einer Feder, einer Flasche Tinte und einem Blatte Papier gehabt, als vor einem Degen oder einer Pistole.«

»Der Bursche ist noch nicht so betrunken, als er aussieht. Schenken Sie ihm ein, Fernand!«

Fernand füllte das Glas von Caderousse, dieser hob, als wahrer Trinker, die Hand von dem Papiere auf und führte sie an sein Glas.

Der Catalonier folgte der Bewegung, bis Caderousse, durch diesen neuen Angriff beinahe besiegt, sein Glas auf den Tisch stellte oder vielmehr fallen ließ.

»Nun?« versetzte der Catalonier, als er sah, daß der Überrest der Vernunft von Caderousse unter diesem letzten Glase Wein vollends zu verschwinden anfing.

»Nun, ich sagte Ihnen,« erwiderte Danglars, »wenn z. B. nach einer Reise, wie sie Dantes gemacht hat, wobei er Neapel und die Insel Elba berührte, Jemand ihn bei dem Staatsanwälte als bonapartistischen Agenten anzeigen würde . . . «

»Ich würde ihn anzeigen, ich,« sagte lebhaft der junge Mann.

»Ja, aber dann läßt man Sie Ihre Erklärung unterschreiben. Man stellt Sie demjenigen, welchen Sie angezeigt haben, gegenüber. Zwar liefere ich Ihnen das, was Sie zur Unterstützung Ihrer Anklage brauchen; aber Dantes kann nicht ewig im Gefängnisse bleiben: eines Tages verläßt er dasselbe und an dem Tage, wo er es verläßt, wehe dem, der ihn hinein gebracht hat.«

»Oh! ich verlange nichts Anderes,« sprach Fernand, »er mag nur kommen, um Streit mit mir anzufangen.«

»Ich und Mercedes, die Sie schon haßt, wenn Sie nur das Unglück haben, die Haut ihres geliebten Edmond zu ritzen!«

»Das ist richtig,« versetzte Fernand.

»Nein, nein, sagte Danglars, »wenn man sich zu dergleichen entschloße, so wäre es besser, ganz einfach, wie ich dies thue, diese Feder zu nehmen, sie in die Tinte zu tauchen, und mit der linken Hand, damit die Schrift nicht erkannt wird, eine kleine also abgefaßte Denunciation zu schreiben.«

Und das Beispiel mit dem Rathe verbindend, schrieb Danglars mit der linken Hand und mit einer zurückgekehrten Schrift, welche keine Ähnlichkeit mit seiner gewöhnlichen Handschrift hatte, folgende Zeilen, die er Fernand übergab welcher sie mit halber Stimme las:

»Der Herr Staatsanwalt wird von einem Freunde des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß Edmond Dantes, Second des Schiffes: der Pharaon, diesen Morgen von Smyrna angelangt, nachdem er Neapel und Porto Ferrajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Usurpator, und von dem Usurpator mit einem Briefe für das bonapartistische Comité in Paris beauftragt worden ist.

»Den Beweis von seinem Verbrechen wird man bekommen, wenn man ihn verhaftet; denn man findet diesen Brief entweder bei ihm, oder bei seinem Vater, oder in seiner Kajüte an Bord des Pharaon.«

»So ist Ihre Rache vernünftig, fuhr Danglars fort, »denn sie wird auf keine Weise auf Sie zurückfallen, und die Sache macht sich ganz von selbst. Man darf diesen Brief nur noch zusammenlegen und, wie ich es thue, darauf schreiben: **An den Herrn Staatsanwalt**. Dann wäre Alles abgemacht.«

Und Danglars schrieb die Adresse.

»Ja, Alles wäre abgemacht!« rief Caderousse, der durch eine letzte Anstrengung des Geistes dem Vorlesen gefolgt war und durch den Instinkt begriff, was für unselige Folgen eine solche Anzeige nach sich ziehen konnte. »Ja, Alles wäre abgemacht; aber das Ganze wäre eine Schändlichkeit.«

Und er streckte den Arm aus, um den Brief zu nehmen. Danglars aber stieß ihn außer den Bereich seiner Hand und erwiderte:

»Was ich sage und hier mache, geschieht auch nur im Scherz, und es würde mir vor Allen leid tun, wenn Dantes, dem guten Dantes etwas widerführe. Seht selbst . . . «

Er nahm den Brief, zerknitterte ihn in seinen Händen, und warf ihn in eine Ecke der Laube.

»So ist es gut,« sprach Caderousse, »Dantes ist mein Freund, und ich will nicht, daß man ihm Böses zufüge.«

»Ei, wer Teufels, denkt daran, ihm Böses zuzufügen! ich nicht, Fernand nicht,« sprach Danglars, stand auf und sah den jungen Mann an, welcher sitzen geblieben war, aber beständig das in eine Ecke geworfene verräterische Papier anschiele.

»Dann gebe man uns Wein.« sprach Caderousse, »ich will auf die Gesundheit von Edmond und der schönen Mercedes trinken.«

»Haft Du noch nicht genug getrunken, Säufer?« sagte Danglars. »Wenn Du fortfährst wirft Du genötigt sein hier liegen zu bleiben, denn Du kannst Dich nicht mehr auf Deinen Beinen halten.«

»Ich!« rief Caderousse und erhob sich mit der albernen Mattigkeit des trunkenen Menschen; »ich, soll mich nicht auf meinen Beinen halten können! Ich wette daß ich, und zwar ohne zu wanken, auf den Glockenturm der Aecoules steige.«

»Es sei.« sprach Danglars, »ich wette, doch erst für morgen, heute ist es Zeit, nach Hause zu kehren. Gib mir den Arm und laß uns weiter gehen.«

»Kehren wir nach Hause.« sprach Caderousse, »aber ich bedarf hierzu Deines Armes nicht. Kommst Du mit Fernand? Gehst Du mit uns nach Marseille?«

»Nein,« erwiderte Fernand, »ich kehre zu den Cataloniern zurück.«

»Du hast Unrecht, komm mit uns nach Marseille, komm!«

»Ich habe nichts in Marseille zu tun, und will nicht mitgehen.«

»Wie sagst Du? Du willst nicht, mein guter Junge? Ganz recht, nach Deinem Belieben. Freiheit für die ganze Welt! Komm, Danglars. und lassen wir den ernstesten Catalonier zurückkehren. wenn es ihm beliebt.«

Danglars benützte diesen Augenblick guten Willens von Caderousse, und zog ihn in der Richtung von Marseille fort. Um jedoch Fernand einen kürzeren und leichteren Weg zu öffnen, kehrte er, statt auf dem Qual de la Rive-Neuve, durch die Porte-Saint-Victor zurück.

Caderousse folgte ihm schwankend und an seinen Arm angeklammert.

Als Danglars zwanzig Schritte gemacht hatte, wandte er sich um und sah, daß sich Fernand auf das Papier stürzte, das er sogleich in seine Tasche steckte. Dann entfernte sich der junge Mann eiligst aus der Laube und wandte sich nach dem Villon zu.

»Ei, was macht er denn?« sprach Caderousse. »er hat uns belogen. Er sagte, er ginge zu den Cataloniern, und nun geht er in die Stadt, Holla, Fernand, Du täuschest Dicht mein Junge.«

»Du siehst nicht richtig,« versetzte Danglars; »er folgt ganz gerade dem Wege nach dem Vieilles-Infirmeries.«

»In der Tat.« sagte Caderousse, »ich hätte geschworen er ginge nach rechts. Der Wein ist offenbar ein Verräter.«

»Gut, gut,« murmelte Danglars, »die Sache ist im Gange und man darf ihr nur ihren Lauf lassen.«

Fünftes Kapitel. ***Das Verlobungsmahl***

Am andern Morgen erhob sich die Sonne rein und glänzend und ihre purpurnen Strahlen übergossen wie mit Rubinen die schäumenden Spitzen der Wellen.

Das Mahl war in dem ersten Stocke derselben Reserve bereitet worden, mit deren Laube wir bereits Bekanntschaft gemacht haben. Es war ein großer Saal, beleuchtet durch fünf bis sechs Fenstern, über denen immer eine (erkläre diese Erscheinung, wer es vermag) von den großen Städten von Frankreich angeschrieben war.

Eine Ballustrade von Holz, wie das übrige Gebäude zog sich diese Fenster entlang.

Obgleich man das Mahl erst für die Mittagsstunde angekündigt hatte, so war doch schon von elf Uhr an diese Ballustrade mit ungeduldigen Spaciergängern überladen. Es waren bevorzugte Matrosen des Pharaon und einige Soldaten. Freunde von Dantes. Um den Verlobten Ehre anzutun, zeigten sich Alle in ihren schönsten Kleidern.

Es ging das Gerücht unter den zukünftigen Gästen, die Reeder des Pharaon würden das Festmahl ihres Second mit ihrer Gegenwart beehren; aber dies wäre eine so große Ehre für Dantes gewesen, daß Niemand daran zu glauben wagte.

Als jedoch Danglars mit Caderousse anlangte, bestätigte er diese Nachricht. Er hatte am Morgen Herrn Morrel selbst gesehen, und Herr Morrel hatte ihm gesagt, er würde in der Reserve zu Mittag speisen.

Einen Augenblick nachher erschien wirklich Herr Morrel im Saale und wurde von den Matrosen des Pharaon mit einem einstimmigen Hurrah begrüßt. Die Anwesenheit des Reeders war für sie die Bestätigung der bereits im Umlauf begriffenen Sage, Dantes würde um Kapitän ernannt; und da Dantes an Bord sehr beliebt war, und diese braven Leute somit dem Reeder dankten, daß seine Wahl zufällig einmal mit ihren Wünschen im Einklange stand, so war Herr Morrel kaum eingetreten als man Danglars und Caderousse zu dem Verlobten abschickte. Man beauftragte sie, ihn von der Ankunft der wichtigen Person zu benachrichtigen, deren Anblick einen so lebhaften Eindruck hervorgebracht hatten und ihm zu sagen, er möge sich beeilen.

Danglars und Caderousse liefen rasch weg; aber sie hatten kaum hundert Schritte gemacht, als sie auf der Höhe des Pulvermagazines die kleine Truppe herbeikommen sahen.

Diese Truppe bestand aus vier jungen Mädchen Freundinnen von Mercedes und Catalonierinnen wie sie, welche die Braut begleiteten, der Edmond den Arm gab. Neben der Verlobten ging der Vater Dantes und hinter ihnen kam Fernand mit seinem bösen Lächeln.

Weder Mercedes noch Edmond bemerkten dieses böse Lächeln von Fernand. Die guten Kinder waren so glücklich, daß sie nur sich selbst und den schönen reinen Himmel sahen, der sie segnete.

Danglars und Caderousse entledigten sich als Botschafter ihres Auftrags. Nachdem sie einen sehr kräftigen und sehr Freundschaftlichen Händedruck mit Edmond ausgetauscht hatten, stellte sich Danglars neben Fernand, während Caderousse seinen Platz neben dem Vater Dantes, dem Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit, nahm.

Dieser Greis trug sein schönes Kleid von Taffet, das mit breiten, rautenförmig geschnittenen, stählernen Knöpfen verziert war. Seine magern, aber nervigen. Beine waren mit prächtigen getüpfelten, Baumwollenstrümpfen überzogen, welche auf hundert Meilen nach englischer Contrebande rochen. An seinem dreieckigen Hut hing eine Woge von weißen und blauen Bändern. Er stützte sich auf einen gedrehten und oben umgebogenen Stock, dem antiken Pedum (Hirtenstabe)

ähnlich. Man hätte glauben sollen, es wäre einer von den Muscadins,² welche im Jahre 1796 in den neu eröffneten Gärten des Luxembourg oder der Tuileries paradierten.

Neben ihm war, wie gesagt, Caderousse getreten, Caderousse, den die Hoffnung auf ein gutes Mahl vollends mit den Dantes ausgesöhnt hatte, Caderousse, in dessen Gedächtnis eine schwankende Erinnerung von dem blieb, was am Tage vorher sich zugetragen, wie man, am Morgen erwachend, in seinem Geiste den Schatten des Traumes findet, den man im Schlafe gemacht hat.

Danglars hatte, sich Fernand nähernd, einen tiefen Blick auf den unglücklichen Liebhaber geworfen. Fernand, der hinter dem zukünftigen Ehepaar ging, war von Mercedes völlig vergessen, welche in ihrer jugendlichen, unter dem Zauber der Liebe stehenden, Selbstsucht nur für Edmond Augen hatte. . . . Fernand wurde bleich und rot, gleichsam in raschen Stößen, welche immer wieder verschwanden, um einer zunehmenden Blässe Raum zu geben. Von Zeit zu Zeit schaute er gegen Marseille, und ein unwillkürliches Nervenzittern machte dann seine Glieder beben. Fernand schien irgend ein großes Ereignis zu erwarten oder wenigstens vorherzusehen.

Dantes war einfach gekleidet. Der Handelsmarine angehörend, hielt er die Mitte zwischen der militärischen Uniform und der bürgerlichen Tracht; und unter dieser Kleidung war sein durch die Freude und die Schönheit seiner Braut erhöhtes Aussehen vortrefflich.

Mercedes war schön, wie eine von den Griechinnen von Cypern oder Chios. mit den ebenholzschwarzen Augen und den Korallenlippen. Sie schritt mit dem freien Gange der Arlesierinnen und der Andalusierinnen einher. Ein städtisches Mädchen hätte vielleicht seine Freude unter einem Schleier, oder wenigstens unter dem Sammet seiner Augenbrauen zu verbergen gesucht; aber Mercedes lächelte und schaute diejenigen an, welche sie umgaben. und dieses Lächeln und diese Blicke sagten so offen. als es Worte hätten sagen können:

»Wenn Ihr meine Freunde seid, so freut Euch mit mir, denn in der Tat ich bin sehr glücklich!«

Sobald die Verlobten und ihr Geleite vor der Reserve angelangt waren, kam Herr Morrel herab und ging ihnen ebenfalls entgegen. begleitet von den Matrosen und den Soldaten, denen er das bereits Dantes gegebene Versprechen, daß dieser dem Kapitän Leclère in seinem Amte folgen würde, wiederholt hatte. Als Edmond ihn kommen sah, verließ er den Arm seiner Braut und legte ihn unter den von Herrn Morrel. Der Reeder und das junge Mädchen gaben sodann das Beispiel und stiegen zuerst die hölzerne Treppe hinauf, welche nach dem für das Mittagmahl bestimmten Saale führte, und fünf Minuten lang unter dem gewichtigen Tritte der Gäste ächzte.

»Mein Vater,« sprach Mercedes, mitten am Tische stille stehend, »Sie an meine Rechte, bitte ich: an meine Linke setze ich denjenigen, welcher mir als Bruder gedient hat,« fügte sie mit einer Sanftheit bei, welche Fernand wie ein Dolchstich in die tiefste Tiefe seines Herzens drang. Seine Lippen erbleichten, und unter der dunkeln Farbe seines männlichen Gesichtes konnte man noch einmal das nach dem Herzen strömende Blut sich zurückziehen sehen.

Während dieser Zeit hatte Dantes dasselbe Manoeuvre ausgeführt; an seine Rechte setzte er Herrn Morrel, an seine Linke Danglars; dann machte er mit der Hand ein Zeichen, es möge sich Jeder nach seinem Belieben einen Platz wählen.

Schon liefen um die Tafel her Würste von Arles mit dem starken, eigenthümlichen Geruche; Seekrebse mit der blendenden Schaale, Prayres in der rosenfarbigen Muschel, Seeigel, welche Kastanien umgeben von ihrer pikanten Hülle glichen, Cloris, denen die Feinschmecker des Südens einen bedeutenden Vorrang vor den Austern des Nordens geben; alle die Leckerbissen endlich, welche die Wellen auf das sandige Ufer wälzen und die dankbaren Schiffer unter dem allgemeinen Namen Seefrüchte bezeichnen.

² Während der Revolution nannte man die Modeherren oder Stutzer, Muscadins, weil Musc, Bisam, ihr Lieblingsodeur war. Den Namen Muscadin gab man ihnen hauptsächlich im Gegensatze zu den Sansculottes.

»Ein schönes Stillschweigen,« sprach der Greis, ein Glas Wein gelb wie Topas schlürfend, das der Vater Pamphile vor Mercedes gestellt hatte. »Sollte man glauben, es wären hier dreißig Personen, welche nur zu lachen wünschten!«

»Ei, ein Bräutigam ist nicht immer heiter!« erwiderte Caderousse.

»Es ist wahr, sagte Dantes, »ich bin zu glücklich in diesem Augenblick, um heiter zu sein. Wenn Sie es so verstehen, Nachbar, so haben Sie Recht. Die Freud bringt zuweilen eine seltsame Wirkung hervor: sie drängt zurück, wie der Schmerz.«

Danglars schaute Fernand an, dessen empfänglich Natur jede Bewegung in sich aufnahm und verarbeitete.

»Sollten Sie vielleicht etwas befürchten?« sagte er. »Es scheint mir im Gegenteil, daß Alles nach Ihren Wünschen geht.«

»Das ist es gerade, was mich erschreckt,« erwiderte Dantes. »Es scheint mir, der Mensch ist nicht geschaffen, um so leicht glücklich zu werden. Das Glück gleicht den Palästen der Zauberinseln, deren Eingänge von Drachen bewacht werden. Man muß kämpfen, um es zu erobern und ich weiß nicht, wodurch ich das Glück, der Gatte von Mercedes zu sein, verdient habe.«

»Der Gatte!, der Gatte!« rief Caderousse lachend; »noch nicht, mein Kapitän; versuche es ein wenig, den Gatten zu spielen, und Du wirst sehen, wie man Dich aufnimmt.«

Mercedes errötete.

Fernand quälte sich auf seinem Stuhle, bebte bei dem geringsten Geräusche, und wischte sich von Zeit zu Zeit große Schweißplatten ab, welche auf seiner Stirne perlt, wie die ersten Tropfen eines Platzregens.

»Meiner Treue,« sagte Dantes, »man braucht mich nicht Lügen zu strafen, Mercedes ist allerdings noch nicht meine Frau . . . «

Er zog seine Uhr.

»Aber in anderthalb Stunden wird sie es sein.«

Jeder stieß einen Schrei des Erstaunens aus, nur der Vater Dantes nicht, der durch ein breites Lachen seine noch schönen Zähne zeigte. Mercedes lächelte, und errötete nicht mehr. Fernand faßte krampfhaft nach dem Hefte seines Messers.

»In anderthalb Stunden,« sagte Danglars, ebenfalls erbleichend.

»Ja, meine Freunde,« antwortete Dantes. »Durch das Ansehen von Herrn Morrel, dem Manne, welchem ich nach meinem Vater am meisten auf dieser Welt zu verdanken habe, sind alle Schwierigkeiten beseitigt. Wir haben die Ausrufungen bezahlt, und um halb drei Uhr erwartet uns der Maire von Marseille auf dem Rathhause. Du es aber nun ein Viertel auf zwei Uhr geschlagen hat, so glaube ich mich nicht sehr zu täuschen, wenn ich sage, in einer Stunde und dreißig Minuten werde sich Mercedes Madame Dantes nennen.«

Fernand schloß die Augen: eine feurige Wolke brannte auf seinen Augenlidern; er stützte sich auf den Tisch und konnte sich eines dumpfen Seufzers nicht erwehren, der sich in dem Geräusche des Gelächters und der Glückwünsche der Versammlung verlor.

»So ist es gut,« sprach der Vater Dantes. »Heißt Ihr das keine Zeit verlieren? Gestern Morgen hier angekommen! heute um drei Uhr geheiratet! Die Seeleute gehen rasch an's Geschäft.«

»Aber die andern Förmlichkeiten?« wandte Danglars schüchtern ein, »der Vertrag, die schriftlichen Sachen?«

»Der Vertrag?« entgegnete Dantes lachend, »der Vertrag ist vollkommen gemacht, Mercedes hat nichts, ich habe auch nichts. Wir heiraten uns unter der Verwaltung der Gemeinde, und damit ist es aus! Das bedurfte keines langen Schreibens und wird nicht schwer zu bezahlen sein . . . «

Dieser Scherz veranlaßte einen Ausbruch der Freude und der Bravos.

»Was wir für ein Verlobungsmahl hielten, ist also einfach ein Hochzeitsmahl,« sagte Danglars.

»Nein,« erwiderte Dantes, »seid unbesorgt, Ihr sollt nichts dabei verlieren. Morgen früh reise ich nach Paris. Vier Tage zur Hinreise, vier Tage zur Herreise, einen Tag, um gewissenhaft den

Auftrag zu vollziehen, den ich übernommen habe, und am ersten März bin ich zurück; am zweiten also findet das wahre Hochzeitmahl statt.«

Die Aussicht auf einen neuen Schmaus verdoppeln die Heiterkeit dergestalt, daß der Vater Dantes, welcher sich am Anfang über die Stille beklagt hatte, mitten unter dem allgemeinen Gespräche vergebliche Versuche machte, seinen Glückwunsch für das zukünftige Ehepaar anzubringen.

Dantes erriet den Gedanken seines Vaters und erwiderte ihm mit einem liebevollen Lächeln. Mercedes fing an, nach der Stunde auf der Wanduhr des Speisesaales zu schauen, und machte Edmond ein kleines Zeichen.

Es fand um die Tafel her die geräuschvolle, freie Heiterkeit statt, welche bei den Leuten von den untern Ständen das Ende des Mahles bezeichnet. Diejenigen, welche mit ihren Plätzen unzufrieden waren, hatten sich vom Tische erhoben, um andere Nachbarn zu suchen. Alle sprachen zu gleicher Zeit, und Niemand antwortete auf das, was man ihm sagte, sondern Jeder beschäftigte sich nur mit seinen eigenen Gedanken.

Die Blässe von Fernand war beinahe auf die Wangen von Danglars übergegangen; Fernand selbst lebte nicht mehr, er schien ein Verdammter im Feuersee zu sein. Er hatte sich, einer der Ersten, erhoben, ging im Saale umher und bemühte sich, sein Ohr von dem Geräusche der Lieder und des Zusammenstoßens der Gläser abzusondern.

Caderousse näherte sich ihm in dem Augenblicke, wo Danglars, den er zu fliehen schien, denselben in einer Ecke des Saales aufsuchte.

»In der Tat,« sprach Caderousse, dem das freundliche Wesen von Dantes und besonders der gute Wein von Vater Pamphile den ganzen Überrest des Hasses genommen halten, dessen Keim durch das unerwartete Glück von Dantes in seine Seele geworfen worden war, »in der Tat, Dantes ist ein vortrefflicher Junger und wenn ich ihn neben seiner Braut stehen sehe, sage ich mir, es wäre Schade gewesen, wenn man ihm den schlechten Streich gespielt hätte, den Ihr gestern mit einander verabredet.«

»Du hast auch gesehen, erwiderte Danglars, »daß die Sache ohne Folgen blieb. Herr Fernand war Anfangs so niedergeschmettert, daß er mir bange machte; aber von dem Augenblick an, wo er seinen Entschluß so fest gefaßt hatte, daß er als erster Brautführer bei der Hochzeit seines Nebenbuhlers auftrat, war nichts mehr zu sagen.«

Caderousse schaute Fernand an, er war leichenbleich.

»Das Opfer muß um so größer erscheinen,« fuhr Danglars fort, »als das Mädchen in der Tat hübsch ist. Teufel! was ist doch mein Kapitän für ein glücklicher Bursche! Ich möchte nur zwölf Stunden lang Dantes heißen.«

»Gehen wir,« sagte Mercedes mit sanfter Stimme; »es ist zwei Uhr, und man erwartet uns um halb drei Uhr.«

»Ja, ja, wir wollen gehen,« antwortete Dantes und stand rasch auf.

»Laßt uns gehen!« riefen alle Gäste im Chor.

In demselben Augenblick sah Danglars, welcher Fernand nicht aus dem Gesichte verlor, wie dieser, der auf dem Fenstergesimse saß, plötzlich seine verstörten Augen weit aufriß, mit einer krampfhaften Bewegung sich erhob und dann wieder auf dasselbe Gesimse zurückfiel. Beinahe gleichzeitig vernahm man ein dumpfes Geräusch auf der Treppe. Dieses Geräusch eines schweren Trittes, der verworrene Lärmen von Stimmen, vermischt mit dem Klirren von Waffen, übertönten die Ausrufungen der Gäste, so gewaltig sie auch waren, und erregten die allgemeine Aufmerksamkeit, die sich alsbald durch ein ungewöhnliches Stillschweigen kundgab.

Der Lärm näherte sich, drei Schläge ertönten an der Thüre, Jeder schaute seinen Nachbar mit erstaunter Miene an.

»Im Namen des Gesetzes!« rief eine scharfe Stimme, der Niemand antwortete.

Sogleich öffnete sich die Thüre, und ein Commissär mit seiner Schärpe trat, gefolgt von vier bewaffneten Soldaten unter Anführung eines Corporals, in den Saal.

Die Unruhe machte dem Schrecken Platz.

»Was gibt es?« sagte der Reeder, dem Commissär, den er kannte, entgegengehend. »Es findet hier sicherlich ein Irrtum statt.«

»Wenn ein Irrtum stattfindet, Herr Morrel,« antwortete der Commissär, »so glauben Sie mir, daß er schleunigst wieder gut gemacht werden wird. Mittlerweile bin ich der Überbringer eines Verhaftsbefehles, und obgleich ich mit Bedauern meinen Auftrag erfülle, so muß ich ihn nichtsdestoweniger vollziehen. Wer von Ihnen meine Herren, ist Edmond Dantes?«

Alle Blicke wandten sich dem jungen Manne zu, der sehr bewegte aber seine Würde behauptend, einen Schritt vorwärts machte und erwiderte:

»Ich bin es, mein Herr, was wollen Sie von mir?«

»Edmond Dantes,« sprach der Commissär, »ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes.«

»Sie verhaften mich!« sagte Edmond mit einer leichten Blässe. »Warum verhaften Sie mich?«

»Ich weiß es nicht, mein Herr; »aber Ihr erstes Verhör wird Sie darüber belehren.«

Herr Morrel begriff, daß sich nichts gegen die Unbeugsamkeit der Verhältnisse tun ließ. Ein Commissär mit seiner Schärpe umgürtet, ist nicht mehr ein Mensch, ist die Statue des kalten, tauben, stummen Gesetzes.

Der Greis stürzte im Gegenteil dem Beamten entgegen: es gibt Dinge, welche das Herz eines Vaters oder einer Mutter nie begreifen werden. Er bat, er flehte, Bitten und Tränen vermochten nichts; aber seine Verzweiflung war so groß, daß der Commissär dadurch gerührt wurde.

»Mein Herr,« sagte er, »beruhigen sie sich Ihr Sollen hat vielleicht irgend eine Douane- oder Sanitätsförmlichkeit vernachlässigt, und wenn man die Auskunft von ihm erhalten hat, die man zu haben wünscht, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach in Freiheit gesetzt werden.«

»Ei, was soll das bedeuten?« sagte die Stirne faltend Caderousse zu Danglars, der den Erstaunten spielte.

»Weiß ich es?« entgegnete Danglars; »ich bin wie Du: ich sehe, was vorgeht, begreife nichts davon und bleibe ganz verwirrt.«

Caderousse suchte mit seinen Augen Fernand: er war verschwunden.

Die ganze Szene vom vorhergehenden Tage spielte sich nun mit einer furchtbaren Klarheit vor ihn. Man hätte glauben sollen, diese Katastrophe zöge den Schleier ab, welche die Trunkenheit am Abend vorher zwischen ihm und sein Gedächtnis geworfen hatte.

»Oh! Oh!« sagte er mit dumpfer Stimme, »sollte dies die Folge des Scherzes sein, von dem Ihr gestern sprachet, Danglars? In diesem Falle wehe dem, der ihn gemacht hat, denn er ist sehr traurig!«

»Keines Weges,« rief Danglars, »Du weißt, daß ich das Papier zerrissen habe.«

»Du hast es nicht zerrissen, Du warfst es in eine Ecke.«

»Schweige, Du hast nichts gesehen, Du warst betrunken.«

»Wo ist Fernand?« sagte Caderousse.

»Weiß ich es?« antwortete Danglars. »Ohne Zweifel geht er seinen Geschäften nach. Aber statt uns hiermit zu beschäftigen, wollen wir diesen armen Bekümmerten Trost bringen.«

Während dieses Gespräches drückte Dantes wirklich allen seinen Freunden die Hand und gab sich mit den Worten in Verhaft:

»Seid ruhig, der Irrtum wird sich aufklären, und wahrscheinlich komme ich nicht einmal in das Gefängnis.«

»Ganz gewiss, dafür wollte ich stehen,« sagte Danglars, der sich in diesem Augenblicke, wie gesagt, der Hauptgruppe näherte.

Der Commissär ging vor Dantes die Treppe hinab, dieser folgte ihm, umgeben von den Soldaten. Ein Wagen, dessen Schlag geöffnet wart wartete vor der Thüre. Er stieg ein. Zwei Soldaten

und der Commissär stiegen nach ihm ein. Der Schlag wurde geschlossen und der Wagen fuhr nach Marseille.

»Adieu, Dantes; adieu, Edmond!« rief Mercedes nach der Balustrade stürzend.

Der Gefangene hörte diesen letzten Schrei, der wie ein Schluchzen aus dem zerrissenen Herzen der Braut hervordrang. Er fuhr rasch mit dem Kopfe zu dem Schlage hinaus, rief:

»Auf Wiedersehen, Mercedes!« und verschwand an einer von den Ecken des Fort Saint-Nicolas.

»Erwartet mich hier,« sagte der Reeder, »ich nehme den ersten Wagen, den ich treffe, eile nach Marseille und bringe Euch bald Nachricht.«

»Gehen Sie,« riefen alle Stimmen, »gehen Sie und kommen Sie bald zurück.«

Nach diesem doppelten Abgange herrschte einen Augenblick eine gewisse Betäubung unter allen Zurückbleibenden.

Der Greis und Mercedes verharrten eine Zeit lang allein, jedes in seinen eigenen Schmerz versunken; endlich aber begegneten sich ihre Augen; sie erkannten sich als zwei von demselben Schlage getroffene Opfer und warfen sich einander in die Arme.

Mittlerweile kehrte Fernand zurück, schenkte sich ein Glas Wasser ein, leerte es und setzte sich auf einen Stuhl.

Zufällig war es ein Stuhl in der Nähe von dem, auf welchen Mercedes aus den Armen des Greises sank.

Mit einer instinkartigen Bewegung rückte Fernand seinen Stuhl zurück.

»Er ist es,« sagte zu Danglars Caderousse, der den Catalonier nicht aus dem Gesichte verloren hatte,

»Ich glaube es nicht,« erwiderte Danglars, »er ist zu albern; in jedem Fall mag der Streich auf den zurückfallen, welcher ihn ausgeführt hat.«

»Du sprichst nicht von demjenigen, von welchem der Rath dazu gegeben worden ist,« sagte Caderousse.

»Ah! meiner Treue, wenn man verantwortlich für das wäre, was man in der Luft spricht!« rief Danglars.

»Ja, wenn das, was man in die Luft spricht, mit der Spitze auf das gewünschte Ziel zurückfällt.«

»Während dieser Zeit stellten die Gruppen allerlei Vermutungen über die Verhaftung auf.

»Und Sie, Danglars, was denken Sie von diesem Ereignis?«

»Ich,« versetzte Danglars, »ich denke, daß er einige Ballen verbotene Waaren zurückgebracht hat.«

»Aber wenn dies der Fall wäre, so müßten Sie es wissen, Danglars, Sie, der Sie Rechnungsführer waren.«

»Ja, das ist wahr; aber der Rechnungsführer kennt nur die Colli, die ihm declarirt werden, ich weiß daß wir Baumwolle geladen haben, und weiter nichts; auch daß wir die Ladung bei Herrn Pastret in Alexandrien und in Smyrna bei Herrn Pascal eingenommen haben; fragt mich nicht mehr.«

»Oh! nun erinnere mich,« murmelte der arme Vater, sich an diese armseligen Trümmer anklammernd; »er sagte mir gestern, er hätte für mich eine Kiste mit Kaffee und eine Kiste mit Tabak.«

»Seht, das ist es,« sprach Danglars, »die Douane wird in unserer Abwesenheit einen Besuch an Bord des Pharaon gemacht und den Rosentopf entdeckt haben.«

Mercedes glaubte an alles Dies nicht; bis jetzt unterdrückt, brach plötzlich ihr Schmerz in gewaltigem Schluchzen aus.

»Ruhig, ruhig, Hoffnung!« sagte der Vater Dantes ohne zu wissen, was er sprach.

»Hoffnung!« wiederholte Danglars.

»Hoffnung!« suchte Fernand zu murmeln; aber das Wort erstickte ihn: seine Lippen bewegten sich, kein Ton kam aus seinem Munde.

»Meine Herren,« rief einer von den Gästen, der als Schildwache an der Balustrade geblieben war; »meine Herren, ein Wagen. Es ist Herr Morrel! Mut, Mut! ohne Zweifel bringt er uns gute Nachricht.«

Mercedes und der alte Vater liefen dem Reeder entgegen, dem sie an der Thüre begegneten. Herr Morrel war sehr bleich.

»Nun?« riefen sie gleichzeitig.

»Meine Freunde,« antwortete der Reeder, »die Sache ist ernster, als wir dachten.«

»Oh, Herr!« rief Mercedes, »er ist unschuldig!«

»Ich glaube es,« antwortete Herr Morrel, »aber man klagt ihn an.«

»Worüber?« fragte der alte Dantes.

»Ein bonapartistischer Agent zu sein.«

Diejenigen von meinen Lesern, welche in der Zeit gelebt haben, wo diese Geschichte sich ereignete, werden sich erinnern, was für eine furchtbare Anklage die von Herrn Morrel bezeichnete war.

Mercedes stieß einen Schrei aus; der Greis sank auf einen Stuhl.

»Oh! Du hast mich, hintergangen, Danglars,« murmelte Caderousse, »und der Scherz ist ausgeführt worden; aber ich will diesen Greis und dieses Mädchen nicht vor Schmerz sterben lassen, und ich werde ihnen Alles sagen.«

»Schweige, Unglücklicher!« rief Danglars, »oder ich stehe für Dich selber nicht; wer sagt Dir, daß Dantes nicht wirklich schuldig ist? Das Schiff hat die Insel Elba berührt, er ist an das Land gestiegen und einen ganzen Tag in Porto Ferrajo geblieben; wenn man einen Brief bei ihm fände; der ihn compromittirte, so müßten diejenigen, welche ihn unterstützt hätten, für seine Mitschuldigen gelten!«

Mit dem raschen Instinkte der Selbstsucht begriff Caderousse die ganze Haltbarkeit dieses Schlusses; er schaute Danglars mit Augen voll Furcht und Schmerz an, und machte für einen Schritt, den er vorwärts getan hatte, zwei rückwärts.

»Dann wollen wir warten,« sagte er.

»Ja; wir wollen warten,« sprach Danglars; »ist er unschuldig, so setzt man ihn in Freiheit; ist er schuldig, so braucht man sich für einen Meuterer nicht zu gefährden.«

»Gehen wir, ich bin nicht im Stande, länger hier zu weilen.«

»Ja, komm,« versetzte Danglars; sehr erfreut einen Rückzugsgefährten zu finden; »komm, sie mögen sich herausziehen; wie sie können.«

Man entfernte sich; Fernand; der wieder die Stütze des jungen Mädchens geworden war; nahm Mercedes bei der Hand und führte sie zu den Cataloniern zurück. Die Freunde von Dantes führten den beinahe ohnmächtigen Greis nach den Allées de Meillan.

Bald verbreitete sich das Gerücht, Dantes sei als bonapartistischer Agent verhaftet worden, durch die ganze Stadt.

»Hätten Sie das geglaubt; mein lieber Danglars?« sagte Herr Morrel, als er seinen Rechnungsführer und Caderousse wieder einholte; denn er eilte selbst in die Stadt zurück, um etwas von Edmond durch den Substituten des Staatsanwaltes; Herrn von Villefort; zu erfahren, den er kannte; »hätten Sie das geglaubt?«

»Bei Gott, Herr!« erwiderte Danglars; »ich sagte Ihnen; Dantes habe ohne allen Grund einen Aufenthalt auf der Insel Elba gemacht; und dieser Aufenthalt war mir; wie Sie wissen; verdächtig vorgekommen.«

»Haben Sie, Ihren Verdacht irgend Jemand außer mir mitgeteilt?«

»Ich hütete mich wohl,« erwiderte Danglars ganz leise; »Sie wissen, wegen Ihres Oheims, des Herrn Policar Morrel, der, unter dem Andern gedient hat und seine Gesinnung nicht verborgen hält; stehen Sie im Verdacht; Napoleon zu beklagen; ich hätte befürchtet, Edmond zu schaden, und in

Folge davon auch Ihnen; es gibt Dinge, welche ein Untergeordneter seinem Reeder mitzuteilen und allen Andern zu verbergen verpflichtet ist.«

»Gut, Danglars, gut!« sagte der Reeder; »Sie sind ein braver Mann; auch habe ich an Sie gedacht für den Fall, daß dieser arme Dantes, Kapitän des *Pharaon* würde.«

»Wie dies, mein Herr?«

»Ja, ich fragte Dantes, was er von Ihnen dachte und ob es ihm widerstrebte, Sie an Ihrem Posten zu behalten, denn ich weiß nicht, warum ich eine gewisse Kälte zwischen Euch wahrzunehmen wähnte.«

»Und was hat er Ihnen geantwortet?«

»Er glaube wirklich unter Umständen, die er auch nannte, Unrecht gegen Sie gehabt zu haben, aber jeder der das Vertrauen des Reeders besitze, besitze auch das seinige.«

»Der Heuchler!« murmelte Danglars.

»Armer Dantes!« sprach Caderousse, »es war offenbar ein vortrefflicher Junge.«

»Ja, aber mittlerweile ist der *Pharaon* ohne Kapitän,« versetzte Herr Morrel.

»Oh!« sprach Danglars, »da wir erst in drei Monaten abreisen, so läßt sich hoffen, daß Dantes um diese Zeit in Freiheit gesetzt sein wird.«

»Allerdings, aber bis dahin?«

»Bis dahin bin ich da, Herr Morrel,« antwortete Danglars. »Sie wissen, daß ich die Führung eines Schiffes so gut kenne, als ein Kapitän, der nach den entferntesten Ländern reist; er bietet Ihnen sogar noch einen Vorteil, wenn Sie sich meiner bedienen, denn wenn Edmond aus dem Gefängnis kommt, brauchen Sie Niemand zu danken: er nimmt seinen Platz wieder ein und ich den meinigen, und damit ist die ganze Sache abgemacht.«

»Ich danke, Danglars, dadurch ist wirklich Alles geordnet. Übernehmen Sie also das Commando, ich bevollmächtige Sie dazu, und beaufsichtigen Sie das Löschen, welches Unglück auch den Einzelnen begegnen mag, die Geschäfte dürfen nie darunter leiden.«

Seien Sie unbesorgt; aber kann man ihn denn wenigstens sehen, diesen guten Edmond?«

»Ich werde Ihnen das bald sagen, Danglars; ich will es versuchen, Herrn von Villefort zu sprechen und zu Gunsten des Gefangenen in das Mittel zu treten. Ich weiß wohl, daß jener ein wütender Royalist ist; aber obgleich Royalist und Staatsanwalt, ist er doch auch ein Mensch, und ich halte ihn nicht für böseartig.«

»Nein, aber ich hörte, er wäre ehrgeizig und das ist sich sehr ähnlich.«

»Rune wir wollen sehen,« sagte Herr Morrel mit einem Seufzer; gehen Sie an Bord, ich komme zu Ihnen.«

Und er verließ die zwei Freunde, um den Weg nach dem Justizpalaste einzuschlagen.

»Du siehst die Wendung, welche die Sache nimmt, sprach Danglars zu Caderousse. »Hast Du noch Lust Dantes zu unterstützen?«

»Gewiß nicht, aber es ist doch etwas Furchtbares, daß ein Scherz solche Folgen hat.«

»Der Teufel! wer hat ihn gemacht? weder Du noch ich, nicht wahr? sondern Fernand. Du weißt, daß ich das Papier in einen Winkel geworfen habe; ich glaubte sogar, ich hatte es zerrissen.«

»Nein, nein,« erwiderte Caderousse, »Oh! was das betrifft, so bin ich meiner Sache sicher, ich sehe es zusammengerollt und ganz zerknittert in der Ecke der Laube, und ich wollte, es wäre noch dort.«

»Fernand wird es aufgehoben haben, er hat es wahrscheinlich copirt oder copiren lassen, . . . vielleicht hat er sich nicht einmal diese Mühe genommen; wenn ich bedenke, mein Gott! . . . er hat am Ende meinen eigenen Brief abgeschickt. Zum Glücke hatte ich meine Handschrift verstellt.«

»Du wußtest also, daß Dantes in eine Meuterei verwickelt war?«

»Ich wußte nichts in der Welt und glaubte, wie gesagt, nur einen Scherz zu machen. Es scheint mir, ich habe, wie Arlequin, lachend die Wahrheit gesprochen.«

»Das ist am Ende einerlei, versetzte Caderousse; »ich gäbe viel, wenn diese Sache nicht vorgefallen wäre, oder wenn ich wenigstens in keiner Beziehung zu derselben stände. Du wirst sehen, daß sie uns Unglück bringt, Danglars.«

»Wenn sie Einem Unglück bringen soll, so ist es dem wahren Schuldigen, und der wahre Schuldige ist Fernand, wir sind es nicht. Was für ein Unglück soll uns begegnen? Wir haben uns nur ruhig zu verhalten, nicht von der ganzen Geschichte zu schnaufen, und das Gewitter geht vorüber, ohne daß der Donner fällt.«

»Amen,« sprach Caderousse, machte Danglars ein Zeichen des Abschiedes und wandte sich nach den Allées de Meillan, wobei er jedoch beständig den Kopf schüttelte und mit sich selbst sprach, wie ganz und gar mit peinigenden Gedanken beschäftigte Leute zu tun pflegen.

»Gut,« sagte Danglars, »die Sache nimmt die von mir vorhergesehene Wendung; ich bin einstweilen Kapitän, und wenn dieser Dummkopf von einem Caderousse schweigen kann, überhaupt Kapitän. Es kann also nur der einzige Fall dazwischen treten, daß das Gericht Dantes freilassen wurde. Doch,« fügte er lächelnd bei, »die Justiz ist die Justiz und ich verlasse mich auf sie.«

Und hiernach sprang er in eine Barke und gab den Schiffern Befehl, ihn nach dem *Pharaon* zu rudern, wohin ihn erwähnter Maßen der Reeder beschieden hatte.

Sechstes Kapitel. *Der Substitut des Staatsanwaltes*

In der Rue du Grand-Cours, der Fontaine des Meduses gegenüber, in einem von den alten von Puget erbauten Häusern mit der aristokratischen Architektur feierte man zu derselben Stunde ebenfalls ein Verlobungsmahl. Nur gehörten die Schauspieler dieser Szene, statt Leute aus dem Volke, Matrosen und Soldaten zu sein, der Spitze der Marseiller Bevölkerung an. Es waren ehemalige Beamte, welche unter dem Usurpator ihren Abschied genommen hatten, alte Offiziere, welche aus den Reihen des französischen Heeres desertiert waren, um zu der Armee von Condé überzugehen; junge Leute von, ihrer Familie, welche über ihre Existenz trotz der vier bis fünf Stellvertreter, die sie bezahlt hatten, nicht beruhigt war, in dem Hasse gegen den Mann erzogen, aus dem fünf Jahre der Verbannung einen Märtyrer, und fünfzehn Jahre der Restauration einen Gott machen sollten.

Man saß bei Tische und das Gespräch war im Schwunge, glühend von allen Leidenschaften, von den Leidenschaften der Zeit, von den Leidenschaften, welche um so furchtbarer, um so lebendiger, um so erbitterter im Süden brausten. als seit fünf Jahren der religiöse Haß den politischen unterstützte.

Der Kaiser, – Fürst der Insel Elba, nachdem er der unumschränkte Beherrscher eines Weltalls gewesen warf eine Bevölkerung von fünf bis sechstausend Seelen regierend, nachdem er: *Es lebe Napoleon!* von hundert und zwanzig Millionen in zehn verschiedenen Sprachen hatte rufen hören, wurde hier wie ein auf immer für den Thron von Frankreich verlorener Mensch behandelt. Die Beamten enthüllten politische Mißgriffe, die Militäre sprachen von Moskau und Leipzig, die Frauen von seiner Scheidung von Josephine. Dieser freudigen, nicht über den Fall des Mannes, sondern über die Vernichtung des Prinzips triumphierenden royalistischen Welt kam es vor, als begänne das Leben wieder für sie, als erwachte sie aus einem peinlichen Traume.

Ein mit dem Sanct-Ludwigs-Kreuz geschmückter Mann erhob sich und schlug die Gesundheit des Königs Ludwig XVIII. seinen Gästen vor. Es war der Marquis von Saint-Meran.

Bei diesem Toast, der zugleich an den Verbannten von Hartwell und an den pacificirenden König von Frankreich erinnerte, entstand ein gewaltiges Geräusch, die Gläser wurden auf englische Weise emporgehoben, die Frauen machten ihre Sträuße los und bestreuten das Tischtuch damit. Es herrschte eine beinahe dichterische Begeisterung.

»Sie müßten zugeben, wenn sie da wären,« sprach die Marquise von Saint-Meran, eine Frau mit trockenem Auge, dünnen Lippen, mit aristokratischer und trotz ihrer fünfzig Jahre noch zierlicher Tournure, »alle diese Revolutionäre, welche uns vertrieben haben, und die wir unsererseits ganz ruhig in ihren alten Schlössern, welche sie unter der Schreckensregierung für ein Stück Brot erkaufte, Meutereien anzetteln lassen, sie müßten anerkennen sage ich, daß die wahre Ergebenheit auf unserer Seite war, denn wir hielten an der einstürzenden Monarchie während sie im Gegenteil die aufgehende Sonne begrüßten und ihr Glück machten, indes wir das unsere verloren; sie müßten anerkennen, daß *unser* König Ludwig der Viel geliebte wirklich gut war, während ihr Usurpator nie etwas Anderes gewesen ist, als Napoleon der Verfluchte, nicht wahr, Villefort?«

»Sie sagen, Frau Marquise? . . . verzeihen Sie, ich war nicht bei dem Gespräche . . . «

»Ah, lassen Sie die Kinder, Marquise,« versetzte der Greis, der den Toast gebracht hatte; »diese Kinder wollen sich heiraten und haben natürlich von etwas Anderem mit einander zu sprechen, als von Politik.«

»Ich bitte um Vergebung, meine Mutter,« sagte eine junger hübsche Person mit blonden Haaren und mit einem Sammetauge, »ich gebe Ihnen Herrn von Villefort zurück, den ich für eine Minute in Anspruch genommen hatte. Herr von Villefort, meine Mutter spricht mit Ihnen.«

»Ich bin bereit, der gnädigen Frau zu antworten, wenn sie die Güte haben will, ihre Frage, die ich nicht genau verstand, zu wiederholen,« sagte Herr von Villefort.

»Man vergibt Dir, Renée,« sprach die Marquise mit einem zärtlichen Lächeln, das man über dieses trockene Gesicht schweben zu sehen erstaunt war; aber das Herz der Frau ist so beschaffen, daß es, so dürr es auch unter dem Hauche der Vorurteile und den Anforderungen der Etiquette werden mag, immer noch einen fruchtbaren und lachenden Winkel hat: es ist der Winkel, der von Gott der mütterlichen Liebe geheiligt worden ist. »Man vergibt Dir. Ich sagte, Villefort, die Bonapartisten hätten weder unsere Begeisterung, noch unsere Überzeugung, noch unsere Ergebenheit.«

»Ah! Madame, Sie haben wenigstens etwas, das alles Dies ersetzt: es ist der Fanatismus. Napoleon ist der Mahomet des Westen, er ist für alle diese aus dem Volke abstammenden, aber mit erhabenem Ehrgeize ausgerüsteten Menschen nicht. nur ein Gesetzgeber und Herr, sondern auch ein Musterbild, das Musterbild der Gleichheit.«

»Der Gleichheit!« rief die Marquise, »Napoleon das Musterbild der Gleichheit! Und was werden Sie dann aus Herrn von Robespierre machen? Es scheint mir, Sie stehlen ihm seinen Platz, um ihn dem Corsen zu geben.«

»Nein, Madame,« antwortete Villefort, »ich lasse Jeden auf seinem Piedestal, Robespierre, Place Louis XV. auf seinem Schafott, Napoleon, Place Vendome auf seiner Säule; nur hat der Eine eine Gleichheit gemacht, welche erniedrigt, der Andere eine Gleichheit, welche erhöht; der Eine hat die Könige auf das Niveau der Guillotine, der Andere hat das Volk auf das Niveau des Thrones erhoben. Damit will ich nicht sagen,« fügte Villefort lachend bei, »es seien nicht alle Beide heillose Empörer, und der 9. Thermidor und der 4. April 1814 seien nicht glückliche Tage für Frankreich und würdig, durch die Freunde der Ordnung und der Monarchie gleich festlich begangen zu werden; aber dies erklärt auch wie Napoleon, obgleich gefallen, um, wie ich hoffe nie mehr aufzustehen, seine Anhänger, seine Seiden behalten hat.«

»Wissen Sie, daß das, was Sie da sprechen, Villefort, auf eine Meile nach der Revolution riecht? Aber ich vergebe Ihnen. Man kann nicht Sohn eines Girondisten sein, ohne einen Erdgeschmack beizubehalten.«

Eine lebhaftete Röte bedeckte die Stirne von Villefort.

»Mein Vater war Girondist, Madame,« sagte-er, »das ist wahr; aber mein Vater hat nicht für den Tod des Königs gestimmt. Mein Vater war geächtet durch dieselbe Schreckensregierung, welche Sie ächtete, und es fehlte nicht viel, so hätte er sein Haupt auf dasselbe Blutgerüste legen müssen, welches das Haupt Ihres Vaters fallen sah.«

»Ja,« sprach die Marquise, ohne daß diese blutige Erinnerung irgend eine Veränderung in ihren Gesichtszügen zur Folge hatte, »nur mit dem Unterschiede, daß Beide aus geradezu entgegengesetzten Gründen den Kopf verloren hätten. Zum Beweise mag dienen, daß meine ganze Familie den verbannten Prinzen anhänglich geblieben ist, während sich die Ihrige eiligst mit der neuen Regierung verband, und daß, nachdem der Bürger Noirtier Girondist gewesen war, der Graf Noirtier Senator geworden ist.«

»Meine Mutter,« rief Renée, »Sie wissen, daß es verabredet war. nicht mehr von allen diesen schlimmen Erinnerungen zu sprechen.«

»Madame,« versetzte Villefort, »ich verbinde mich mit Fräulein von Saint-Meran, um Sie demütig um Vergessenheit des Vergangenen zu bitten. Wozu soll es nützen, über Dinge zu klagen, vor denen selbst der Wille Gottes ohnmächtig ist. Gott kann die Zukunft verändern. aber an der Vergangenheit vermag er nichts zu ändern. Wir Menschen vermögen, wenn nicht sie zu verleugnen, doch einen Schleier darüber zu werfen. Ich habe mich nicht nur von den Ansichten, sondern auch von dem Namen meines Vaters getrennt. Mein Vater war und ist vielleicht noch jetzt Bonapartist und heißt Noirtier; ich bin Royalist und heiße von Villefort. Lassen Sie also in dem alten Stamme einen Rest von revolutionärem Saft absterben, Madame, und sehen Sie nichts als den Schößling, der sich von diesem Stamme entfernt, ohne sich gänzlich von demselben lösen zu können, oder sogar lösen zu wollen.«

»Bravo, Villefort,« sprach der Marquis, »bravo, gut geantwortet! Ich habe auch der Marquise immer Vergessenheit des Vergangenen gepredigt, ohne es je von ihr erlangen zu können; Sie werden hoffentlich glücklicher sein.«

»Ja, es ist gut,« sprach die Marquise, »vergessen wir die Vergangenheit. mir ist es lieb und es bleibt also abgemacht. Aber Villefort soll wenigstens für die Zukunft unbeugsam sein. Vergessen Sie nicht, Villefort, daß wir bei seiner Majestät uns für Sie verantwortlich gemacht haben, daß Seine Majestät ebenfalls die Gnade hatte, auf unsere Empfehlung zu vergessen,« sie reichte ihm die Hand. »wie ich auf Ihre Bitte vergesse. Nur bedenken Sie, wenn irgend ein Meuterer in Ihre Hände fällt, daß die Augen um so mehr auf sie gerichtet sind, als man weiß, daß Sie einer Familie angehören, welche vielleicht mit diesen Meuterern in Verbindung steht.«

»Ah, Madame,« sprach Villefort, »mein Gewerbe, und besonders die Zeit, in welcher wir leben, gebieten mir streng zu sein, und ich werde es sein. Bereits hatte ich einige politische Anklagen aufrecht zu erhalten, und ich habe in dieser Beziehung meine Probe abgelegt. Leider sind wir noch nicht damit zu Ende.«

»Sie glauben?« sagte die Marquise.

»Ich befürchte es. Napoleon ist auf der Insel Elba sehr nahe bei Frankreich. Seine Gegenwart, gleichsam im Angesichte unserer Küste, nährt die Hoffnungen seiner Parteigänger. Marseille ist voll von Offizieren auf halbem Solde, welche täglich unter nichtigen Vorwänden Streit mit den Royalisten suchen. Daraus entstehen Duelle unter den Menschen der höheren Klassen, daraus Ermordungen im Volke.«

»Ja,« sagte der Graf von Salvieux, ein alter Freund von Herrn von Saint-Meran und Kammerherr des Herrn Grafen d'Artois, »ja, aber Sie wissen. daß ihm die heilige Allianz einen andern Wohnort anweist?«

»Es war allerdings bei unserer Abreise von Paris die Rede davon,« versetzte Herr von Saint-Meran, »Wohin schickt man ihn?«

»Nach Sanct Helena.«

»Nach Samt Helena!« Was ist das?« fragte die Marquise.

»Eine Insel zwei laufend Meilen von hier, jenseits der Linie,« antwortete der Graf.

»Das ist gut. Es war, wie Villefort sagt, eine große Thorheit, daß man einen solchen Menschen zwischen Corsica, wo er geboren ist, zwischen Neapel, wo sein Schwager noch herrscht, und im Angesichte von Italien ließ, aus dem er ein Königreich für seinen Sohn machen wollte.«

»Leider,« sprach Villefort, »haben wir die Verträge von 1814, und man kann Napoleon nicht berühren, ohne diese Verträge zu verletzen.«

»Nun, man wird sie verletzen,« sprach Herr von Salvieux. »Hat er die Sache so genau genommen. als es sich darum handelte. den unglücklichen Herzog von Enghien erschießen zu lassen?«

»Ja,« sprach die Marquise. »es ist abgemacht. Die heilige Allianz befreit Europa von Napoleon und Villefort befreit Marseille von seinen Parteigängern. Der König herrscht oder herrscht nicht: herrscht er, so muß seine Regierung stark. so müssen seine Beamten unbeugsam sein: das ist das Mittel, dem Bösen zu begegnen.«

»Leider Madame,« entgegnete Villefort lächelnd. »leider kommt ein Staatsanwalt immer erst wenn das Böse geschehen ist.«

»Dann ist es seine Sache. es wieder gut zu machen.«

»Ich könnte Ihnen sagen. Madame. daß wir das Böse nicht gut machen, sondern es rächen.«

»Oh. Herr von Villefort!« rief eine hübsche junge Person, die Tochter des Grafen von Salvieux und eine Freundin von Fräulein von Saint-Meran, »suchen Sie, so lange wir in Marseille sein werden. einen schönen Prozeß zu bekommen. Ich habe nie einen Assissenhof gesehen, und man sagt, es sei etwas Seltsames.«

»In der Tat. sehr seltsam. mein Fräulein.« erwiderte der Substitut. »denn statt einer scheinbaren Tragödie findet man ein wirkliches Drama; statt gespielter Schmerzen sind es wirkliche Schmerzen. Statt wenn der Vorhang herabgelassen ist, nach Hause zu gehen, mit seiner Familie zu Nacht zu speisen und sich ruhig niederzulegen, um am andern Tage wieder anzufangen, kehrt dieser Mensch in das Gefängnis zurück, wo er den Henker findet. Sie sehen. daß es für nervige Personen. welche Aufregungen suchen. kein Schauspiel gibt, das diesem gleichkommt. Seien Sie unbesorgt, mein Fräulein, wenn sich Gelegenheit zeigt, werde ich es Ihnen verschaffen.«

»Er macht uns beben und lacht dabei!« sprach Renée erbleichend.

»Was wollen Sie es ist ein Zweikampf . . . Ich habe schon fünf oder sechsmal die Todesstrafe bei politisch Angeklagten verlangt . . . Wer weiß, wie viele Dolche zu dieser Stunde im Schatten geschliffen werden oder gegen mich gerichtet sind?!«

»Oh! mein Gott!« rief Renée düster, »sprechen Sie im Ernste, Herr von Villefort?«

»In vollem Ernste, mein Fräulein.« erwiderte der Beamte lächelnd. »Und durch die schönen Prozesse, welche das Fräulein wünscht, um seine Neugierde zu befriedigen, und welche ich wünsche, um meinen Ehrgeiz zu befriedigen, wird sich die Lage der Dinge nur erschweren. Glauben Sie, daß diese Soldaten von Napoleon, gewohnt blindlings dem Feinde entgegen zu gehen, überlegen, wenn sie eine Patrone abbrennen oder mit dein Bajonnette angreifen? Werden sie mehr überlegen, um einen Mann zu töten, den sie für ihren persönlichen Feind halten, als um einen Russen, einen Oesterreicher oder einen Ungarn zu töten, den sie nie zuvor gesehen haben? Überdies muß das so sein, sonst hätte unser Handwerk keine Entschuldigung. Ich selbst, wenn ich in dem Auge des Angeschuldigten den leuchtenden Blitz der Rache zucken sehe, fühle mich ermutigt, begeistert; es ist nicht mehr ein Prozeß, es ist ein Kampf; ich fechte gegen ihn, er macht seine Stöße, ich mache meine Gegenstöße, und der Kampf endigt, wie alle Kämpfe, durch einen Sieg oder durch eine Niederlage. Das nennt man plaidiren! das ist die Gefahr, welche die Beredsamkeit bildet. Ein Angeschuldigter, der mir nach meiner Replique zu. lächeln würde, machte mich glauben, ich hätte schlecht gesprochen, was ich gesagt, wäre matte kraftlos, ungenügend gewesen. Denken Sie an das Gefühl des Stolzes, das einen von der Schuld des Angeklagten überzeugten Staatsanwalt erfaßt, wenn er den Schuldigen unter dem Gewichte der Beweise, unter den Blitzen seiner Beredsamkeit sich niederbeugen sieht, dieser Kopf beugt sich, er wird fallen.«

Renée stieß einen leichten Schrei aus.

»Das heiße ich sprechen.« sagte einer von den Gästen.

»Das ist ein Mann, wie man ihn in unseren Zeiten braucht,« rief ein Anderer.

»Bei Ihrer letzten Angelegenheit.« sprach ein Dritter, »sind Sie auch vortrefflich gewesen, Herr von Villefort, Sie wissen, der Mann, der seinen Vater ermordet hatte. Sie haben ihn buchstäblich getötet, ehe ihn der Henker nur berührte.

»Ah! für Vaternörder, das lasse ich mir gefallen.« versetzte Renée. »es gibt keine Strafe. welche für solche Menschen groß genug wäre; aber für die unglücklichen politisch Angeklagten!« . . .

»Das ist noch schlimmer, Renée, denn der König ist der Vater der Nation, und den König stürzen oder umbringen wollen, heißt den Vater von zwei und dreißig Millionen Menschen umbringen wollen.«

»Oh! das ist gleich. Herr von Villefort,« entgegnete Renée. »Sie versprechen mir Nachsicht für diejenigen. welche ich Ihnen empfehlen werde?«

»Seien Sie unbesorgt,« erwiderte Herr von Villefort mit seinem reizendsten Lächeln, »wir machen meine Requisitorien mit einander.«

»Meine Liebe.« sprach die Marquise. »kümmere Dich um Deine Vögel und um Deine Hündchen. und lasse Deinen zukünftigen Gatten seine Geschäfte abmachen. Heute ruhen die Waffen und die bürgerliche Amtstracht steht im Ansehen; es gibt darüber ein lateinisches Wort von großem Gewicht.«

»**Cedant arma togae,**« sprach Herr von Villefort sich verbeugend.

»Ich wagte es nicht, Lateinisch zu sprechen.« versetzte die Marquise.

»Ich glaube, ich würde es vorziehen, wenn Sie ein Arzt wären,« sprach Renée; oder Würgengel, obgleich er ein Engel ist, hat mich stets erschreckt.«

»Gute Renée murmelte Villefort und schaute dabei das Mädchen mit einem liebevollen Blicke an.

»Meine Tochter.« sagte der Marquis, »Herr von Villefort wird der moralische und politische Arzt dieser Provinz werden; glaube mir, es ist ihm eine schöne Rolle übertragen.«

»Und das wird das Mittel sein, diejenige vergessen zu machen, welche sein Vater gespielt hat.« fügte die unverbesserliche Marquise bei.

»Madame,« versetzte Villefort mit einem traurigen Lächeln. »ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, daß mein Vater, ich hoffe es wenigstens, die Irrthümer seiner Vergangenheit abgeschworen hat, daß er ein eifriger Freund der Ordnung und der Religion, vielleicht ein besserer Royalist, als ich bin, geworden ist, denn er ist es mit Reue und ich bin es nur mit Leidenschaft.«

Nach dieser abgerundeten Phrase schaute Villefort die Gäste an, um die Wirkung seiner Rede zu beobachten, wie er nach einer gleichbedeutenden Phrase im Gerichtssaale die Zuhörer angeschaut haben würde.

»Mein lieber Villefort,« versetzte der Graf von Salvieux, »das ist gerade, was ich vorgestern einem Minister des königlichen Hauses antwortete, der sich ein wenig Auskunft von mir über die seltsame Verbindung zwischen dem Sohne eines Girondisten und der Tochter eines Offiziers von der Armee von Condé erbat, und der Minister begriff es ganz wohl, dieses System der Vermischung ist das von Ludwig XVIII. Der König, welcher unser Gespräch, ohne daß wir es vermuteten, anhörte, unterbrach uns auch und sagte:»»Villefort (bemerken Sie wohl, der König sprach den Namen Noirtier nicht aus, sondern legte im Gegentheil einen Nachdruck auf den Namen Villefort), Villefort.«« sagte der König, »»wird seinen Weg machen; er ist ein bereits reifer junger Mann und gehört meiner Welt an. Ich habe es mit Vergnügen gesehen, daß ihn der Marquis und die Marquise von Saint-Meran zum Schwiegersohne nehmen, und ich würde ihnen diese Verbindung geraten haben, wären sie nicht zuerst gekommen, um mich um Erlaubnis zu dieser Heirat zu bitten.««

»Der König hat dies gesagt?« rief Villefort entzückt.

»Ich wiederhole Ihnen seine eigenen Worte, und wenn der Marquis offenherzig sein will, so wird er Ihnen zugestehen, daß das, was ich Ihnen hier mitteile, vollkommen mit dem im Einklang steht, was er ihm selbst gesagt hat, als er vor sechs Monaten von einer beabsichtigten Heirat zwischen Ihnen und seiner Tochter sprach.«

»Das ist wahr,« sagte der Marquis.

»Oh! ich habe also diesem guten Fürsten Alles zu verdanken! Was werde ich nicht tun, um ihm zu dienen!«

»So ist es gut,« sprach die Marquise, »so liebe ich Sie: es erscheine in diesem Augenblick ein Meuterer, und er wird willkommen sein.«

»Und ich, meine Mutter,« sagte Renée, »ich bitte Gott, er möge Sie nicht hören, und Herrn von Villefort nur kleine Diebe, schwache Bankerottirer und schüchterne Betrüger schicken, dann kann ich ruhig schlafen.«

»Das ist gerade,« versetzte Villefort, »als ob Sie einem Arzte Migränen, Röteln und Wespenstiche, Dinge welche nicht mehr als die Oberhaut gefährden, wünschen würden; wenn Sie mich als Staatsanwalt sehen wollen, so wünschen Sie mir im Gegentheil furchtbare Krankheiten deren Heilung dem Arzte Ehre macht.«

In diesem Augenblick, als hätte der Zufall nur das Aussprechen des Wunsches von Villefort abgewartet, damit dieser Wunsch in Erfüllung ginge, trat ein Kammerdiener ein und sagte ihm einige Worte in das Ohr. Villefort stand sich entschuldigend vom Tische auf und kam einige Minuten nachher mit heiterem Antlitz und lächelnden Lippen wieder zurück..

Renée schaute ihn liebevoll an; denn so gesehen, mit seinen blauen Augen, mit seiner matten Gesichtsfarbe und seinem schwarzen Backenbarte, war es ein wahrhaft zierlicher junger Mann. Der ganze Geist des jungen Mädchens schien an seinen Lippen zu hängen und die Erklärung seines augenblicklichen Verschwindens zu erwarten.

»Nun, mein Fräulein,« sagte Villefort, »Sie wünschten so eben zum Gatten einen Arzt zu besitzen. Ich habe mit den Schülern des Aesculap, (man sprach noch so im, Jahr 1815), die Ähnlichkeit, daß nie die Gegenwart mir gehört, und daß man mich sogar an Ihrer Seite, sogar beim Verlobungsmahle stört.«

»Und aus welcher Veranlassung stört man Sie, mein Herr?« fragte das Mädchen mit einer leichten Unruhe.

»Ach! wegen eines Kranken, welcher, wenn man dem glauben darf, was man mir sagt, in der höchsten Gefahr schwebt. Diesmal ist es ein schwerer Fall, und die Krankheit berührt das Schafott.«

»Oh mein Gott!« rief Renée erbleichend.

»Wirklich?« fragte einstimmig die ganze Versammlung.

»Es scheint, man hat ganz einfach ein bonapartistisches Complot entdeckt.«

»Ist es möglich?« sprach die Marquise.

»Hier ist die Denunciation.«

Villefort las:

»Der Herr Staatsanwalt des Königs wird von einem Freunde des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß Edmond Dantes, Second des Schiffes der Pharaon, diesen Morgen von Smyrna angelangt, nachdem er Neapel und Porto Ferrajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Usurpator, und von dem Usurpator mit einem Briefe für das bonapartistische Comité in Paris beauftragt worden ist.

»Den Beweis von seinem Verbrechen wird man bekommen. wenn man ihn verhaftet; denn man findet diesen Brief entweder bei ihm, oder bei seinem Vater, oder in seiner Kajüte an Bord des Pharaon.«

»Diesen Brief,« sagte Renée, »der überdies nur anonym ist, hat man jedoch an den Staatsanwalt adressiert, und nicht an Sie.«

»Ja, aber der Staatsanwalt ist nicht hier; in seiner Abwesenheit gelangte das Schreiben an den Sekretär, welcher die Briefe zu öffnen beauftragt war; er hat also diesen geöffnet, mich fachen lassen, und da er mich nicht fand, Befehl zur Verhaftung gegeben.«

»Der Schuldige ist verhaftet?« sagte die Marquise.

»Das heißt der Beklagte,« versetzte Renée.

»Ja, Madame.« erwiderte Villefort. »und wie ich so eben dem Fräulein Renée zu bemerken die Ehre hatte, . . . findet man den fraglichen Brief, so ist der Kranke sehr krank.«

»Wo ist der Unglückliche?« fragte Renée,

»Er wartet bei mir.«

»Gehen Sie. mein Freund,« sprach der Marquis, »versäumen Sie Ihre Pflichten nicht, um bei uns zu verweilen, wenn Sie der Dienst des Königs ruft.«

»Oh! Herr von Villefort.« sagte Renée die Hände faltend. »seien Sie nachsichtig, es ist heute unser Verlobungstag.«

Villefort ging um den Tisch und sprach, dem Stuhle des jungen Mädchens sich nähernd, auf dessen Lehne er sich stützte:

»Um Ihnen eine Unruhe zu ersparen. werde ich Alles tun, was ich vermag; aber wenn die Anzeigen sicher sind, wenn die Beschuldigung wahr ist, so muß man wohl dieses schlimme bonapartistische Kraut abschneiden.«

Renée bebte bei dem Worte abschneiden, denn das Kraut, um welches es sich handelte, hatte einen Kopf.

»Bah! bah!« rief die Marquise, »hören Sie nicht auf dieses junge Mädchen, Villefort.«

Und die Marquise reichte Villefort die trockene Hand die er küßte, während er Renée ansah und dieser mit den Augen sagte:

»Ihre Hand ist es, die ich küßte oder wenigstens in diesem Augenblick zu küssen wünschte.«

»Traurige Auspicien!« murmelte Renée.

»In der Tat, mein Fräulein,« sprach die Marquise, »Sie sind verzweiflungsvoll kindisch; ich frage Sie, was kann das Geschick des Staates mit den Empfindeleien Ihrer Einbildungskraft und Ihres Herzens gemein haben?«

»Oh meine Mutter!« murmelte Renée.

»Gnade für die schlechte Royalisten, Frau Marquise,« sagte von Villefort, »ich verspreche Ihnen meine Aufgabe als Substitut des Staatsanwalts gewissenhaft zu erfüllen, das heißt furchtbar streng zu sein.«

Aber während der Beamte diese Worte an die Marquise richtete, warf er zu gleicher Zeit verstohlen seiner Braut einen Blick zu, und dieser sagte:

»Sei unbesorgt, Renée, um Deiner Liebe willen werde ich nachsichtig sein.«

Renée erwiderte diesen Blick mit ihrem süßesten Lächeln, und Villefort entfernte sich mit dem Paradiese im Herzen.

Siebentes Kapitel.

Das Verhör

Kaum hatte Villefort den Speisesaal verlassen, als er seine heitere Maske ablegte, um die ernste Miene eines Mannes anzunehmen, der zu der erhabenen Function, über das Leben von seines Gleichen zu entscheiden, berufen ist. Trotz der Beweglichkeit seiner Gesichtsbildung, einer Beweglichkeit, die der Substitut, wie es ein geschickter Schauspieler tun muß, wiederholt an seinem Spiegel studiert hatte, war es dies Mal eine Arbeit für ihn, seine Miene zu halten und seine Züge zu verdüstern. Abgesehen von der Erinnerung an die politische Laufbahn seines Vaters, welche, wenn er sich nicht ganz und gar davon entfernte, seiner Zukunft in den Weg treten konnte, war Gérard von Villefort in diesem Augenblick so glücklich, als es einem Menschen zu sein vergönnt ist, Bereits durch sich selbst reich, nahm er mit sieben und zwanzig Jahren einen hohen Posten in der Magistratur ein. Er heiratete eine junge hübsche Person, die er liebte, nicht leidenschaftlich, sondern mit Vernunft, wie ein Substitut des Staatsanwaltes lieben kann. Neben ihrer Schönheit gehörte Fräulein von Saint-Meran, seine Braut, einer von den Familien an, die im besten Einvernehmen mit dem Hofe jener Zeit standen, und außer dem Einflusse ihres Vaters und ihrer Mutter, welche, da sie kein anderes Kind hatten, denselben ganz ihrem Schwiegersohne widmen konnten, brachte sie ihrem Gatten eine Mitgift von fünfzigtausend Thalern, die sich in der Hoffnung – ein grausames, durch die Heiratsvermittler erfundenes Wort – eines Tages mit einer Erbschaft von einer halben Million vermehren konnte. Alle diese Elemente bildeten im Verein für Villefort eine Gesamtsumme von so blendender Glückseligkeit, daß es ihm vorkam, als erblickte er Flecken in der Sonne, wenn er lange Zeit sein inneres Leben mit dem Gesichte der Seele betrachtet hatte.

Vor der Thüre fand er den Polizeikommissär, der auf ihn wartete. Bei dem Anblicke des schwarzen Mannes fiel er alsbald aus der Höhe des dritten Himmels auf die materielle Erde, auf der wir einhergehen. Er brachte sein Gesicht in die gehörige Haltung, näherte sich dem Beamten und sprach zu ihm:

»Hier bin ich, ich habe den Brief gelesen, und Sie thaten wohl darauf diesen Menschen zu verhaften. Geben Sie mir nun über ihn und über die Meuterei alle einzelnen Umstände an, welche Sie in Erfahrung gebracht haben.«

»Über die Meuterei, mein Herr, wissen wir noch nichts; alle Papiere die man bei ihm bekommen hat, sind in ein einziges Bündel zusammengepackt und in Ihrem Bureau versiegelt niedergelegt worden. Was den Angeschuldigten betrifft, so haben Sie aus dem Briefe, der denselben denunziert, ersehen, daß er Edmond Dantes heißt und Second an Bord des Dreimasters der Pharaon ist, welcher Baumwollenhandel mit Alexandrien und Smyrna treibt und dem Hause Morrel und Sohn in Marseille gehört.«

»Hat er bei der Militärmarine gedient, ehe er bei der Handelsmarine diente?«

»Oh nein, mein Herr, er ist ein ganz junger Mensch.«

»Wie alt?«

»Höchstens neunzehn bis zwanzig Jahre.«

In diesem Augenblicke und als Villefort, der der Grande-Rue folgte, an der Ecke der Rue des Conseils gelangt war, sprach ihn ein Mann an, der ihn im Vorbeigehen zu erwarten schien: es war Herr Morrel.

»Ah, Herr von Villefort!« rief der brave Mann als er den Substitut erblickte, »ich bin sehr glücklich Sie zu treffen. Denken Sie, daß man den seltsamsten, den unerhörtesten Mißgriff begangen hat: man hat den Second meines Schiffes, Edmond Dantes, verhaftet.«

»Ich weiß es, mein Herr,« antwortete Villefort, »und werde ihn sogleich verhören.«

»Oh, Herr!« fuhr Morrel, hingerissen von seiner Freundschaft für den jungen Mann, fort, »Sie kennen Denjenigen nicht, welchen man anklagt, aber ich kenne ihn. Denken Sie sich den sanftestem

den redlichsten Menschen, und ich wage wohl zu behaupten, den Mann der sein Geschäft bei der ganzen Handelsmarine am Besten versteht. Oh, Herr von Villefort, ich empfehle Ihnen denselben aufrichtig und von ganzem Herzen.«

Villefort gehörte, wie man sehen konnte, der adeligen Partei der Stadt an und Morrel der plebejischen. Der Erste war Ultraroyalist, der Zweite des Bonapartismus verdächtig. Villefort schaute Morrel verächtlich an und antwortete ihm mit kaltem Tone:

»Sie wissen, mein Herr, daß man sanft im Privatleben, ehrlich in seinen Handelsverbindungen, geschickt in seinem Berufe, und darum nicht minder, politisch zu sprechen, ein großer Verbrecher sein kann. Sie wissen das, nicht wahr, mein Herr?«

Der Beamte legte auf diese letzten Worte einen besondern Nachdruck, als wollte er sie auf den Reeder selbst anwenden, während sein forschender Blick bis in die Tiefe des Herzens dieses Mannes dringen zu wollen schien, welcher so kühn warf für einen Andern in das Mittel zu treten, während er wissen mußte, daß er selbst der Nachsicht bedurfte.

Morrel errötete, denn er fühlte, daß sein Gewissen in Beziehung auf seine politische Gesinnung nicht ganz rein war, und überdies beunruhigte seinen Geist einigermaßen die vertrauliche Mitteilung, welche ihm Dantes hinsichtlich seiner Zusammenkunft mit dem Großmarschall und einiger Worte gemacht hatte, welche von dem Kaiser an ihn gerichtet worden waren. Er fügte indessen mit dem Tone der tiefsten Teilnahme bei:

»Ich bitte Sie inständig, Herr von Villefort, seien Sie gerecht, wie Sie es sein müssen, gut, wie Sie es immer sind, und *geben Sie uns* schleunigst diesen armen Dantes zurück.«

Das »*Geben Sie uns*« klang in dem Ohre des Substituten des Staatsanwaltes ganz revolutionär.

»Ei ei,« sagte er ganz leise zu sich selbst, »geben Sie uns . . . sollte dieser Dantes zu irgend einer Carbonari-Verbindung gehören, daß sein Beschützer, ohne daran zu denken, sich der Collectivform bedient! Man hat ihn in einer Schenke verhaftet, wie mir der Commissär sagte: in zahlreicher Gesellschaft, fügte derselbe bei: das wird wohl eine Zusammenkunft gewesen sein.«

Dann antwortete er laut:

»Mein Herr, Sie können vollkommen ruhig sein. Sie werden nicht vergeblich an meine Gerechtigkeit appelliert haben, wenn der Angeklagte unschuldig ist. Ist er dagegen schuldig, so leben wir in einer schwierigen Zeit, mein Herr, wo die Straflosigkeit ein unseliges Beispiel geben würde. Ich werde also genötigt sein, meine Pflicht zu tun.«

Und hiernach, da er die Thüre seines unmittelbar an den Justizpalast anstoßenden Hauses erreicht hatte, grüßte er mit einer eisigen Höflichkeit den unglücklichen Reeder, der wie versteinert auf dem Platze blieb, wo ihn Villefort gelassen hatte, und trat majestätisch in seine Wohnung.

Das Vorzimmer war voll von Gendarmen und Polizeianten. Mitten unter ihnen stand streng bewacht, gleichsam umhüllt von flammenden Blicken des Hasses, ruhig und unbeweglich der Gefangene.

Villefort schritt durch das Vorzimmer, warf einen flüchtigen Blick auf Dantes, nahm ein Bündel Akten, das ihm ein Agent überreichte und verschwand mit den Worten:

»Man führe den Gefangenen vor.«

So rasch dieser Blick auch gewesen war, so genügte er doch für Villefort. um ihm einen Begriff von dem Menschen zu geben, den er verhören sollte. Er hatte den Verstand, in dieser breitem offenen Stirne den Mut in dem festen Augen und die Treuherzigkeit in den dicken, halb geöffneten Lippen erkannt, weiche eine doppelte Reihe von Zähnen, so weiß wie Elfenbein, erschauen ließen.

Der erste Eindruck war für Dantes günstig gewesen; aber Villefort hatte so oft als ein Wort tiefer Politik sagen hören, man müsse seiner ersten Bewegung mißtrauen, insofern diese die gute sei, daß er die Maxime auf den Eindruck anwandte, ohne die Verschiedenheit in Betracht zu ziehen, welche zwischen den zwei Worten stattfindet.

Er erstickte also die guten Instinkte, welche sich seines Herzens bemächtigen wollten, um von da seinen Geist anzugreifen, ordnete vor dem Spiegel sein Festtagsgesicht und setzte sich dann düster und drohend an seinen Schreibtisch.

Einen Augenblick nach ihm trat Dantes ein.

Der junge Mann war immer noch bleich, aber ruhig und lächelnd. Er verbeugte sich vor seinem Richter mit ungezwungener Artigkeit und suchte dann mit den Augen einen Stuhl, als wäre er in dem Salon des Reeders Morrel gewesen.

Jetzt erst begegnete er dem trüben Blicke von Villefort, dem Blicke, der den Männern des Justizpalastes eigenthümlich ist, welche nicht in ihren Gedanken lesen lassen wollen und aus ihrem Auge ein matt geschliffenes Glas machen. Dieser Blick belehrte ihn, daß er sich vor der Justiz, einer Gestalt von düsteren Formen, befand.

»Wer sind Sie und wie heißen Sie?« fragte Villefort, in den Akten blätternnd, die ihm der Agent bei seinem Eintritte übergeben hatte, und welche bereits sehr umfangreich geworden waren, so rasch hängt sich das Spionirhandwerk an den unglücklichen Körper, den man die Angeklagten nennt.

»Ich heiße Edmond Dantes, mein Herr,« antwortete der junge Mann mit einer ruhigen, klangreichen Stimme, »und bin Second an Bord des Schiffes der Pharaon, das den Herren Morrel und Sohn gehört.«

»Ihr Alter?« fuhr Villefort fort.

»Neunzehn Jahre,« antwortete Dantes.

»Was thaten Sie in dem Augenblick, wo Sie verhaftet wurden?«

»Ich wohnte meinem eigenen Verlobungsmahle bei mein Herr.« sagte Dantes mit einer leicht bewegten Stimme, so schmerzlich war der Contrast jener Augenblicke der Freude mit der traurigen Ceremonie, welche sich hier erfüllte, so sehr machte das düstere Gesicht von Herrn von Villefort das strahlende Antlitz von Mercedes in seinem ganzen Licht erglänzen.

»Sie wohnten Ihrem Verlobungsmahle bei?« sprach der Substitut unwillkürlich zitternd.

»Ja, mein Herr, ich bin im Begriff, ein Mädchen zu heiraten, das ich seit drei Jahren liebe.«

So empfindlich Villefort gewöhnlich war, so wurde er doch heftig von diesem Zusammentreffen berührt, und die bewegte Stimme von Dantes sollte eine sympathische Fiber im Grunde seiner Seele erwecken: er heiratete auch, er war auch glücklich. wie Dantes, und man hatte ihn in seinem Glücke gestört, damit er zur Vernichtung der Freude eines Menschen beitrüge, der, wie er, seiner Seligkeit so nahe stand.

»Diese philosophische Zusammenstellung,« dachte er, »wird große Wirkung bei meiner Rückkehr in den Salon von Herrn Meran hervorbringen;« und er ordnete im Voraus, während Dantes neue Fragen erwartete, in seinem Geiste die Gegensätze, mit deren Hilfe die nach Beifall trachtenden Redner Phrasen bauen, welche zuweilen zu dem Glauben führen, dieselben besitzen eine wirkliche Beredsamkeit.

Als seine kleine Rede im Innern geordnet war, lächelte Villefort über ihre Wirkung, und sagte zu Dantes zurückkehrend:

»Fahren Sie fort, mein Herr!«

»Was soll ich fortfahren.«

»Das Gericht zu erleuchten.«

»Das Gericht möge mir sagen, in welchem Punkte es Licht haben will, und ich werde ihm mitteilen, was ich weiß; nur,« fügte er ebenfalls mit einem Lächeln bei, »nur muß ich zum Voraus darauf aufmerksam machen, daß im nicht viel weiß.«

»Haben Sie unter dem Usurpator gedient?«

»Ich sollte bei der Militärmarine einverleibt werden, als er fiel«

»Man sagt, Sie haben sehr auffallende politische Ansichten,« sprach Villefort, bei dem man hiervon nicht gehaucht hatte, der jedoch gern die Frage stellte, wie man eine Anklage stellt.

»Meine politischen Ansichten, mein Herr, ach! ich schäme mich beinahe, es zu gestehen, aber ich habe nie das gehabt, was man eine Ansicht nennt; Ich bin kaum neunzehn Jahre alt, wie ich zu bemerken die Ehre hatte, ich weiß nichts, ich bin nicht bestimmt, irgend eine Rolle zu spielen, das Wenige aber, was ich weiß und was ich sein werde, wenn man mir die Stelle bewilligt, nach der ich trachte, habe ich Herrn Morrel zu verdanken. Alle meine Ansichten, ich sage nicht politische, sondern Privatansichten, beschränken sich auf folgende drei Gefühle: ich liebe meinen Vater, ich ehre Herrn Morrel und bete Mercedes an. Das ist Alles, mein Herr, was ich dem Gerichte sagen kann, und Sie sehen, daß es nicht sehr interessant für dasselbe ist.«

Während Dantes so sprach, schaute Villefort sein zugleich so sanftes und so offenes Gesicht an, und fühlte in seinen Geist die Worte von Renée zurückkehren, die, ohne den Gefangenen zu kennen, um Nachsicht für ihn gebeten hatte. Mit der Gewohnheit, welche der Substitut des Verbrechers und der Verbrecher bereits besaß, sah er bei jedem Worte von Dantes den Beweis seiner Unschuld hervortreten, dieser junge Mann, man könnte beinahe sagen, dieses Kind, einfach, natürlich, beredet mit jener Beredsamkeit des Herzens, die man nie findet, wenn man sie sucht, voll Zärtlichkeit für Alle, denn er war glücklich und das Glück macht sogar die Bösen gut, ergoß bis auf den Richter die sanfte Freundlichkeit, von der sein Herz überströmte. Edmond hatte in dem Blicke, in der Stimme, in der Gebärde, so rauh und streng Villefort gegen ihn gewesen war, nur Liebkosungen und Güte für denjenigen, welcher ihn befragte.

»Bei Gott.« sagte Villefort zu sich selbst, »das ist ein reizender Junge, und ich werde hoffentlich nicht viel Mühe haben, mich bei Renée willkommen zu machen, wenn ich ihrer Empfehlung Folge leiste. Das trägt mir einen guten Händedruck vor aller Welt und einen herzlichen Kuß in einem Winkel ein.«

Bei dieser doppelten Hoffnung erheiterte sich das Antlitz von Villefort dergestalt, daß, als er seine Blicke von seinem Gedanken auf Dantes übertrug, Dantes, der allen Bewegungen in der Physiognomie seines Richters gefolgt war, lächelte wie sein Gedanke.

»Mein Herr,« sprach Villefort, »ist Ihnen bekannt, daß Sie einige Feinde haben?«

»Feinde., ich?« erwiderte Dantes, »ich habe das Glück, noch zu wenig zu sein, als daß mir meine Stellung Feinde gemacht haben sollte. Was meinen vielleicht etwas lebhaften Charakter betrifft, so suche ich denselben stets gegen meine Untergeordneten zu mildern. Ich habe zehn bis zwölf Matrosen unter meinem Befehle, man befrage sie, mein Herr, und sie werden Ihnen sagen, daß sie mich lieben und achten, nicht wie einen Vater, dazu bin ich noch zu jung, sondern wie einen älteren Bruder.«

»Aber in Ermangelung von Feinden haben Sie vielleicht Neider. Sie sollen mit neunzehn Jahren zum Kapitän erwählt werden, das ist ein hoher Posten in Ihrem Stande; Sie sollen ein hübsches Mädchen heiraten, das Sie liebt, das ist ein seltenes Glück bei allen Ständen der Erde. Diele zwei Vorzüge des Schicksals konnten Ihnen Neider zuziehen.«

»Ja, Sie haben Recht, Sie müssen die Menschen besser kennen als ich, und das ist möglich. Sollten aber diese Neider unter meinen Freunden sein, so gestehe ich daß ich sie lieber nicht kennen lernen will, um sie nicht hassen zu müssen.«

»Sie haben Unrecht, mein Herr, man muß so viel als möglich klar um sich her sehen. In der Tat, Sie scheinen mir ein so würdiger junger Mann zu sein, daß ich von der gewöhnlichen Regel des Gerichtsverfahrens abgehen und Ihnen zum Lichte verhelfen will, indem ich Ihnen die Anzeige mitteile, durch die Sie vor mich gebracht worden sind. Hier ist das anklagende Papier. Erkennen Sie die Handschrift?«

Villefort zog den Brief aus seiner Tasche und reichte ihn Dantes, dieser schaute und las. Eine Wolke zog über seine Stirne hin und er sagte:

»Nein, mein Herr, ich kenne diese Handschrift nicht sie ist verstellt, und dennoch hat sie eine sehr freie Form. Jedenfalls ist es eine geschickte Hand, welche dieses geschrieben hat; ich bin sehr

glücklich,« fügte er Villefort dankbar anschauend bei, »daß ich es mit einem Manne, wie Sie sind, zu tun habe, denn in der Tat, mein Neider ist ein wahrer Feind.«

Und an dem Blitze, welcher in den Augen des jungen Mannes zuckte, als er diese Worte sprach, konnte Villefort erkennen, wie die heftige Energie unter dieser ursprünglichen Sanftmuth verborgen war.

»Und nun antworten Sie mir offenherzig, mein Herr.,« sagte der Substitut, »nicht wie ein Angeklagter seinem Richter. sondern wie ein Mensch in einer falschen Stellung einem andern Menschen antwortet, der sich für ihn interessiert: was ist wahr an dieser anonymen Anklage?«

Villefort warf mit Widerwillen den Brief, den ihm Dantes zurückgegeben hatte, auf den Schreibtisch.

»Alles oder nichts, mein Herr. Hören Sie die keine Wahrheit, bei meiner Seemannslehre, bei meiner Liebe für Mercedes, bei dem Leben meines Vaters!«

»Sprechen Sie. mein Herr,« sagte Villefort laut.

Dann fügte er leise bei:

»Wenn mich Renée sehen könnte. so wäre sie hoffentlich mit mir zufrieden und würde mich nicht mehr einen Kopfschneider nennen.«

»Nun wohl! als wir Neapel verließen. wurde der Kapitän Leclère von einer Hirnentzündung befallen. Da wir keinen Arzt an Bord hatten und er an keinem Punkte der Küste anhalten wollte, denn es drängte ihn, nach der Insel Elba zu gelangen, so verschlimmerte sich seine Krankheit dergestalt, daß er am Ende des dritten Tages, als er fühlte, daß er sterben sollte, mich zu sich rief und zu mir sprach: »»Mein lieber Dantes, schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, zu tun, was ich Ihnen sagen werde, es betrifft hohe Interessen.««

»»Ich schwöre es Ihnen, Kapitän.«« antwortete ich.

»»Da nach meinem Tode das Commando des Schiffes Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Second gebührt, so übernehmen Sie dasselbe; Sie steuern nach der Insel Elba, landen in Porto Ferrajo, fragen nach dem Großmarschall und übergeben ihm diesen Brief. Vielleicht gibt man Ihnen einen andern Brief und beauftragt Sie mit irgend einer Sendung. Diese Sendung, Dantes, welche mir vorbehalten war, werden Sie an meiner Stelle erfüllen, und alle Ehre wird Ihnen zukommen.««

»»Ich werde es tun, Kapitän. Aber vielleicht gelangt man nicht so leicht, als Sie glauben mögen, zu dem Großmarschall.««

»»Hier ist ein Ring, den Sie ihm überschicken.«« versetzte der Kapitän, »»und alle Schwierigkeiten werden gehoben sein.««

»Bei diesen Worten händigte er mir einen Ring ein; es war die höchste Zeit, zwei Stunden nachher erfaßte ihn das Delirium; am andern Tage war er tot.«

»Und was thaten Sie. mein Herr?«

»Was ich tun mußte, und was Jeder an meiner Stelle getan hätte. In jedem Fall sind die Bitten eines Sterbenden heilig; bei den Seeleuten aber sind die Bitten der Vorgesetzten Befehle, die man zu erfüllen hat. Ich steuerte also nach der Insel Elba, wo ich am andern Tage anlangte. Ich configurierte die ganze Mannschaft an Bord und stieg allein an das Land. Wie ich vorhergesehen hatte, machte man mir einige Schwierigkeiten, um mich bei dem Großmarschall einzuführen. Aber ich sandte ihm den Ring, der mir als Erkennungszeichen dienen sollte, und alle Thüren öffneten sich vor mir. Er empfing mich, fragte mich nach den letzten Umständen bei dem Tode des unglücklichen Leclère und übergab mir, als hätte er es geahnet. einen Brief, den er mich persönlich nach Paris zu bringen beauftragte. Ich versprach es ihm, denn das hieß den letzten Willen meines Kapitäns erfüllen. Ich stieg hier an das Land ordnete rasch alle Schiffsangelegenheiten und lief dann zu meiner Braut, die ich liebevoller und schöner als je wiederfand. Mit Hilfe von Herrn Morrel beseitigten wir alle kirchlichen Schwierigkeiten. Ich feierte endlich, wie ich Ihnen sagte, mein Verlobungsmahl, sollte mich in einer Stunde verheiraten. und gedachte morgen nach Paris abzureisen, als ich auf die Denunciation hin, welche Sie jetzt eben so sehr zu verachten scheinen als ich, verhaftet wurde.«

»Ja, ja,« murmelte Villefort, »alles Dies erscheint mir der Wahrheit gemäß, und wenn Sie schuldig sind, so sind Sie nur einer Unklugheit schuldig, und diese wird noch durch die Befehle Ihres Kapitäns gleichsam gesetzlich. Geben Sie uns den Brief, den man Ihnen auf Elba, eingehändigt hat. Verpfänden Sie mir Ihr Ehrenwort, sich bei der ersten Vorladung zu stellen, und kehren Sie zu Ihren Freunden zurück.«

»Ich bin also frei, mein Herr!« rief Dantes im Übermaß der Freude.

»Ja, nur geben Sie mir den Brief.«

»Er muß vor Ihnen liegen, mein Herr, denn man hat ihn mir mit meinen andern Papieren genommen, und ich erkenne einige davon unter diesem Stoße.«

»Warten Sie,« sprach der Substitut zu Dantes, der seine Handschuhe und seinen Hut nahm; »warten Sie, An wen war er adressiert?«

»An Herrn Noirtier. Rue Coq-Héron in Paris.«

Wäre der Blitz auf Villefort gefallen. er hätte nicht rascher und unvorhergesehener treffen können. Er sank auf seinen Stuhl zurück, von dem er sich halb erhoben hatte, um den Stoß Papiere, die man Dantes abgenommen, zu erreichen, und denselben rasch durchblättern, zog er den unseligen Brief hervor, auf welchen er einen Blick voll unsäglichen Schreckens warf.

»Herr Noirtier. Rue Coq-Héron. Nro. 13.« murmelte er immer mehr erbleichend.

»Ja. mein Herr.« antwortete Dantes erstaunt. »Kennen Sie ihn?«

»Nein,« versetzte Villefort lebhaft; »ein treuer Diener des Königs kennt die Meuterer nicht.«

»Es handelt sich also um eine Meuterei?« sagte Dantes, der, nachdem er sich frei geglaubt hatte, von einer noch größeren Bangigkeit als zuvor erfaßt wurde. »Jeden Falls wußte ich, wie ich Ihnen vorhin sagte, durchaus nichts von der Depeche, deren Träger ich war.«

»Ja,« versetzte Villefort, mit dumpfem Tone, »aber Sie wissen den Namen des Adressaten.«

»Um ihm selbst den Brief zu überbringen, mußte ich ihn wohl wissen.«

»Und Sie haben diesen Brief Niemand gezeigt?« fragte Villefort, während er las und immer mehr erbleichte.

»Niemand, mein Herr, auf Ehre!«

»Niemand weiß, daß Sie der Träger eines von der Insel Elba kommenden und an Herrn Noirtier adressierten Briefes waren?«

»Niemand, mit Ausnahme desjenigen, welcher mit denselben zugestellt hat.«

»Das ist zu viel, das ist noch zu viel!« murmelte Villefort.

Die Stirne von Villefort verdüsterte sich immer mehr, je näher er dem Ziele kam. Seine bleichen Lippen, seine zitternden Händel, seine glühenden Augen erregten in dem Geiste von Dantes die traurigsten Befürchtungen.

Nachdem Villefort vollends gelesen hatte, ließ er sein Haupt in seine Hände sinken und blieb einen Augenblick unbeweglich.

»Oh mein Gott! was gibt es denn, mein Herr?« fragte Dantes schüchtern.

Villefort antwortete nicht, aber nach einer Minute richtete er seinen bleichen, verstörten Kopf wieder auf und las den Brief zum zweiten Male.

»Ist Sie sagen, Sie wissen nichts von dem Inhalte des Briefes?« sprach Villefort.

»Ich wiederhole Ihnen bei meiner Ehre, ich weiß nichts davon,« antwortete Dantes; »aber mein Gott was haben Sie denn? Sie sind unwohl! Soll ich läuten? Soll ich rufen?«

»Nein mein Herr,« antwortete Villefort rasch aufstehend, »rühren Sie sich nicht, sprechen Sie kein Wort. Es ist meine Sache, hier Befehl zu geben, und nicht die Ihrige.

»Mein Herr,« versetzte Dantes verletzt, »ich wollte Ihnen nur beistehen.«

»Ich brauche nichts, ein vorübergehender Schwindel nicht mehr: beschäftigen Sie sich mit sich selbst, und nicht mit mir. Antworten Sie.«

Dantes erwartete das Verhör, welches diese Frage ankündigte, aber vergebens; Villefort fiel auf seinen Stuhl zurück, fuhr mit einer eisigen Hand über seine mit Schweiß übergossene Stirne und las den Brief zum dritten Male.

»Ah, wenn er weiß, was dieser Brief enthält, und wenn er je erfährt, daß Noirtier der Vater von Villefort ist, so bin ich verloren, auf immer verloren.«

Und von Zeit zu Zeit schaute er Edmond an als hätte sein Blick die unsichtbare Schranke durchbrechen können, welche in dem Herzen die Geheimnisse einschließt die der Mund bewahrt.

»Wir dürfen nicht mehr daran zweifeln!« rief er plötzlich.

»Aber in des Himmels Namen, mein Herr!« sprach der unglückliche junge Manne »wenn Sie an mir zweifeln, wenn Sie einen Verdacht gegen mich haben, so fragen Sie mich, und ich bin bereit zu antworten.«

Villefort machte eine heftige Anstrengung gegen sich selbst und sagte mit einem Tone, dem er Sicherheit verleihen wollte:

»Mein Herr, die schwersten Anschuldigungen entspringen für Sie aus Ihrem Verhöre. Es steht also nicht in meiner Gewalt, wie ich Anfangs gehofft hatte, Sie in Freiheit zu sehen. Ehe ich eine solche Maßregel nehme, muß ich mich mit dem Untersuchungsrichter berathen. Mittlerweile haben Sie gesehen, wie ich gegen Sie verfahren bin.«

»Oh ja, mein Herr!« rief Dantes, »und ich danke Ihnen, denn Sie sind für mich eher ein Freund als ein Richter gewesen.«

»Nun wohl, mein Herr! ich werde Sie noch einige Zeit, doch so kurz, als nur immer möglich, gefangen halten. Die Hauptanklage gegen Sie liegt in diesem Briefe, und Sie sehen . . . «

Villefort näherte sich dem Kamin, warf ihn in das Feuer und blieb dabei stehen, bis er völlig in Asche verwandelt war.

»Und Sie sehen,« fuhr er fort, »daß ich ihn vernichte.«

»Oh, mein Herr!« rief Dantes, »Sie sind mehr als die Gerechtigkeit, Sie sind die Güte!«

»Doch hören Sie mich,« sprach Villefort, »nach einer solchen Handlung müssen Sie natürlich Zutrauen zu mir haben, nicht wahr?«

»Oh, mein Herr, befehlen Sie ich werde Ihre Befehle befolgen!«

»Nein,« sagte Villefort, sich dem jungen Manne nähernd, »nein, ich will Ihnen keinen Befehl, sondern einen guten Rath geben.«

»Sprechen Sie, und ich werde mich ganz darnach richten.«

»Ich will Sie bis diesen Abend hier im Justizpalaste behalten; vielleicht wird ein Anderer kommen, und Sie befragen. Sagen Sie ihm Alles, was Sie mir gesagt haben, aber kein Wort von diesem Briefe.«

»Ich verspreche es Ihnen, mein Herr,«

Villefort schien zu bitten: der Angeklagte beruhigte den Richter.

»Sie begreifen,« sagte er, einen Blick auf die Asche werfend, die noch die Form des Papiers bewahrte und über den Flammen flackerte, »nun, da dieser Brief vernichtet ist, wissen nur Sie und ich allein, daß er bestanden hat, und man kann Ihnen denselben nicht vorlegen; verleugnen Sie ihn, wenn man davon spricht, verleugnen Sie ihn keck, und Sie sind gerettet.«

»Seien Sie unbesorgt, ich werde leugnen,« sprach Dantes.

»Gut, gut,« versetzte Villefort, und fuhr mit der Hand nach einer Klingelschnur. In dem Augenblicke aber, wo er läuten wollte, hielt er wieder inne und sprach:

»Es war der einzige Brief, den Sie hatten?«

»Der einzige.«

»Schwören Sie!«

Dantes streckte die Hand aus und sagte:

»Ich schwöre.«

Villefort läutete.

Der Polizeikommissär trat ein.

Villefort näherte sich dem öffentlichen Beamten und sagte ihm einige Worte in das Ohr. Der Commissär antwortete mit einem einfachen Zeichen des Kopfes.

»Folgen Sie dem Herrn,« sprach Villefort zu Dantes.

Dantes verbeugte sich, warf einen Blick der Dankbarkeit auf Villefort und ging ab.

»Kaum war die Thüre hinter ihm geschlossen, als Villefort die Kräfte schwanden, und er fiel beinahe ohnmächtig auf einen Stuhl.

Nach einem Augenblick aber murmelte er:

»Oh mein Gott! woran hängen Leben und Glück. Wäre der Staatsanwalt in Marseille gewesen, hätte man den Untersuchungsrichter statt meiner gerufen, so wär ich verloren und dieses Papier, dieses verfluchte Papier stürzte mich in den Abgrund. Oh, mein Vater, mein Vater! wirst Du denn immer ein Hinderniß gegen mein Glück auf dieser Erde sein! Muß ich denn ewig mit Deiner Vergangenheit kämpfen!«

Dann schien plötzlich ein unerwarteter Strahl seinen Geist zu durchzucken, sein Antlitz erleuchtete sich, ein Lächeln umspielte seine noch zusammengepressten Lippen; feine Augen gewannen wieder ihre Festigkeit und schienen auf einem Gedanken zu haften.

»Ja, das ist es,« sagte er, »ja, dieser Brief, der mich zu Grunde richten sollte, wird vielleicht mein Glück machen. Auf, Villefort, an das Werk!«

Und nachdem er sich versichert hattete daß der Angeschuldigte sich nicht mehr im Vorzimmer befand, entfernte sich der Substitut des Staatsanwaltes ebenfalls und ging rasch nach dem Hause seiner Braut.

Achtes Kapitel. *Das Castell If*

Das Vorzimmer durchschreitend, machte der Polizeikommissär zwei Gendarmen ein Zeichen; der eine stellte sich rechts, der andere links von Dantes. Man öffnete eine Thüre, durch welche die Wohnung des Staatsanwaltes mit dem Justizpalaste in Verbindung stand, und folgte eine Zeit lang einer von den großen finstern Hausfluren, welche die Durchwandernden beben machen, wenn sie auch keinen andern Beweggrund zum Beben haben.

Eben so wie die Wohnung von Villefort mit dem Justizpalaste in Verbindung stand, stand der Justizpalast mit dem Gefängnisse, einem düsteren Gebäude in Verbindung, das der Glockenturm der Accoules, der sich vor demselben erhebt, aus allen seinen gähnenden Öffnungen neugierig beschaut.

Nach vielen Wendungen in der Hausflur, durch die er ging, sah Dantes eine Thüre mit einem eisernen Gitter vor sich öffnen. Der Polizeikommissär klopfte dreimal mit einem eisernen Hammer, und diese drei Schläge erschollen für Dantes, als hätten sie auf sein Herz getroffen. Die Thüre öffnete sich, die zwei Gendarmen stießen den Gefangenen, welcher abermals zögerte, leicht vorwärts. Dantes überschritt die furchtbare Schwelle, und die Thüre schloß sich hinter ihm.

Er atmete eine andere Luft, eine mephitische schwere Luft ein; er befand sich im Kerker.

Man führte ihn in ein ziemlich reinliches, aber mit Gittern und Riegeln versehenes Zimmer. Der Anblick seiner Wohnung machte ihm nicht zu sehr bange. Die Worte des Substituten des Staatsanwaltes, mit einer Stimme ausgesprochen, welche Dantes so voll Teilnahme erschienen war, klangen in seinem Ohre wie ein süßes Versprechen der Hoffnung.

Es war bereits vier Uhr, als Dantes in sein Zimmer geführt wurde. Man war, wie gesagt, am ersten März. Die Tage neigten sich bald. Der Gefangene befand sich frühzeitig in Dunkelheit.

Der Gehörsinn vermehrte sich nun bei ihm durch den Gesichtssinn, welcher erlosch. Bei dem geringsten Geräusche, das bis zu ihm drang, erhob er sich lebhaft und machte, überzeugt, man käme, um ihn in Freiheit zu setzen, einen Schritt nach der Thüre; aber bald erstarb das Geräusch in einer andern Richtung, und Dantes fiel wieder auf seinen Schämel zurück.

Endlich gegen zehn Uhr Abends, in dem Augenblick, wo Dantes die Hoffnung zu verlieren anfang, ließ sich ein neues Geräusch vernehmen, und diesmal schien sich dasselbe seinem Zimmer zuzuwenden. Es erschollen wirklich Tritte im Gange und hielten vor seiner Thüre an. Ein Schlüssel wurde im Schlosse gedreht, die Riegel klirrten, die massige Schranke von Eichenholz öffnete sich und ließ plötzlich in dem düsteren Zimmer das blendende Licht von zwei Fackeln erscheinen.

Bei dem Schimmer dieser Fackeln sah Dantes die Säbel und Musketen von vier Gendarmen glänzen.

Er hatte zwei Schritte vorwärts gemacht, blieb aber nun auf der Stelle, als er diese Menschen gewahrte.

»Wollt Ihr mich holen?« fragte Dantes.

»Ja,« antwortete einer von den Gendarmen.

»Auf Befehl des Herrn Substituten des Staatsanwalts?«

»Ich denke wohl.«

»Gut,« sagte Dantes, »ich bin bereit, Euch zu folgen.«

Die Überzeugung, daß man ihn auf Befehl von Herrn von Villefort hole, benahm dem unglücklichen Manne jede Furcht: er schritt ruhig im Geiste, frei im Gange vorwärts, und stellte sich selbst mitten unter seine Escorte.

Ein Wagen erwartete ihn vor der Thüre auf der Straße. Der Kutscher war auf seinem Sitze, ein Gefreiter saß neben dem Kutscher.

»Ist dieser Wagen für mich?« fragte Dantes,

»Er ist für Sie.« antwortete einer von den Gendarmen. »steigen Sie ein.«

Dantes wollte einige Bewegung machen, aber der Kutschenschlag wurde geöffnet, und er fühlte, daß man ihn hineinschob. Es blieb ihm weder die Möglichkeit, noch hatte er die Absicht, Widerstand zu leisten. In einem Augenblick saß er im Hintergründe des Wagens zwischen zwei Gendarmen, die andern setzten sich auf den Vordersitz, und die schwere Maschine rollte mit dumpfem Lärmen vorwärts.

Der Gefangene warf seine Augen auf die Öffnungen: sie waren vergittert. Er hatte nur sein Gefängnis verändert; doch dieses rollte und brachte ihn vollends nach einem unbekanntem Ziele. Er konnte durch die nahe an einander gefügten Gitterstangen kaum seine Hand strecken. Dantes erkannte jedoch, daß man an der Rue Caisserie hin und durch die Rue Saint-Laurent und die Rue Tamaris nach dem Ouai hinabfuhr.

Bald sah er durch feine Gitter die Lichter der Consigne glänzen.

Der Wagen hielt Stille. der Gefreite stieg ab und näherte sich der Wachstube. Ein Dutzend Soldaten kam heraus und stellte sich in Reihe und Glied. Dantes sah bei dem Schimmer der Scheinwerfer des Quai ihre Flinten glänzen.

»Sollte man meinetwegen eine solche militärische Macht entwickeln?« sprach er zu sich selbst.

Den Schlag öffnend, der mit einem Schlüssel verschlossen wurde, beantwortete der Gefreite diese Frage, obgleich er kein Wort sprach, denn Dantes sah zwischen den zwei Reihen von Soldaten einen Weg der ihm von dem Wagen nach dem Hafen vorbehalten war.

Die zwei Gendarmen, welche auf dem Vordersitze saßen, stiegen zuerst aus, dann ließ man ihn aussteigen und endlich folgten diejenigen, welche an seiner Seite gesessen hatten. Man ging nach einer Barke zu, die ein Schiffer der Douane an dem Quai mittelst einer Kette befestigt hielt. Die Soldaten sahen Dantes im Vorübergehen mit einer Miene alberner Neugierde an. In einem Augenblick befand er sich in dem Hinterteile des Schiffes, immer zwischen den vier Gendarmen, während sich der Gefreite auf dem Vordertheile hielt; ein heftiger Stoß entfernte das Fahrzeug vom Lande, vier Ruderer arbeiteten kräftig nach dem Pilon. Bei einem von der Barke aus ausgestoßenen Schrei senkte sich die Kette, welche den Hafen schließt, und Dantes befand sich in dem Raum, den man den Frioul nennt, das heißt außerhalb dem Hafen.

Die erste Bewegung des Gefangenen, als er sich in freier Luft sah, war eine Bewegung der Freude. Die Luft ist beinahe die Freiheit. Er atmete also mit voller Brust den Wind ein, der auf seinen Flügeln alle die unbekanntem Gerüche der Nacht und des Meeres bringt.

Bald jedoch stieß er einen Seufzer aus. Er kam an der Reserve vorüber, wo er am Morgen desselben Tages während der Stunde vor seiner Verhaftung so glücklich gewesen war, und durch die Öffnung von zwei Fenstern drang der freudige Lärm eines Balles zu ihm.

Dantes faltete die Hände, schlug die Augen zum Himmel auf und betete.

Die Barke setzte ihren Weg fort. Sie war an der Tête-de-More vorübergefahren, und befand sich vor der Bucht des Pharo. Sie war im Begriff um die Batterie zu rudern; Dantes konnte dieses Manoeuvre nicht begreifen.

»Wohin führt Ihr mich?« sagte er.

»Sie werden es sogleich erfahren.«

»Aber . . . «

»Es ist uns untersagt, Ihnen eine Erklärung zu geben.«

Dantes war halb Soldat; Untergeordnete zu befragen, denen es verboten war, zu antworten, kam ihm albern vor, und er schwieg.

Die seltsamsten Gedanken durchkreuzten nun seinen Geist. Da man in einer solchen Barke keine lange Fahrt machen konnte, da kein Schiff in der Richtung, in der man fuhr, vor Anker lag, so dachte er, man würde ihn an einem entfernten Punkte der Küste an das Ufer setzen und ihm bedeuten, er wäre frei. Er war nicht gebunden, man hatte nicht den geringsten Versuch gemacht, ihm Handschellen anzulegen; dies erschien ihm als ein gutes Vorzeichen. Hatte ihm nicht überdies der Substitut, der sich so vortrefflich gegen ihn benahm, gesagt, wenn er den unseligen Namen

Noirtier nicht aussprache, hätte er nichts zu befürchten? Hatte nicht Villefort in seiner Gegenwart den gefährlichen Brief, den einzigen Beweis, der gegen ihn vorlag, vernichtet? Er wartete also stumm und in Gedanken versunken, und suchte mit dem an die Finsternis gewöhnten Auge des Seemanns trotz der Dunkelheit der Nacht den Raum zu durchschauen.

Man hatte die Insel Ratonneau, auf der ein Leuchtfeuer brannte, zur Rechten gelassen und war, an der Küste hinfahrend, bis zu der Höhe der Bucht der Catalonier gelangt. Hier verdoppelten die Blicke des Gefangenen ihre Kraft, hier wohnte Mercedes, und es kam ihm jeden Augenblick vor, als erschaute er auf dem düsteren Ufer die schwankende, unbestimmte Form eines weiblichen Wesens.

Warum sagte Mercedes nicht eine Ahnung, ihr Geliebter komme auf drei hundert Schritte an ihr vorüber?

Ein einziges Licht brannte bei den Cataloniern. Die Stellung dieses Lichtes erforschend, erkannte Dantes, daß es das Zimmer seiner Braut beleuchtete. Mercedes war die einzige Person in der ganzen kleinen Colonie welche noch wachte. Einen kräftigen Schrei ausstoßend konnte der junge Mann von seiner Verlobten gehört werden.

Eine falsche Scham hielt ihn zurück. Was würden die Menschen sagen, die ihn bewachtem wenn sie ihn wie einen Wahnsinnigen schreien hörten?

Er blieb also stumm, die Augen auf das Licht geheftet. Mittlerweile setzte die Barke ihren Weg fort; aber der Gefangene dachte nicht an die Barke, er dachte an Mercedes.

Eine Veränderung des Terrain ließ das Licht verschwinden. Dantes wandte sich um und bemerkte, daß die Barke das Weite gewann.

Während er in seine eigenen Gedanke versunken hinausschaute, hatte man die Ruder durch Segel ersetzt, und die Barke rückte vom Winde getrieben vor. Obgleich es Dantes widerstrebte, neue Fragen an den Gendarmen zu richten, näherte er sich doch demselben, nahm ihn bei der Hand und sagte:

»Kamerad, bei Ihrem Gewissen, bei Ihrer Eigenschaft als Soldat beschwöre ich Sie, haben Sie Mitleid und antworten Sie mir. Ich bin der Kapitän Dantes, ein guter und rechtschaffener Franzose, obgleich irgend eines Verraths angeklagt; wohin führen Sie mich? sprechen Sie, und auf Seemanns Wort, ich unterziehe mich meiner Pflicht und füge mich in mein Schicksal.«

Der Gendarme kratzte sich hinter dem Ohr und schaute seinen Kameraden an. Dieser machte eine Bewegung, welche ungefähr sagen wollte:

»Ruf dem Punkte, wo wir sind, hat es keine Gefahr,« und der Gendarme wandte sich gegen Dantes um und sprach:

»Sie sind Marseiller und Seemann, und fragen mich wohin wir fahren?«

»Ja, denn bei meiner Ehre, ich weiß es nicht.«

»Sie vermuten es auch nicht?«

»Keineswegs.«

»Das ist nicht möglich.«

»Ich schwöre es Ihnen bei dem, was es Heiligstes auf Erden gibt. Antworten Sie mir, ich bitte!«

»Aber der Befehl?««

»Der Befehl verbietet Ihnen nicht, mir mitzuteilen was ich in zehn Minuten, in einer halben Stunde in einer Stunde vielleicht erfahren werde. Nur ersparen Sie mir bis dahin Jahrhunderte der Ungewissheit. Ich frage Sie, als ob Sie mein Freund wären. Glauben Sie mir, ich will weder mich empören, noch fliehen. Übrigens kann ich das auch gar nicht. Wohin führen Sie mich?«

»Wenn Sie nicht eine Binde über den Augen haben oder wenn Sie nicht gar niemals aus dem Hafen von Marseille gekommen sind, müssen Sie erraten, wohin wir fahren.«

»Nein.«

»So schauen Sie um sich her.«

Dantes stand auf und blickte natürlich zuerst nach dem Punkte, nach dem das Fahrzeug sich zu richten schien, und sah auf hundert Klafter vor sich den schwarzen Felsen, auf welchem sich, wie

eine Kieselüberschwängung. das düstere Castell If erhebt. Diese seltsame Form, dieses Gefängnis, um welches her ein so tiefer Schrecken herrscht, diese Feste, welche seit dreihundert Jahren Marseille einen so reichen Stoff an unseligen Überlieferungen bietet, machte auf Dantes, als sie so plötzlich vor ihm erschien, ohne daß er daran dachte, die Wirkung, welche auf den zum Tode Verurteilten der Anblick des Schafottes hervorbringt.

»Ah. mein Gott!« rief er. »das Castell If! was sollen wir dort machen?«

Der Gendarme lächelte.

»Aber man führt mich doch nicht dahin, um mich einzukerkern?« sprach Dantes. »Das Castell If ist ein Staatsgefängniß und nur für große politische Verbrecher bestimmt. Ich habe kein Verbrechen begangen. Gibt es dort Untersuchungsrichter, Beamte?«

»Wie ich glaube,« antwortete der Gendarme, »findet man dort nur einen Gouverneur, Kerkermeister, eine Garnison und gute Mauern. Gehen Sie, Freund, spielen Sie nicht den Erstaunten; denn in der Tat, Sie machen mich glauben, Sie wollen meine Gefälligkeit dadurch belohnen, daß Sie meiner spotten.«

Dantes drückte dem Gendarmen die Hand zum Zerquetschen.

»Sie behaupten also,« sagte er, »man führe mich nach dem Castell If. um mich einzukerkern?«

»Das ist sehr wahrscheinlich,« erwiderte der Gendarme. »Aber in jedem Fall. Kamerad. ist es unnötig. mich so stark zu drücken.«

»Ohne eine andere Untersuchung, ohne eine andere Förmlichkeit?« fragte der junge Mann.

»Die Förmlichkeiten sind erfüllt, die Untersuchung ist abgemacht.«

»Also trotz des Versprechens von Herrn von Villefort?«

»Ich weiß nicht, ob Herr von Villefort Ihnen etwas versprochen hat, aber ich weiß, daß wir nach dem Castell If fahren. Nun, was machen Sie denn? Holla! Kameraden, herbei!«

Mit einer Bewegung so schnell wie der Blitz, der jedoch das geübte Auge des Gendarmen zuvorgekommen war, hatte sich Dantes in das Meer stürzen wollen. Aber vier kräftige Fäuste hielten ihn in dem Augenblicke zurück, wo seine Füße den Boden des Schiffes verließen.

Er fiel brüllend vor Wut in die Barke nieder.

»Schön!« rief der Gendarme, indem er ihm das Knie auf die Brust setzte, »schön! so halten Sie Ihr Seemannswort! Man traue doch den freundlichen Leuten! Machen Sie nun nur noch die geringste Bewegung, mein lieber Freunde so jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf. Ich bin meinem ersten Befehle ungetreu gewesen, ich werde den zweiten wortgetreu befolgen.«

Und er senkte seinen Carabiner gegen Dantes, der das Ende des Laufes an seiner Schläfe fühlte.

Einen Augenblick hatte dieser wirklich den Gedanken, die verbotene Bewegung zu machen, und so auf eine gewaltsame Weise das unerwartete Unglück zu endigen, das sich auf ihn geworfen und ihn plötzlich mit seinen Geierkrallen gepackt hatte. Aber gerade weil dieses Unglück so unerwartet gekommen war, dachte Dantes es könnte nicht lange währen. Dann erinnerte er sich wieder der Versprechungen von Herrn von Villefort, und endlich kam ihm der Tod auf dem Boden eines Fahrzeugs von der Hand eines Gendarmen häßlich, ekelhaft vor.

Er fiel also nieder auf den Grund der Barke, stieß ein Geheul der Wut aus und zernagte sich wie ein Wahnsinniger die Hände.

Beinahe in demselben Augenblicke erschütterte ein heftiger Stoß das Schiff. Einer von den Ruderern sprang auf den Felsen, den das Vorderteil der Barke berührt hatte. Ein Seil ächste, sich um einen Block abwindend, und Dantes begriff, daß man angelangt war und das Schiff anband.

Seine Wächter, welche ihn zugleich am Arme und am Kragen seines Kleides hielten. nötigten ihn aufzustehen, zwangen ihn an das Land zu steigen, und zogen ihn zu den Stufen, die nach dem Thore der Citadelle führen, während ihm der Gefreite, mit einer Muskete bewaffnet, folgte.

Dantes leistete übrigens keinen vergeblichen Widerstand. Sein langsamer Gang rührte eher von Trägheit, als von Widerstreben her. Er war betäubt und schwankte wie ein Betrunkener, er sah abermals Soldaten, welche sich auf der Böschung aufstellten, er fühlte Stufen. die ihn nötigten, seine

Füße aufzuheben, er bemerkte, daß er unter einen Thorweg kam und daß das Thor sich hinter ihm schloß; aber Alles dies nur maschinenmäßig, wie durch einen Nebel, ohne etwas Bestimmtes zu unterscheiden. Er sah sogar das Meer nicht mehr, denn es erfaßte ihn der ungeheure Schmerz der Gefangenen, welche den Raum mit dem furchtbaren Gefühle anschauen, daß sie ohnmächtig sind, denselben zu durchdringen.

Es fand ein Halt von einem Augenblicke statt, während dessen er seine Geister zusammenzuraffen suchte. Er befand sich in einem viereckigen, von vier hohen Mauern gebildeten Hofe. Man hörte den langsamen, regelmäßigen Tritt der Schildwachen, und so oft sie vor ein paar Reflexen vorüberkamen, welche der Schimmer von einigen Lichtern, die in dem innern des Castells brannten, auf die Mauern warf, sah man den Lauf ihrer Flinten funkeln.

Man wartete hier ungefähr zehn Minuten. Gewiß, daß Dantes nicht mehr entfliehen konnte, hatten ihn die Gendarmen losgelassen. Man schien Befehle zu erwarten; diese Befehle kamen.

»Wo ist der Gefangene?« fragte eine Stimme.

»Hier,« antworteten die Gendarmen.

»Er folge mir, ich werde ihn in seine Wohnung führen.«

»Geht,« sagten die Gendarmen, Dantes fort schiebend.

Der Gefangene folgte feinem Führer, der ihn wirklich in ein unterirdisches Gemach geleitete, dessen nackte, schwitzende Wände von Tränen geschwängert zu sein schienen. Eine Art von Lampe, deren Docht in einem stinkenden Fett schwamm, beleuchtete, auf einem Schämel stehend, die glänzenden Mauern dieses abscheulichen Aufenthaltes, und zeigte Dantes seinen Führer, einen schlecht gekleideten, gemein aussehenden Gefangenenwärter.

»Das ist Ihr Zimmer für diese Nacht.« sagte er. »Es ist schon spät und der Herr Gouverneur hat sich bereits zu Bette gelegt. Wenn er morgen erwacht und von den Sie betreffenden Befehlen Kenntnis genommen hat, wird er Ihnen vielleicht eine andere Wohnung anweisen. Mittlerweile finden Sie hier Brot, Wasser in diesem Krüge und Stroh in einem Winkel da unten. Das ist Alles, was ein Gefangener wünschen kann.«

Und ehe Dantes daran dachte, seinen Mund zu einer Antwort zu öffnen, ehe er bemerkte, wohin der Kerkerknecht dieses Brot gelegt hatte, ehe er sich Rechenschaft von dem Orte gab, wo der Krug stand, ehe er die Augen nach dem Winkel wandte, wo ihn das Stroh erwartete, das ihm als Bett dienen sollte, hatte der Gefangenenwärter, die Lampe genommen und dem Gefangenen, die Thüre verschließend, den bläulichen Reflex entzogen, der ihm, wie bei dem Schimmer eines Blitzes die feuchten Wände seines Gefängnisses gezeigt hatte.

Er befand sich nun allein in der Finsternis und in einer Stille, so stumm und so düster, wie diese Gewölbe, deren eisige Kälte er auf seine glühende Stirne sich herabsenken fühlte.

Als die ersten Strahlen des Morgens etwas Klarheit in diese Höhle gebracht hatten, kam der Gefangenenwärter mit dem Befehle zurück, den Gefangenen zu lassen, wo er war. Dantes hatte den Platz nicht verändert. Eine eiserne Hand schien ihn an die Stelle genagelt zu haben, auf der er am Abend zuvor stille gestanden war. Nur verbarg sich sein tiefes Auge unter einer durch den feuchten Dunst seiner Tränen verursachten Geschwulst. Er war unbeweglich und schaute den Boden an.

So hatte er die ganze Nacht stehend und ohne einen Augenblick zu schlafen zugebracht.

Der Gefangenenwärter näherte sich ihm, ging um ihn her, aber Dantes schien ihn nicht zu sehen.

Er schlug ihm auf die Schulter, Dantes bebte und schüttelte den Kopf.

»Haben Sie denn nicht geschlafen?« fragte der Gefangenenwärter.

»Ich weiß es nicht.« antwortete Dantes.

Der Gefangenenwärter schaute ihn erstaunt an.

»Haben Sie keinen Hunger?« fuhr er fort.

»Ich weiß es nicht.« antwortete Dantes abermals.

»Wünschen Sie etwas?«

»Ich wünschte den Gouverneur zu sehen.«

Der Gefangenenwärter zuckte die Achseln und entlernte sich.

Dantes folgte ihm mit den Augen. streckte die Hände nach der halb geöffneten Thüre aus, aber die Thüre schloß sich wieder.

Dann schien sich seine Brust in einem langen Schluchzen zu zerreißen. Seine Tränen, welche seine Augenlieder aufschwellten. sprangen wie zwei Bäche hervor. Er warf sich mit der Stirne auf die Erde, betete lange, durchlief in seinem Geiste sein ganzes vergangenes Leben und fragte sich, welches Verbrechen er, noch so jung, begangen hätte, das eine so grausame Bestrafung verdiente.

So ging der Tag hin..Kaum aß er einige Bissen Brot und trank ein paar Tropfen Wasser. Bald saß er in seine Gedanken versunken, bald lief er in seinem Gefängnis umher wie ein wildes Tier. das in einem eisernen Käfig eingeschlossen ist.

Ein Gedanke besonders machte ihn immer wieder auffahren: der, daß er während der Überfahrt, wo er in seiner Unkenntniß des Ortes, nach welchem man ihn führte, so ruhig geblieben, zehnmal im Stande gewesen wäre, sich in das Meer zu werfen, einmal im Wasser, durch seine Geschicklichkeit im Schwimmen, durch eine Geschicklichkeit, die aus ihm einen der gewandtesten Taucher von Marseille machte, unter dem Wasser zu verschwinden, seinen Wächtern zu entgehen, die Küste zu erreichen, zu fliehen, sich in irgend einem verlassenem Kerk zu verbergen, ein genuesisches oder catalonisches Schiff zu erwarten, Italien oder Spanien zu erreichen und von dort aus Mercedes zu schreiben, sie möge zu ihm kommen. Über sein Leben durfte er in keinem Lande unruhig sein: überall sind gute Seeleute selten. Er sprach Italienisch wie ein Toscaner, Spanisch wie ein Kind von Altcastilien. Er hatte frei und glücklich mit Mercedes und seinem Vater gelebt, denn sein Vater wäre ihm auch nachgefolgt, während er nun ein Gefangener in dem Castell If, in diesem undurchdringlichen Kerker, eingeschlossen war und nicht wußte, was aus seinem Vater, was aus Mercedes wurde, alles dies, weil er an das Wort von Villefort geglaubt hatte. Dies war, um wahnsinnig zu werden. Dantes wälzte sich auch wütend auf dem frischen Stroh, das ihm der Gefangenenwärter gebracht hatte.

Am andern Tage erschien dieser zu derselben Stunde.

»Nun,« sagte er. »sind Sie heute vernünftiger als gestern?«

Dantes antwortete nicht.

»Auf,« sprach der Gefangenenwärter. »Mut gefaßt. Wünschen Sie etwas, worüber ich zu verfügen habe, so sagen Sie es.«

»Ich wünschte den Gouverneur zu sprechen.«

»Ei,« erwiderte der Gefangenenwärter ungeduldig. »ich sagte Ihnen bereits, es wäre dies unmöglich.«

»Warum unmöglich?«

»Weil nach der Vorschrift des Gefängnisses eine solche Bitte den Gefangenen nicht gestattet ist.«

»Und was ist denn hier erlaubt?« fragte Dantes.

»Eine bessere Kost gegen Bezahlung, einen Spaziergang und zuweilen Bücher.«

»Ich brauche keine Bücher, ich habe keine Lust spazieren zu gehen und finde meine Nahrung gut. Ich will also nur Eines: den Gouverneur sehen.«

»Wenn Sie mich dadurch ärgern. daß Sie beständig dasselbe wiederholen,« sagte der Gefangenenwärter. »so bringe ich Ihnen nichts mehr zu essen.«

»Gut!« erwiderte Dantes. »wenn Du mir nichts mehr zu essen bringst, so sterbe ich Hungers.«

Der Ton, mit welchem Dantes diese Worte aussprach. bewies dem Schließer, daß sein Gefangener glücklich wäre, wenn er sterben könnte. Da nun jeder Gefangene seinem Wärter ungefähr zehn Sous täglich einträgt, so faßte der von Dantes das Defizit in das Auge, das sein Tod für ihn zur Folge haben würde, und versetzte freundlicher:

»Hören Sie: was Sie wünschen. ist unmöglich, verlangen Sie es also nicht mehr von mir, denn es gibt kein Beispiel, daß der Gouverneur in das Zimmer eines Gefangenen auf dessen Bitte gekommen wäre. Seien Sie nur vernünftig, und man wird Ihnen den Spaziergang erlauben, dann ist es möglich,

daß eines Tages, während Sie spazieren gehen, der Gouverneur vorüber kommt. Sie mögen ihn hierbei anreden, und wenn er antworten will. ist es seine Sache.«

»Aber wie lange kann ich warten, bis dieser Zufall eintritt?« sagte Dantes.

»Oh. bei Gott! einen Monat, drei Monate, sechs Monate, ein Jahr vielleicht.« r

»Das ist zu lang.« erwiderte Dantes. »ich will ihn sogleich sehen.«

»Erschöpfen Sie sich nicht in einem einzigen, unmöglichen Wunsche.« sprach der Gefangenewärter. »oder Sie sind, ehe vierzehn Tage vergehen, ein Narr.«

»Ha, Du glaubst!« rief Dantes.

»Ja, ein Narr; so fängt die Narrheit immer an, wir haben hier ein Beispiel davon. Das Gehirn des Abbé. welcher vor Ihnen dieses Zimmer bewohnte, verrückte sich, indem er unablässig dem Gouverneur, wenn man ihn freilassen würde, eine Million bot.«

»Wann hat er dieses Zimmer verlassen?«

»Vor zwei Jahren.«

»Hat man ihn in Freiheit gesetzt?«

»Nein, man hat ihn in einen Kerker gebracht.«

»Höre,« sprach Dantes, »ich bin kein Abbé, ich bin kein Narr; vielleicht werde ich es, zu dieser Stunde aber habe ich leider noch meinen vollen Verstand und will Dir einen andern Vorschlag machen.«

»Welchen?«

»Ich werde Dir keine Million bieten, denn ich könnte sie Dir nicht geben; aber ich biete Dir hundert Thaler. wenn Du das erste Mal, wo Du nach Marseille gehst, Dich zu den Cataloniern begeben und einem jungen Mädchen Namens Mercedes, nicht einmal einen Brief, nur zwei Zeilen geben willst.«

»Wenn ich diesen Brief überbrächte und man entdeckte es, würde ich meine Stelle verlieren, welche tausend Livres jährlich einträgt, abgesehen von gewissen Vorteilen und dem Kopfgelde. Sie sehen also, daß ich ein großer Thor wäre, wenn ich tausend Livres wagen wollte, um dreihundert zu gewinnen.«

»Nun, so höre und behalte es wohl in Deinem Gedächtnis: wenn Du Dich weigerst, den Gouverneur davon in Kenntnis zu setzen, daß ich ihn zu sprechen wünsche, wenn Du Dich weigerst, Mercedes zwei Zeilen zu bringen, oder wenigstens sie davon zu benachrichtigen, daß ich hier bin, so erwarte ich Dich eines Tags hinter meiner Thüre und zerschmettere Dir in dem Augenblick, wo Du eintrittst den Schädel mit diesem Schämel!«

»Drohungen! Abbé rief der Kerkermeister, einen Schritt zurückweichend und sich in Verteidigungsstand setzend: »offenbar ist es in Ihrem Kopfe nicht richtig. Der Abbé hat angefangen, wie Sie, und in drei Tagen sind Sie ein Narr, daß man Sie binden muß. Zum Glücke gibt es noch Kerker im Castell If.«

Dantes nahm den Schämel und schwang ihn um seinen Kopf.

»Gut, gut,« sprach der Kerkermeister, »gut. da Sie durchaus wollen, so wird man den Gouverneur benachrichtigen.«

»Dann ist es recht,« sagte Dantes, stellte seinen Schämel auf den Boden und setzte sich darauf, den Kopf gesenkt, die Augen starr, als ob er wirklich wahnsinnig würde.

Der Gefangenewärter entfernte sich und kehrte einen Augenblick nachher mit vier Soldaten und einem Corporal zurück.

»Auf Befehl des Gouverneur,« sagte er, »bringt den Gefangenen ein Stockwerk unter dieses.«

»In den Kerker also?«

»In den Kerker: man muß die Narren mit den Narren zusammensperren.

Die vier Soldaten ergriffen Dantes, der in eine Art von Stumpfsinn verfiel und ihnen ohne Widerstand folgte.

Man ließ ihn fünfzehn Stufen hinabsteigen, und öffnete eine Thüre. durch welche er eintrat.

»Er hat Recht,« murmelte er, »man muß die Narren mit den Narren zusammen sperren.«

»Die Thüre schloß sich wieder, und Dantes ging die Hände ausgestreckt vorwärts, bis er die Mauer fühlte. Dann setzte er sich in eine Ecke und blieb unbeweglich, während seine Augen, sich allmähig an die Dunkelheit gewöhnend, die Gegenstände zu unterscheiden anfangen. Der Gefangenewärter hatte Recht: es bedurfte nicht viel, und Dantes wurde ein Narr.

Neuntes Kapitel. ***Der Verlobungsabend***

Villefort hatte, wie gesagt, wieder den Weg nach der Place-du-Grand-Cours eingeschlagen und fand, in das Haus von Saint-Meran zurückkehrend, die Gäste, die er bei Tische gelassen hatte, im Salon mit dem Kaffee beschäftigt.

Renée erwartete ihn mit einer Ungeduld, welche von der übrigen Gesellschaft geteilt wurde. Er wurde auch mit allgemeinem Zuruf empfangen,

»Nun, Kopfab Schneider, Stütze des Staates, royalistischer Brutus, was gibt es? Lassen Sie hören.« rief der Eine.

»Sind wir von einer neuen Schreckensherrschaft bedroht?« fragte der Andere.

»Hat der Währwolf von Corsica seine Höhle verlassen?« fragte ein Dritter.

»Frau Marquise,« sprach Villefort, sich seiner künftigen Schwiegermutter nähernd, »ich bitte mich zu entschuldigen, wenn ich genötigt bin, Sie so zu verlassen . . . Herr Marquis, könnte ich die Ehre haben, ein paar Worte allein mit Ihnen zu sprechen?«

»Ah! die Suche ist also wirklich ernster Natur,« sagte die Marquise, die Wolke wahrnehmend, welche die Stirne von Villefort verdüsterte.

»So ernst, daß ich auf einige Tage von Ihnen Urlaub nehmen muß. Sie mögen daraus schließen,« fuhr er sich gegen Renée wendend fort, »ob die Sache von Bedeutung ist.«

»Sie reisen, mein Herr?« rief Renée, unfähig die Bewegung zu verbergen, welche diese Nachricht bei ihr verursachte.

»Ach! Ja, mein Fräulein,« antwortete Villefort, »es muß sein.«

»Und wohin gehen Sie?« fragte die Marquise.

»Das ist das Geheimnis des Gerichtes, Madame. Wenn übrigens Jemand hier Aufträge nach Paris hat, Einer von meinen Freunden reist diesen Abend dahin ab und wird sie mit Vergnügen übernehmen.«

Alle Anwesenden schauten sich an.

»Sie haben mich um eine Unterredung gebeten?« sagte der Marquis.

»Ja, gehen wie in Ihr Cabinet, wenn es Ihnen gefällig ist.«

Der Marquis nahm den Arm von Villefort und entfernte sich mit ihm.

»Nun?« fragte der Marquis, als er in sein Cabinet gelangte, »was geht vor? Sprechen Sie.«

»Dinge von der größten Wichtigkeit, die mich nötigen, unverzüglich nach Paris abzureisen. Entschuldigen Sie die unbescheidene Zudringlichkeit meiner Frage: haben Sie Renten auf den Staat?«

»Mein ganzes Vermögen besteht in Einschreibungen ungefähr sechs bis siebenmal hundert tausend Franken.«

»Verkaufen Sie, Marquis, verkaufen Sie, oder Sie sind zu Grunde gerichtet.«

»Aber wie soll ich von hier aus verkaufen?«

»Sie haben einen Wechselagenten, nicht wahr?«

»Ja.«

»Geben Sie mir einen Brief an ihn, und beauftragen Sie denselben, ohne eine Minute, ohne eine Secunde zu verlieren, zu verkaufen. Vielleicht komme ich bereits zu spät.«

»Teufel!« sprach der Marquis. »dann wollen wir eilen!«

»Und er setzte sich an den Tisch und schrieb einen Brief an seinen Agenten, in welchem er ihn beauftragte, um jeden Preis zu verkaufen.

»Nun da ich diesen Brief habe.« sprach Villefort, denselben sorgfältig in sein Portefeuille verschließend, »brauche ich noch einen andern.«

»An wen?«

»An den König.«

»An den König?«

»Ja.«

»Aber ich wage es nicht, so geradezu an Seine Majestät zu schreiben.«

»Ich erbitte mir das auch nicht von Ihnen, sondern ich ersuche Sie, Herr von Salvieux darum anzugehen. Er soll mir einen Brief geben, mit dessen Hilfe ich bis zu Seiner Majestät gelangen kann, ohne allen Förmlichkeiten einer Audienzbitte unterworfen zu sein, wodurch ich eine kostbare Zeit verlieren würde.«

»Haben Sie denn nicht den Großsiegelbewahrer, welchem der ungehinderte Eintritt in den Tuileries gestattet ist, und durch dessen Vermittlung Sie Tag und Nacht bis zum König gelangen können.«

»Ja. Allerdings, aber es ist unnötig, daß ich mit einem Andern das Verdienst der Nachricht teile, die ich überbringe. Verstehen Sie? der Siegelbewahrer würde mich natürlich in die zweite Reihe zurückschieben und mich des ganzen Anteils bei der Sache berauben. Ich sage Ihnen nur Eines, Marquis: meine Laufbahn ist gesichert, wenn ich zuerst in die Tuileries komme, denn ich werde dem König einen Dienst geleistet haben, den er unmöglich mehr vergessen kann.«

»In diesem Fall mein Lieber, packen Sie ihre sieben Sachen zusammen; ich rufe Salvieux und lasse ihn den Brief schreiben, der Ihnen als Eintrittskarte dienen soll.«

»Gut, verlieren Sie keine Zeit, in einer Viertelstunde muß ich in der Postchaise sitzen.«

»Lassen Sie Ihren Wagen vor der Hausthüre halten.«

»Sie werden mich ohne Zweifel bei der Frau Marquise entschuldigen, nicht wahr? und eben so bei Fräulein von Saint-Meran, die ich an einem solchen Tage nur mit dem tiefsten Bedauern verlasse.«

»Sie sollen Beide in meinem Cabinet finden und können von ihnen Abschied nehmen.«

»Tausend Dank. Beschäftigen Sie sich mit meinem Briefe.«

Der Marquis läutete: ein Bedienter erschien.

»Sagen Sie dem Grafen von Salvieux, ich erwarte ihn.«

»Gehen Sie nun,« fuhr der Marquis, sich an Villefort wendend, fort.

»Gut, ich gehe und komme sogleich wieder zurück.«

Villefort eilte weg. Doch bald bedachte er, daß ein Substitut des Staatsanwaltes, den man mit so hastigen Schritten laufen sehen würde, sich der Gefahr aussetzen müßte, die Ruhe einer ganzen Stadt zu stören. Er nahm also seinen gewöhnlichen, ganz amtsmäßigen Gang an.

An seiner Thüre erblickte er im Schatten eine gespenstartige Gestalt, welche unbeweglich seiner harrete.

Es war die schöne Catalonierin, welche, da sie keine Nachricht von Edmond erhielt, bei Einbruch der Nacht vom Pharo weggelaufen war, um sich selbst ihn nach der Ursache der Verhaftung ihres Geliebten zu erkundigen.

Als Villefort sie näherte, entfernte sie sich von der Mauer, an die sie sich gelehnt hatte, und versperrte ihm den Weg. Dantes hatte bei dem Substituten seiner Braut erwähnt, und Mercedes brauchte sich nicht zu nennen, um von Villefort erkannt zu werden. Er war erstaunt über die Schönheit und Würde von Mercedes, und als sie ihn fragte, was aus ihrem Geliebten geworden, kam es ihm von als wäre er der Angeklagte und sie der Richter.

»Der Mann, von dem Sie sprechen, sagte Villefort mit raschem Tone, »ist ein großer Verbrecher, und ich kann nichts für ihn tun, Mademoiselle.«

Mercedes schluchzte, und als Villefort an ihr vorüber zu gehen versuchte, hielt sie ihn zum zweiten Male zurück.

»Aber sagen Sie mir doch wenigstens, wo er ist?« fragte sie, »ich will mich nur erkundigen, ob er lebt, ob er tot ist.«

»Ich weiß es nicht; er gehört nicht mehr mir an,« antwortete Villefort.

Und beunruhigt durch den zarten Blick und die flehende Haltung, schob er Mercedes zurück, trat in seine Wohnung, und schloß eiligst die Thüre, als wollte er den Schmerz, den man ihm brachte, außerhalb lassen.

Doch der Schmerz läßt sich nicht so zurückstoßen. Wie den tödlichen Pfeil, von dem Virgil spricht, nimmt ihn der verwundete Mensch mit sich. Villefort ging in seine Wohnung, er verschloß die Thüre, aber in seinen Salon gelangt, brachen ihm die Beine beinahe zusammen. Er stieß einen Seufzer aus, der einem Schluchzen glich und sank auf einen Stuhl.

Da entstand im Grunde dieses kranken Herzens der erste Keim zu einem tödlichen Geschwür. Dieser Mensch, den er seinem Ehrgeize opferte, dieser Unschuldige, welcher für seinen schuldigen Vater bezahlte, erschien ihm bleich und drohend, seiner ebenfalls bleichen Braut die Hand reichend, und den Gewissensbiß nach sich schleppend, nicht denjenigen, welcher den Kranken wie die Wüthenden des alten Fatum aufspringen macht, sondern den dumpfen, schmerzlichen Klang, der in gewissen Augenblicken das Herz berührt und es mit der Erinnerung einer vergangenen Handlung peinigt . . . eine Pein, deren nagende Qualen ein Übel graben, das sich bis zum Tode immer mehr vertieft.

Dann trat in der Seele dieses Mannes noch ein Augenblick des Zögerns ein. Schon mehre Male hatte er, und zwar ohne eine andere Regung, als die des Kampfes eines Richters mit dem Angeklagten, die Todesstrafe gegen die Angeschuldigten gefordert, und die Hinrichtung dieser Angeschuldigten, in Folge seiner niederschmetternden Beredsamkeit, welche die Richter oder die Jury hinriß, vollzogen, hatte nicht einmal eine Wolke auf seiner Stirne zurückgelassen, denn diese Angeklagten waren Schuldige, oder Villefort hielt sie wenigstens für solche. Aber diesmal war es etwas ganz Anderes; er hatte die lebenslängliche Gefängnisstrafe auf einen Unschuldigen angewendet, welcher glücklich werden sollte, und dem er nicht nur seine Freiheit, sondern sein Glück zerstörte: diesmal war er nicht mehr Richter, sondern Henker.

Dies bedenkend fühlte er das von uns beschriebene dumpfe Klopfen, welches ihm bis dahin unbekannt geblieben war. Es ertönte im Grunde seines Herzens und erfüllte seine Brust mit einer unbestimmten Bangigkeit. So wird durch ein instinktartiges, heftiges Leiden der Verwundete benachrichtigt, der nie, ohne zu zittern, den Finger seiner offenen, blutenden Wunde nähert, ehe sich diese Wunde wieder geschlossen hat.

Aber die Wunde, welche Villefort erhalten, gehörte zu denjenigen, die sich nie schließen oder sich nur schließen, um sich noch blutiger, noch schmerzlicher als zuvor zu öffnen.

Wenn in diesem Augenblick die sanfte Stimme von Renée an sein Ohr geklungen hätte, um Gnade zu erbitten, wenn die schöne Mercedes eingetreten wäre und zu ihm gesagt hätte: »Im Namen Gottes, der uns sieht und richtet, geben Sie mir meinen Bräutigam wieder.« ja, dann würde diese halb unter die Notwendigkeit gebeugte Stirne sich gänzlich gebeugt haben, und er hätte ohne Zweifel mit seinen eisigen Händen, Alles wagend, was daraus für ihn entspringen konnte, den Befehl unterzeichnet. Dantes in Freiheit zu setzen. Aber keine Stimme murmelte in der Stille, und die Thüre öffnete sich nur, um den Kammerdiener von Villefort einzulassen, der ihm meldete, die Postpferde wären an den Reisewagen gespannt.

Villefort erhob sich oder er sprang vielmehr auf, wie ein Mensch, der in einem inneren Kampfe triumphiert. steckte alles Gold in seine Taschen, das in einer von den, Schubladen lag, und warf, die Hand an der Stirne und Worte ohne Folge murmelnd, einen scheuen Blick im Zimmer umher. Dann als er fühlte, daß ihm sein Kammerdiener den Mantel auf die Schultern legte, ging er rasch aus dem Zimmer, sprang in den Wagen und befahl mit kurzem Tone nach der Rue-du-Grand-Cours zu Herrn von Saint-Meran zu fahren.

Der unglückliche Dantes war verurteilt.

Villefort fand, wie es Herrn von Saint-Meran versprochen hatte, die Marquise und Renée in dem Cabinet. Als der junge Mann Renée erblickte, bebte er, denn er glaubte, sie wurde abermals

die Freiheit von Dantes von ihm fordern. Aber ach, zur Schmach unserer Selbstsucht müssen wir bekennen, das schöne junge Mädchen war nur mit Einem beschäftigt: mit der Abreise von Villefort.

Sie liebte Villefort. Villefort schickte sich an, in dem Augenblicke abzureisen, wo er ihr Gatte werden sollte; Villefort konnte nicht sagen, wann er zurückkommen würde, und statt Dantes zu beklagen, verfluchte sie den Mann, der sie durch sein Verbrechen von ihrem Geliebten trennte.

Was sollte also Mercedes sagen?

Die arme Mercedes hatte an der Ecke der Rue de la Loge Fernand wiedergefunden, der ihr gefolgt war. Sie kehrte zu den Cataloniern zurück und warf sich sterbend, in Verzweiflung auf ihr Bett. Vor dieses Bett kniete Fernand nieder, und er drückte ihre eisige Hand, ohne daß Mercedes daran dachte, sie zurückzuziehen. Er bedeckte sie mit brennenden Küssen, welche Mercedes nicht einmal fühlte.

So brachte sie die Nacht hin. Die Lampe erlosch, als kein Öl mehr darin war. Sie bemerkte ebenso wenig die Dunkelheit, als sie das Licht wahrgenommen hatte, und der Tag kehrte zurück, ohne daß sie ihn sah.

Der Schmerz hatte eine Binde um ihre Augen gelegt, welche sie nur Edmond sehen ließ.

»Ah! Ihr seid hier,« sagte sie endlich, nach Fernand sich umwendend.

»Seit gestern habe ich Euch nicht verlassen,« antwortete Fernand mit einem schmerzlichen Seufzer

Herr Morrel hielt sich nicht für geschlagen, er erfuhr, daß man Dantes in Folge eines Verhörs in das Gefängnis gebracht hatte; da lief er zu allen seinen Freunden, besuchte die Personen in Marseille, welche Einfluß haben konnten, aber bereits hatte sich das Gerücht verbreitet, der junge Mann wäre als bonapartistischer Agent verhaftet worden, und da selbst die Verwegensten damals jeden Versuch von Napoleon, den Thron wieder zu besteigen, als einen wahnsinnigen Traum betrachteten, so fand er nur Kälte, Furcht, Weigerung, und kehrte voll Verzweiflung nach Hause, gestand sich aber dabei, die Lage der Dinge sei sehr ernst und Niemand vermöge dabei etwas zu tun.

Caderousse war äußerst unruhig und von den peinlichsten Gefühlen gequält; statt auszugehen, wie es Herr Morrel getan hatte, statt etwas zu Gunsten von Dantes zu versuchen, für den er übrigens nichts zu tun im Stande war, schloß er mit sich zwei Flaschen Wein ein und trachtete danach, seine Unruhe in der Trunkenheit zu ersäufen. Aber in dem Geisteszustande, in welchem er sich befand, waren zwei Flaschen zu wenig, um sein Gewissen zu ersticken; er blieb also, zu trunken, um andern Wein zu holen, nicht so sehr trunken, daß der Rausch die Erinnerung in ihm getötet hätte, seinen zwei leeren Flaschen gegenüber mit den Ellbogen auf einen hinkenden Tisch gestützt und sah um sich her im Reflexe seines Lichtes mit dem langen Dochte alle Gespenster tanzen, welche Hoffmann auf seine von Punsch durchnäßten Manuscripte wie einen schwarzen, phantastischen Staub gestreut hat.

Danglars allein war weder gequält, noch beunruhigt; Danglars war sogar freudig, denn er hatte sich an einem Feinde gerächt und seinen Platz an Bord des *Pharaon* gesichert, den er zu verlieren befürchtete; Danglars war einer von den berechnenden Menschen, welche mit einer Feder hinter dem Ohr und einem Tintenfass an der Stelle des Herzens geboren werden. Alles war für ihn in dieser Welt Subtraction oder Multiplication, und eine Zahl erschien ihm viel kostbarer, als ein Mensch, wenn diese Zahl die Summe zu vermehren im Stande war, die dieser Mensch vermindern konnte.

Danglars legte sich frühzeitig zu Bette und schlief ruhig.

Nachdem Villefort den Brief von Herrn von Salvieux empfangen, Renée die beiden Wangen und der Marquise von Saint-Meran die Hand geküßt, dem Marquis aber die Hand gedrückt hatte, reiste er in aller Eile auf der Straße nach Aix ab;

Der Vater Dantes starb beinahe vor Schmerz und Unruhe.

Was aus Edmond geworden war, wissen wir.

Zehntes Kapitel. *Das kleine Cabinet der Tuileries*

Verlassen wir Villefort auf der Straße nach Paris, auf der er mittelst der dreifachen Trinkgelder, die er bezahlt, mit Windeseile hinfliegt, und dringen wir durch zwei oder drei Salons, welche diesem kleinen Cabinet der Tuileries mit dem Bogenfenster vorhergehen, das so wohl bekannt ist, denn es war das Lieblingscabinet von Napoleon und Ludwig XVIII., und ist noch gegenwärtig das von Louis Philipp.

Vor einem Tische von Nußbaumholz sitzend, den er von Hartwell zurückgebracht hatte und in einer von den, hohen Personen eigenthümlichen, Manien ganz besonders liebte, hörte Ludwig XVIII. ziemlich oberflächlich auf einen Mann von fünfzig bis zwei und fünfzig Jahren, mit grauen Haaren. aristokratischem Gesichte und ängstlichem Anzug, während er auf den Rand eines Bandes von Horaz in der ziemlich incorrecten, aber geschätzten Ausgabe von Gryphius, welche sich jedoch ganz zu den scharfsinnigen Bemerkungen Seiner Majestät eignete, Randnoten machte.

»Sie sagen also?« sprach der König.

»Daß ich im höchsten Grade beunruhigt bin.«

»Wirklich, sollten Sie im Träume sieben fette und sieben magere Kühe gesehen haben?«

»Nein, denn das würde uns nur sieben Jahre der Fruchtbarkeit und sieben Jahre der Hungersnot verkündigen, und bei einem so vorsichtigen König, wie Eure Majestät, ist keine Hungersnoth zu befürchten.«

»Von welcher andern Geißel ist denn die Rede, mein lieber Blacas?«

»Sire, ich habe alle Ursache zu glauben, daß sich ein Sturm im Süden bildet.«

»Mein lieber Herzog,« antwortete Ludwig XVIII., »ich halte Sie für schlecht unterrichtet und weiß gewiss, daß das Wetter in jener Richtung ganz schön ist.«

Ein so geistreicher Mann Ludwig XVIII., auch war, so liebte er dennoch den Scherz.

»Sire, könnte Euere Majestät, und wäre es nur um einen treuen Diener zu beruhigen, nicht nach Languedoc, in die Provence und in das Dauphiné sichere Männer schicken, welche ihr einen Bericht über den Geist der drei Provinzen erstatten würden?«

»**Canimus surdis**,« antwortete der König, während er Noten in seinen Horaz zu machen fortfuhr.

»Sire,« sprach der Höfling und lachte, um sich das Ansehen zu geben, als verstünde er den Vers des Dichters von Venusia, »Euere Majestät kann vollkommen Recht haben, wenn dieselbe auf den guten Geist von Frankreich zählt; aber ich glaube nicht ganz Unrecht zu haben, wenn ich irgend einen verzweifelten Versuch befürchte.«

»Von welcher Seite?«

»Von Seiten Bonaparte's, oder wenigstens seiner Partei.«

»Mein lieber Blacas,« sagte der König, »Sie hindern mich an der Arbeit mit ihren Schrecknissen.«

»Und Sie, Sire, hindern mich am Schlafen mit Ihrer Sicherheit.«

»Warten Sie. mein Lieber, warten Sie, ich habe eine sehr glückliche Note über den **Pastor quum trahere**, und Sie fahren nachher fort.«

Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen während dessen Ludwig XVIII. mit einer Handschrift, die er so winzig als möglich machte, eine neue Note an den Rand seines Horaz schrieb. Als er diese Note eingeschrieben hatte, sagte er, sich mit der zufriedenen Miene eines Mannes erhebend, der selbst einen Gedanken gehabt zu haben glaubt, weil er den eines Anderen erläutert hat:

»Fahren Sie fort. mein lieber Herzog. fahren Sie fort. ich höre.«

»Sire,« sprach Blacas. der einen Augenblick Villefort zu seinen Gunsten auszubeuten gehofft hatte, »ich bin genötigt, Ihnen zu sagen, daß es nicht nur einfache, jeder Begründung

entbehrende Gerüchte, nicht nur aus der Luft gegriffene Neuigkeiten sind, die mich beunruhigen. Ein wohlgesinnter Mann, der mein ganzes Vertrauen verdient, und den ich mit der Überwachung des Südens beauftragt habe,« der Herzog zögerte, als er diese Worte sprach, » . . . kommt so eben in aller Eile herbei und meldet mir: »»Eine große Gefahr bedroht den König.«« Da lief ich hierher.«

»**Mala ducis avi domum**,« fuhr Ludwig XVIII. Notizen schreibend fort.

»Befiehlt mir Eure Majestät, nicht bei diesem Gegenstande zu verweilen?«

»Nein, mein lieber Herzog; aber strecken Sie die Hand aus.«

»Welche?«

»Welche Sie wollen; da unten. links.«

»Hier, Sire?«

»Ich sage Ihnen links, und Sie suchen rechts, an meiner Linken will ich sagen. Nun sind Sie daran. Sie müssen den Bericht des Polizeiministers vom gestrigen Datum finden. Doch halt! hier ist Herr Dandré selbst . . . Nicht wahr, Sie sagen Herr Dandré,« sprach Ludwig XVIII., sich an den Huissier wendend, welcher wirklich den Polizeiminister gemeldet hatte.

»Im Sire, der Herr Baron Dandré.«

»Richtig, Baron,« versetzte Ludwig XVIII. einem beinahe unmerklichen Lächeln; »treten Sie ein, Baron, und sagen Sie dem Herzog, was Sie Neuestes von Herrn von Bonaparte wissen? Verbergen Sie uns nichts, was die Lage der Dinge betrifft, so ernst sie auch sein mag. Sprechen Sie. Ist die Insel Elba ein Vulkan, und werden wir den Krieg in vollen Flammen von ihr hervorbrechen sehen: **bella, horrida bella?**«

Herr Dandré wiegte sich sehr anmutig auf dem Rücken eines Lehnstuhles, auf den er seine zwei Hände stützte, und sprach:

»Hat Eure Majestät die Gnade gehabt, den Bericht von gestern zu berücksichtigen?«

»Ja, ja; aber sagen Sie dem Grafen selbst, der ihn nicht finden kann, was dieser Bericht enthielt. Setzen Sie ihm auseinander, was der Usurpator auf seiner Insel tut.«

»Mein Herr, Majestät sprach der Baron zu dem Grafen, »alle Diener Seiner Majestät dürfen sich beglückwünschen über die neuesten Nachrichten, die uns von der Insel Elba zukommen. Bonaparte . . . «

Herr Dandré schaute Ludwig XVIII. An, der, mit dem Schreiben einer Note beschäftigt, nicht einmal den Kopf aufrichtete.

»Bonaparte,« fuhr der Baron fort »langweilt sich um Sterben. Er bringt ganze Tage damit hin, daß er seine Gräber in Porto Longone arbeiten sieht.«

»Und er kratzt sich zu feiner Unterhaltung,« sprach der König.

»Er kratzt sich! was will Euere Majestät damit sagen«

»Ei, mein lieber Graf, vergessen Sie, daß dieser große Mann, dieser Held, dieser Halbgott an einer Hautkrankheit leidet, die ihn verzehrt? **Prurigo!**«

»Noch mehr, mein Herr Graf,« fuhr der Polizeiminister fort, »wir haben beinahe vollkommene Gewißheit, daß der Usurpator in kurzer Zeit ein Narr werden wird.«

»Ein Narr?«

»Ein Narr zum Binden; sein Kopf schwächt sich. Bald vergießt er heiße Tränen, bald lacht er aus vollem Halse. Dann bringt er ganze Stunden an dem Ufer damit zu, daß er Kieselsteine in das Wasser wirft, und wenn der Stein fünf bis sechs mal aufgeprallt ist, scheint er so zufrieden, als ob er ein zweites Marengo oder ein neues Austerlitz gewonnen hätte, Sie werden zugeben: das sind Zeichen der Narrheit.«

»Oder der Weisheit, mein Herr Baron, oder der Weisheit,« sagte Ludwig XVIII., »denn die großen Feldherren des Altertums belustigten sich damit, daß sie Kieselsteine in das Wasser warfen. Sehen Sie Plutarch, bei dem Leben Scipio des Africaners.«

Herr von Blacas blieb träumerisch zwischen diesen zwei Sorglosen. Villefort, der ihm nicht hatte Alles sagen wollen, damit ihm nicht ein Anderer den ganzen Nutzen seines Geheimnisses entziehe, hatte ihm jedoch genug gesagt, um ihn in große Unruhe zu versetzen.

»Fahren Sie forte Dandré,« sprach Ludwig XVIII., »Blacas ist noch nicht überzeugt, er glaubt noch nicht an die Bekehrung des Usurpators.«

Der Polizeiminister verbeugte sich.

»Bekehrung des Usurpators!« murmelte der Graf und schaute den König und Dandré an, welche abwechselten wie zwei Schäfer von Virgil. »Der Usurpator ist bekehrt!«

»Vollkommen, mein lieber Graf.«

»Aber wozu bekehrt?«

»Zu guten Grundsätzen. Erklären Sie das, Baron.«

»Hören Sie, mein lieber Graf, wie sich:diese Sache verhält,« sprach der Minister mit dem größten Ernste der Welt. »Kürzlich hielt Napoleon eine Revue, und als ein paar Murrköpfe, wie er sie nennt, das Verlangen, nach Frankreich zurückzukehren, äußerten, gab er ihnen ihren Abschied und ermahnte sie dabei, ihrem guten Könige zu dienen. Das waren seine eigenen Worte, mein Herr Graf, ich weiß es ganz gewiss.«

»Nun, Blacas, was denken Sie davon?« sprach der König triumphierend, indem er einen Augenblick den großen Scholiasten, der vor ihm lag, zu durchblättern aufhörte.

»Ich sage, Sire, daß einer von uns Beiden sich täuscht, entweder der Polizeiminister oder ich; da aber dem Polizeiminister die Bewachung des Heils und der Ehre Euerer Majestät übertragen ist, so bin ich ohne Zweifel in einem Irrtum begriffen. An der Stelle Euerer Majestät würde ich übrigens die Person befragen, von der ich gesprochen habe. Ich wage es sogar, darauf zu bestehen, daß Euere Majestät ihr diese Ehre erweist.«

»Gerne, Graf, unter Ihren Auspicien empfangen Sie, wen Sie wollen. Doch ich will ihn die Waffen in der Hand empfangen. Herr Minister, haben Sie einen neueren Bericht, als diesen hier, denn dieser ist schon vom 20. Februar, und wir haben heute den 3. März?«

»Nein, Sire, aber ich erwarte jeden Augenblick einen. Ich bin schon am Morgen ausgegangen, und er ist vielleicht während meiner Abwesenheit eingetroffen.«

»Gehen Sie auf die Präfectur, und wenn keiner da ist, . . . nun, nun,« fuhr Ludwig XVIII. lachend fort, »so machen Sie einen, denn nicht wahr, so treibt man das doch gewöhnlich?«

»Oh! Sire,« antwortete der Minister, »es ist Gott sei Dank in dieser Hinsicht nicht nötig, etwas zu erfinden. Jeden Tag überhäuft man unsere Kanzlei mit den umständlichsten Denunciationen, die von einer Menge armer Schlucker herrühren, welche auf eine gewisse Belohnung für die Dienste hoffen, die sie nicht leisten, aber gerne leisten möchten. Sie rechnen auf den Zufall und denken, irgend ein unerwartetes Ereignis werde eines Tages ihren Prophezeiungen eine Art von Wahrheit verleihen.«

»Gut, gehen Sie, mein Herr,« sprach Ludwig XVIII., »und bedenken Sie, daß ich Sie erwarte.«

»Ich eile, Sire, und bin in zehn Minuten wieder zurück.«

»Und ich, Sire,« sprach Herr von Blacas, »ich hole meinen Boten.«

»Warten Sie doch, warten Sie doch,« sagte Ludwig XVIII. »In der Tat, Blacas, ich muß Ihr Wappen verändern, ich gebe Ihnen einen Adler mit ausgebreiteten Schwingen, der in seinen Klauen eine Beute hält, welche vergebens ihm zu entkommen sucht, mit dem Wahlspruche: **Tenax**.«

»Sire, ich höre,« sagte Herr von Blacas, vor Ungeduld an den Nägeln kauend.

»Ich wollte Sie über die Stelle: **Molli fugies anhelitu** um Rath fragen. Sie wissen, es handelt sich von dem Hirsche, der vor dem Wolfe flieht. Sind Sie nicht selbst Jäger und Oberjägermeister bei der Wolfsjagd? Wie finden Sie bei diesem doppelten Titel das **molli anhelitu**?«

»Bewunderungswürdig, Sire, aber mein Bote ist wie der Hirsch, von dem Sie sprechen, denn er hat 220 Lieues in einem Zuge, und zwar in kaum drei Tagen gemacht.«

»Das heißt viel Anstrengung und Sorge übernehmen, während wir den Telegraphen haben, der nur drei bis vier Stunden dazu braucht, ohne daß sein Atem im Geringsten darunter leidet.«

»Ach! Sire, Sie belohnen diesen armen jungen Mann sehr schlecht, während er von so fern herkommt und sich so eifrig zeigt, um Eurer Majestät eine nützliche Kunde zu geben. Ich bitte, empfangen Sie ihn gut, und wäre es nur Herrn von Salvieux zu Liebe, der ihn mir empfiehlt.«

»Herr von Salvieux, der Kammerherr meines Bruders?«

»Er selbst.«

»In der Tat, er ist in Marseille.«

»Von dort aus schreibt er mir.«

»Spricht er auch von dieser Meuterei?«

»Nein, aber er empfiehlt mir Herrn von Villefort, und beauftragte mich, denselben bei Eurer Majestät einzuführen.«

»Herr von Villefort,« rief der König; »der Bote nennt sich also Herr von Villefort?«

»Ja, Sire.«

»Und er kommt von Marseille?«

»In Person.«

»Warum nannten Sie mir seinen Namen nicht sogleich?« versetzte der König, und ein Anfang von Unruhe trat auf seinem Gesichte hervor.

»Sire, ich glaubte, dieser Name wäre Eurer Majestät unbekannt.«

»Nein, nein, Blacas, es ist ein ernster, gebildeter, ehrgeiziger Geist, seinen Vater müssen Sie bei Gott kennen.«

»Seinen Vater!«

»Ja, Noirtier.«

»Noirtier, den Girondisten, Noirtier, den Senator?«

»Allerdings.«

»Und Eure Majestät hat den Sohn eines solchen Menschen angestellt?«

»Blacas, mein Freund, Sie verstehen nichts hiervon, ich habe Ihnen gesagt, Villefort wäre ehrgeizig: um zu steigen, wird Villefort Alles opfern, selbst seinen Vater.«

»Ich soll ihn also eintreten lassen, Sire?«

»Auf der Steller Graf, wo ist er?«

»Er muß mich unten in meinem Wagen erwarten.«

»Dann holen Sie ihn.«

»Ich laufe.«

Der Graf entfernte sich mit der Lebhaftigkeit eines jungen Menschen. Der Eifer seines aufrichtigen Royalismus gab ihm zwanzig Jahre.

Ludwig XVIII. blieb allein. Er wandte die Augen wieder seinem geöffneten Horaz zu und murmelte:

Justum et tenacem propositi virum.

Herr von Blacas stieg mit derselben Geschwindigkeit wieder herauf, mit der er hinabgestiegen war. Aber im Vorzimmer sah er sich genötigt, die Autorität des Königs anzurufen. Die bestaubte Kleidung von Villefort, sein in keiner Beziehung mit der Vorschrift des Hofes im Einklange stehendes Costume erregten die Empfindlichkeit von Herrn von Brezé, der ganz darüber erstaunt war, daß dieser junge Mann es sich anmaßte, so gekleidet vor dem König erscheinen zu wollen. Doch der Graf beseitigte alle Schwierigkeiten mit dem einzigen Worte: Befehl Seiner Majestät. Und Villefort wurde, trotz aller Bemerkungen, die der Ceremonienmeister zur Ehre des Grundsatzes zu machen fortfuhr, bei dem König eingeführt.

Ludwig XVIII. saß auf demselben Platze, wo ihn der Graf gelassen hatte. Als Villefort die Thüre öffnete, befand er sich dem König gegenüber: der junge Mann blieb auf der Stelle stehen.

»Treten Sie ein, Herr von Villefort,« sagte der König.

Villefort verbeugte sich, machte einige Schritte vorwärts und wartete darauf, daß ihn der König befragen würde.

»Herr von Villefort,« fuhr Ludwig XVIII. Fort, »hier ist der Herr Graf von Blacas, welcher behauptet, Sie haben mir etwas Wichtiges mitzuteilen.«

»Sire, der Herr Graf hat Recht, und ich hoffe Euerer Majestät wird es selbst erkennen.«

»Zuerst und vor Allem, mein Herr: ist das Übel Ihrer Meinung nach, so groß, als man mich glauben machen will?«

»Sire, ich halte die Sache für sehr dringend, aber bei der Eile, die ich angewendet habe, scheint mir das Übel nicht unwiederbringlich.«

»Sprechen Sie ausführlich, wenn Sie wollen, mein Herr,« sagte der König, der sich selbst der Aufregung zu überlassen begann, welche das Gesicht von Herrn von Blacas verstört hatte, und die Stimme von Villefort beben machte. »Sprechen Sie und geben Sie besonders vom Anfang aus: ich liebe in allen Dingen die Ordnung.«

»Sire,« sagte Villefort, »ich werde Euerer Majestät einen getreuen Bericht erstatten; aber ich bitte mich zu entschuldigen, wenn die Unruhe, in der ich bin, einige Dunkelheit in meine Worte bringt.«

Ein Blick nach diesem Eingange auf den König geworfen versicherte Villefort des Wohlwollens seines erhabenen Zuhörers, und er fuhr fort:

»Sire, ich bin so rasch als möglich nach Paris gereist, um Euerer Majestät mitzuteilen, daß ich im Kreise meiner Funktionen, nicht eines von den gewöhnlichen und folgelosen Komplotten, wie sie täglich in den untersten Stufen des Volkes und der Armee angezettelt werden, sondern eine wirkliche Verschwörung, einen Sturm entdeckt habe, der nichts weniger als den Thron Euerer Majestät bedroht. Sire, der Usurpator bemannt drei Schiffe. Er beabsichtigt die Ausführung eines vielleicht wahnsinnigen Planes, der jedoch furchtbar ist, so wahnsinnig er auch sein mag. Zu dieser Stunde muß er die Insel Elba verlassen haben, um, ich weiß nicht wohin zu gehen, aber sicherlich, um eine Landung in Neapel, auf der Küste von Toscana oder gar in Frankreich zu versuchen. Euerer Majestät ist es nicht unbekannt, daß der Souverän der Insel Elba Verbindungen mit Italien und Frankreich unterhalten hat.«

»Ja, mein Herr, ich weiß es,« sprach der König sehr bewegt, »und noch kürzlich hat man Kunde erhalten; daß bonapartistische Versammlungen in der Rue Saint-Jacques stattgefunden haben. Doch fahren Sie fort, ich bitte Sie, Woher wissen Sie diese einzelnen Umstände?«

»Sire, aus einem Verhöre, dem ich einen Menschen von Marseille unterworfen habe; ich überwachte denselben seit langer Zeit und ließ ihn am Tage meiner Abreise verhaften, dieser Mensch, ein unruhiger Seemann und von einem mir verdächtigen Bonapartismus, war insgeheim auf der Insel Elba; er hat dort den Großmarschall gesehen, von dem er mit einer mündlichen Sendung für einen Bonapartisten in Paris beauftragt wurde, dessen Namen zu nennen ich ihn nicht bewegen konnte. Die Sendung bestand aber darin, daß er den Bonapartisten veranlassen sollte, die Geister auf eine Rückkehr vorzubereiten (bemerken Sie wohl, Sire, daß dies Worte aus dem Verhöre sind) auf eine Rückkehr, welche unfehlbar demnächst stattfinden werde.«

»Und wo ist dieser Mensch,« fragte Ludwig XVIII.

»Im Gefängnisse, Sire.«

»Und die Sache schien Ihnen ernster Natur zu sein?«

»So ernst, Sire, daß ich. da mich dieses Ereignis gerade bei einem Familienfeste, am Tage meiner Verlobung, überraschte, Braut, Freunde, Alles im Stiche ließ, Alles auf eine andere Zeit verschob, um zu den Füßen Euerer Majestät sowohl die Befürchtungen, die mich ergriffen, als die Versicherung meiner Ergebenheit niederzulegen.«

»Es ist wahr,« sprach Ludwig XVIII., »wurde nicht eine Verbindung zwischen Ihnen und Fräulein von Saint-Meran beabsichtigt?«

»Der Tochter eines der treuesten Diener Euerer Majestät.«

»Ja, ja, aber um auf das Komplott zurückzukommen, Herr von Villefort . . . «

»Sire, ich befürchte, es ist mehr als ein Komplott, es ist eine Verschwörung.«

»Eine Verschwörung in dieser Zeit.« sprach Ludwig XVIII. Lächelnd, »das ist leicht anzuspinnen, aber schwer zu einem Ziele zu führen, gerade weil wir, gestern erst, auf den Thron unserer Väter gesetzt, die Augen zugleich auf die Vergangenheit, auf die Gegenwart und auf die Zukunft offen haben. Seit zehn Monaten verdoppeln meine Minister ihre Wachsamkeit, um das Litoral des mittelländischen Meeres vor jeder Gefahr zu bewahren. Stiege Bonaparte in Neapel an das Land, so wäre der ganze Bund auf den Beinen, ehe er Piombino erreicht hätte. Landete er in Toscana, so würde er den Fuß in ein feindliches Gebiet setzen; landete er in Frankreich, so geschieht es mit einer Hand voll Menschen, und wir werden, verflucht wie er von der Bevölkerung ist, leicht mit ihm zu Ende kommen. Beruhigen Sie sich also, mein Herr, rechnen sie aber darum nicht minder auf meine königliche Dankbarkeit.«

»Ah! hier ist Herr Dandré,« rief der Graf von Blacas.

»In diesem Augenblick erschien wirklich auf der Thürschwelle der Herr Polizeiminister, bleich, zitternd, mit umher irrenden Blicken. als hätte ihn ein Blendwerk getroffen.

Villefort machte einen Schritt, um sich zu entfernen, aber ein Händedruck von Herrn von Blacas hielt ihn zurück.

Elftes Kapitel, *Der Währwolf von Corsica*

Bei dem Anblick dieses verstörten Gesichtes, stieß Ludwig XVIII. heftig den Tisch zurück, vor dem er saß.

»Was haben Sie denn, Herr Baron?« rief er. »Sie sehen ganz verstört aus. Bezieht sich diese Unruhe auf das, was Herr von Blacas sagte und Herr von Villefort bestätigte?«

Herr von Blacas näherte sich lebhaft dem Baron; doch der Schrecken des Höflings verhinderte den Stolz des Staatsmannes; zu triumphieren. Unter solchen Umständen war es in der Tat viel vorteilhafter für ihn; von dem Polizeipräsidenten gedemütigt zu werden; als ihn zu demütigen.

»Sire;« stammelte der Baron.

»Sprechen Sie;« sagte Ludwig XVIII.

Einer unüberwindlichen Verzweiflung nachgebend; war der Polizeiminister im Begriff; sich Ludwig XVIII. zu Füßen zu werfen; aber dieser wich die Stirne faltend zurück und sagte:

»Werden Sie wohl sprechen?«

»Oh! Sire; welch ein furchtbares Unglück; nie werde ich mich mehr zu trösten wissen!«

»Mein Herr;« rief Ludwig XVIII., »ich befehle Ihnen zu sprechen.«

»Nun; Sire; der Usurpator hat am 26. Februar die Insel Elba verlassen und ist am 1. März gelandet.«

Wo? in Italien?« fragte rasch der König.

»In Frankreich; Sire; in einem kleinen Hafen bei Antibes, im Golf Juan.«

»Der Usurpator ist in Frankreich bei Antibes im Golf Juan, 250 Lieues von Paris, am 1. März gelandet, und Sie erfahren dies erst heute am 3. März! . . . Ei, mein Herr, was Sie mir da sagen, ist unmöglich, entweder hat man Ihnen einen falschen Bericht gemacht, oder Sie sind ein Narr.«

»Acht Sire, es ist nur zu wahr!«

Ludwig XVIII. machte eine nicht zu beschreibende Gebärde des Zornes und Schreckens, und richtete sich hoch auf, als ob dieser unvorhergesehene Schlag ihn zugleich in das Herz und in das Gesicht getroffen hätte.

»In Frankreich!« rief er; »der Usurpator in Frankreich! Man bewachte also diesen Menschen nicht? doch wer weiß, man war vielleicht mit ihm einverstanden.«

»Oh, Sire!« rief der Graf von Blacas, »einen Mann wie Herrn Dandré, kann man eines solchen Verrates nicht anklagen. Sire, wir waren Alle blind, und der Polizeiminister hat diese allgemeine Blindheit geteilt.«

»Aber . . . «sprach Villefort, dann plötzlich inne haltend: »Ah! . . . Vergebung . . . Sire!« sagte er sich verbeugend. »mein Eifer reißt mich fort . . . Eure Majestät wolle mir gnädigst verzeihen.«

»Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie offen.« sagte Ludwig XVIII. »Sie allein haben das Übel vorhergesehen. »Helfen Sie mir ein Mittel dagegen suchen.«

»Sire,« sagte Villefort. »der Usurpator ist im Süden verhaßt, wagt er sich in den Süden, so kann man, wie es mir scheint, leicht die Provence und Languedoc, gegen ihn aufbringen.«

»Ja, allerdings,« sagte der Minister, »aber wenn er durch Gap und Sifteron vorrückt . . . «

»Er rückt vor, er rückt vor!« rief Ludwig XVIII. »er marschiert also gegen Paris!«

Der Polizeiminister beobachtete ein Stillschweigen, das dem vollständigsten Zugeständnisse gleich kam.

»Und das Dauphiné, Herr von Villefort,« fragte der König, »glauben Sie, daß man es, wie die Provence, zur Schilderhebung bringen kann?«

»Sire, es tut mir leid, Eurer Majestät, eine grausame Wahrheit sagen zu müssen, aber der Geist des Dauphiné ist bei Weitem nicht so viel wert, als der der Provence und des Languedoc. Die Bergbewohner sind Bonapartisten. Sire.«

»Er war also gut unterrichtet,« murmelte Ludwig XVIII. »Und wie viel Mann hat er bei sich?«

»Sire, ich weiß es nicht,« sagte der Polizeiminister.

»Wie, Sie wissen es nicht? Sie haben vergessen, über diesen Umstand Erkundigungen einzuziehen? Er ist allerdings von geringer Bedeutung,« fügte er mit einem niederschmetternden Lächeln bei.

»Sire, ich konnte mich hierüber nicht belehren. Die Depeche brachte einfach die Nachricht von dem Landen des Usurpators und von dem Wege, den er eingeschlagen.«

»Und wie ist Ihnen diese Depeche zugekommen?« fragte der König.

Der Minister senkte den Kopf, und eine lebhaftere Röte übergoß seine Stirne.

»Durch den Telegraphen, Sire.« stammelte er.

Ludwig XVIII. machte einen Schritt vorwärts und kreuzte die Arme, wie es Napoleon getan hatte.

»Also,« sprach er, vor Zorn erbleichend, »also sieben verbündete Heere haben diesen Mann gestürzt, ein Wunder des Himmels hat mich nach fünf und zwanzigjähriger Verbannung auf den Thron meiner Väter gesetzt, ich habe diese fünf und zwanzig Jahre hindurch die Menschen und Dinge des mir verheißenen Frankreichs studiert, erforscht, analysiert, damit, wenn ich an das Ziel meiner Wünsche gelangt, eine Gewalt, die ich in meinen Händen hielt, losbreche und mich niederwerfe!«

»Sire, das ist ein Unglück,« murmelte der Minister, welcher wohl fühlte, daß ein solches Gewicht, wenn auch leicht für das Geschick, einen Menschen zu zermalmen hinreichend war.

»Was unsere Feinde von uns sagen, ist also wahr: Nichts gelernt und nichts vergessen. Wenn ich noch verraten wäre, wie er, wollte ich mich trösten; aber mitten unter Leuten zu sein, welche durch mich zu ihren Würden erhoben worden sind und sorgfältiger über mich wachen sollten, als über sich selbst! denn mein Glück ist das Ihrige: vor mir waren sie nichts, nach mir werden sie nichts sein. Elend umkommen durch Unfähigkeit, durch Albernheit, das ist schauderhaft!«

Der Minister hielt sich gebeugt unter diesem furchtbaren Anathem. Herr von Blacas trocknete sich seine mit Schweiß bedeckte Stirne ab. Villefort lächelte in seinem Innern, denn er fühlte die Zunahme seiner Wichtigkeit.

»Fallen,« fuhr Ludwig der XVIII. fort, der mit dem ersten Blicke den Abhang ermessen hatte, an welchem die Monarchie stand, »fallen und seinen Sturz durch den Telegraphen erfahren! Oh, ich wollte lieber auf das Blutgerüste meines Bruders, Ludwig XVI. treten, als so die Treppe der Tuileries hinabsteigen, vertrieben durch die Lächerlichkeit . . . durch die Lächerlichkeit, mein Herr, Sie wissen nicht, was das in Frankreich ist und sollten es doch wissen.«

»Sire, Sire,« murmelte der Minister, »ich bitte um Gnade.«

»Nähern Sie sich, Herr von Villefort,« fuhr der König fort, sich an den jungen Mann wendend, der unbeweglich und im Hintergrunde den Gang dieses Gespräches betrachtete, in welchem halb verloren die Zukunft eines Königreiches wogte, »nähern Sie sich und sagen Sie diesem Herrn, daß man zum Voraus Alles wissen konnte, was er nicht gewußt hat.«

»Sire, es war materiell unmöglich, die Pläne zu erraten, welche dieser Mann vor aller Welt verbarg.«

»Materiell unmöglich! das ist ein großes Wort, mein Herr, leider gibt es große Worte, wie es große Männer gibt, ich habe sie ermessen. Materiell unmöglich für einen Minister, der eine Verwaltung, Bureau, Agenten und fünfzehnmal hunderttausend Franken geheime Fonds hat, zu wissen, was auf sechzig Meilen von Frankreich vorgeht? Hier steht ein Herr, der über keines von diesen Mitteln zu verfügen hatte, ein einfacher Beamter, der mehr wußte, als Sie mit Ihrer ganzen Polizei, der meine Krone gerettet haben würde, hätte er wie Sie das Recht gehabt, einen Telegraphen zu leiten.«

Der Blick des Polizeiministers richtete sich mit einem Ausdrucke des tiefsten Ärgers auf Villefort, der das Haupt mit der Bescheidenheit des Triumphes neigte.

»Ich sage dies nicht in Beziehung auf Sie, Blacas,« fuhr Ludwig XVIII. fort, »denn wenn Sie auch nichts entdeckten, so waren Sie doch wenigstens so gescheid, in Ihrem Argwohne zu verharren, ein Anderer als Sie hatte vielleicht die Enthüllung von Villefort als unbedeutend betrachtet oder ihr einen käuflichen Ehrgeiz unterschoben.«

Diese Worte spielten auf diejenigen an, welche der Polizeiminister eine Stunde vorher mit so viel Vertrauen ausgesprochen hatte.

Villefort begriff das Spiel des Königs. Ein Anderer hätte sich wohl durch die Trunkenheit des Lobes hinreißen lassen, aber er befürchtete, sich aus dem Polizeiminister einen unversöhnlichen Feind zu machen, obgleich er fühlte, daß dieser unwiderruflich verloren war. Der Minister, der im vollen Besitze seiner Macht das Geheimnis von Napoleon nicht zu erraten gewußt hatte konnte in den Convulsionen seines Todeskampfes das von Villefort durchdringen: er brauchte nur Dantes zu befragen. Villefort kam also dem Minister zu Hilfe, statt ihn vollends niederzudrücken.

»Sire,« sprach Villefort, »der rasche Gang des Ereignisses muß Eurer Majestät beweisen, daß Gott allein, einen Sturm erhebend, dasselbe verhindern konnte. Was Euere Majestät als die Wirkung einer tiefen Scharfsichtigkeit von meiner Seite betrachtet, habe ich ganz einfach dem Zufalle zu verdanken; als ergebener Diener benützte ich diesen Zufall, und nicht weiter. Bewilligen Sie mir nicht mehr, als ich verdiene, Sire, um nimmer auf den ersten Gedanken zurückzukommen, den Sie über mich gefaßt haben werden.«

Der Polizeiminister dankte dem jungen Manne mit einem beredten Blicke, und Villefort begriff, daß ihm sein Plan gelungen war, das heißt, daß er, ohne die Dankbarkeit des Königs zu verlieren, sich einen Freund gemacht hatte, auf den er vorkommenden Falles zählen konnte.

»Es ist gut,« sagte der König. »Und nun, meine Herren,« fuhr er, sich an Herrn von Blacas und den Polizeiminister wendend, fort, »nun bedarf ich Ihrer nicht mehr, und Sie können sich entfernen: was noch zu tun ist, geht den Kriegsminister an.«

»Zum Glücke, Sire, können wir auf die Armee zählen, sprach Herr von Blacas. »Euere Majestät weiß, wie sehr sie alle Berichte als Ihrer Regierung ergeben schildern.«

»Sprechen Sie mir nicht von Berichten: ich weiß nun, welches Vertrauen man ihnen schenken darf. Doch bei Gelegenheit der Berichte, mein Herr Baron, was haben Sie in Beziehung auf die Angelegenheit der Rue Saint Jacques erfahren?«

»Auf die Angelegenheit der Rue Saint-Jacques!« rief Villefort, der sich eines Ausrufes nicht enthalten konnte.

»Um Verzeihung, Sire,« sagte er, »meine Ergebenheit für Euere Majestät läßt mich beständig, nicht die Achtung, welche ich für dieselbe hege, denn diese Achtung ist zu tief in mein Herz eingegraben, sondern die Regeln der Etiquette vergessen.«

»Sprechen Sie immerhin, mein Herr,« erwiderte Ludwig XVIII., »Sie haben heute das Recht zu fragen erlangt.«

»Sire,« antwortete der Polizeiminister, »ich kam gerade heute, um Eurer Majestät die Kunde mitzuteilen, die ich über dieses Ereignis eingezogen hatte, als die Aufmerksamkeit Eurer Majestät durch die furchtbare Katastrophe des Golfs abgelenkt wurde. Nun hatten diese Mitteilungen keine Interesse mehr für den König.«

»Im Gegenteil, mein Herr, im Gegenteil,« sprach Ludwig XVIII., »diese Sache scheint mir eine unmittelbare Beziehung zu derjenigen zu haben, welche uns beschäftigt, und der Tod des General Quesnel wird uns vielleicht auf den Weg zur Entdeckung eines großen inneren Complottes führen.«

Bei dem Namen des General Quesnel bebte Villefort.

»In der Tat, Sire,« versetzte der Polizeiminister, »Alles könnte glauben machen, dieser Tod sei nicht das Resultat eines Selbstmordes, wie man Anfangs meinte, sondern einer Ermordung. Der General Quesnel kam, wie es scheint, aus einem bonapartistischen Clubb, als er verschwand. Ein unbekannter Mann hatte ihn am Morgen aufgesucht und eine Zusammenkunft in der Rue Saint-Jacques für den Abend mit ihm verabredet. Leider hat der Kammerdiener des Generals, der ihn in

dem Augenblick, wo der Unbekannte in das Cabinet geführt wurde, frisierte, wohl verstanden, daß derselbe die Rue Saint-Jacques bezeichnete, aber die Nummer nicht behalten.«

Je länger der Polizeiminister in seinen Mitteilungen fortfuhr, desto mehr errötete und erleichte Villefort.

Der König wandte sich gegen ihn um.

»Ist es nicht auch Ihre Meinung, Herr von Villefort, daß der General Quesnel, den man für einen Anhänger des Usurpators halten konnte, der jedoch in der Tat ganz mir angehörte, als Opfer eines bonapartistischen Hinterhaltes gefallen ist?«

»Das ist wahrscheinlich, Sire,« antwortete Villefort. »Aber weiß man nicht mehr?«

»Man ist dem Manne, der das Rendezvous gegeben hatte, auf der Spur.«

»Man ist ihm, auf der Spur?« fragte Villefort.

»Ja, der Bediente hat sein Signalement gegebene es ist ein Mann von fünfzig bis zwei und fünfzig Jahren, von brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Augen, überschattet von dicken Brauen, und mit einem Schnurrbarte. Er trug einen blauen zugeknöpften Oberrock und an seinem Knopfloche die Rosette eines Offiziers der Ehrenlegion. Gestern verfolgte man einen Menschen, dessen Signalement genau dem von mir bezeichneten entspricht; aber man verlor ihn an der Ecke der Rue de la Jussienne und der Rue Coq-Héron.«

Villefort hatte sich auf die Lehne eines Stuhles gestützt, denn er fühlte, während der Polizeiminister so sprach, daß seine Beine unter ihm brachen; als er jedoch sah, daß der Unbekannte den Nachforschungen des Agenten entgegen war, atmete er wieder.

»Sie werden diesen Menschen suchen, mein Herr sagte der König zu dem Polizeiminister, »denn wenn General Quesnel, der uns in diesem Augenblicke so nützlich gewesen würde, das Opfer eines Mordes geworden ist, so ist es mein Wille, daß die Mörder, mögen sie Bonapartisten sein oder nicht, grausam bestraft werden.«

Villefort bedurfte seiner ganzen Kaltblütigkeit, um den Schrecken nicht zu verraten, den ihm dieser Befehl des Königs einflößte.

»Es ist doch ganz seltsam,« fuhr der König fort, »die Polizei glaubt Alles gesagt zu haben, wenn sie sagt; es ist ein Mord verübt worden; sie glaubt Alles getan zu haben, wenn sie beifügt: man ist den Schuldigen auf der Spur.«

»Sire, Euere Majestät wird wenigstens in Beziehung auf diesen Punkt befriedigt werden.«

»Es ist gut, wir werden sehen. Ich halte Sie nicht langer zurück, Baron. Herr von Villefort, Sie müssen von der langen Reife müde sein, ruhen Sie aus. Sie sind ohne Zweifel bei Ihrem Vater abgestiegen?«

Eine Wolke zog über die Augen von Villefort.

»Nein, Sire,« sagte er, »ich bin in dem Hotel de Madrid, Rue de Tournon, abgestiegen.«

»Aber Sie haben ihn gesehen?«

»Sire, ich ließ mich sogleich zu dem Herrn Grafen von Blacas führen.«,

»Doch Sie werden ihn wenigstens sehen.«

»Ich denke nicht, Sire.«

»Ah! es ist richtig,« sprach Ludwig XVIII. auf eine Weise lächelnd, woraus ersichtlich war, daß er alle diese Fragen nicht ohne Absicht gemacht hatte, »ich vergaß, daß eine gewisse Kälte zwischen Ihnen und Herrn Noirtier herrscht. Das ist ein neues Opfer, welches Sie der königlichen Sache bringen, und wofür ich Sie zu entschädigen habe.«

»Sire, die Güte, die mir Eure Majestät erweist, ist eine Belohnung, die alle meine Wünsche in so hohem Grade übersteigt, daß ich nichts mehr von dem König zu fordern habe.«

»Gleichviel, mein Herr, wir werden Sie nicht vergessen, seien Sie unbesorgt. Mittlerweile (der König machte das Kreuz der Ehrenlegion los, das er gewöhnlich neben dem Sanct-Ludwigs-Kreuz und über dem Ordensstern des Sanct-Lazarus und U. L. F. vom Berge Carmel trug, und gab es Villefort), mittlerweile nehmen Sie immerhin dieses Kreuz.«

»Sire,« sagte Villefort, »Eure Majestät täuscht sich, dieses Kreuz ist das eines Offiziers.«

»Meiner Treue, Herr,« entgegnete Ludwig XVIII., »nehmen Sie es, so wie es ist. Ich habe nicht mehr Zeit, ein anderes fordern zu lassen. Blacas, sorgen Sie dafür, daß Herrn von Villefort das Patent ausgestellt wird.«

In den Augen von Villefort schwamm eine Träne stolzer Freude. Er nahm das Kreuz und küßte es.

»Und nun,« sagte er, »mit welchen Befehlen beehrt mich Euere Majestät?«

»Gönnen Sie sich die Ruhe, die Ihnen notwendig ist, und bedenken Sie, daß Sie, während es Ihnen an Macht gebricht, mir in Paris zu dienen, in Marseille von dem größten Ruhm für mich sein können.«

»Sire,« antwortete Villefort, sich verbeugend, »in einer Stunde werde ich Paris verlassen haben.«

»Gehen Sie, mein Herr,« sprach der König, »und sollte ich Sie vergessen (das Gedächtnis der Könige ist kurz) so fürchten Sie sich nicht, Ihren Namen bei mir in Erinnerung zurückzurufen. Herr Baron, geben Sie Befehl, den Kriegsminister aufzusuchen. Blacas bleiben Sie.«

»Ah! mein Herr,« sagte der Polizeiminister zu Villefort, als sie die Tuilerien verließen, »Sie treten durch die gute Thüre ein, und Ihr Glück ist gemacht.«

»Wird es lange währen?« murmelte Villefort, während er sich vor dem Minister, dessen Laufbahn abgeschlossen war, verbeugte und mit den Augen einen Wagen suchte, um nach Hause zu fahren.

Ein Fiacre kam vorüber, Villefort machte ihm ein Zeichen, der Fiacre näherte sich, Villefort gab seine Adresse, warf sich in den Wagen und überließ sich seinen ehrgeizigen Träumen.

In zehn Minuten hatte Villefort sein Hotel erreicht. Er bestellte Pferde auf zwei Stunden nachher und befahl ein Frühstück.

Er war im Begriffe sich zu Tische zu setzen, als die Glocke, von einer festen Hand gezogen, erscholl. Der Kammerdiener ging hinaus, um zu öffnen, und Villefort hörte eine Stimme, welche seinen Namen aussprach.

»Wer kann bereits wissen, daß ich hier bin?« fragte sich der junge Mann.

In diesem Augenblick kam der Kammerdiener zurück.

»Nun,« sagte Villefort, was gibt es denn? wer hat geläutet? wer verlangt nach mir?«

»Ein Fremder, der seinen Namen nicht nennen will.«

»Wie? ein Fremder, der seinen Namen nicht nennen will?« was wünscht er von mir?«

»Er will mit Ihnen sprechen.«

»Mit mir?«

»Ja.«

»Hat er mich genannt?«

»Allerdings.«

»Wie sieht der Fremde aus.«

»Es ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren.«

»Klein, groß?«

»Ungefähr von dem Wuchse des gnädigen Herrn.«

»Braun oder blond?«

»Braun, sehr braun, schwarze Haare, schwarze Augen, schwarze Augenbrauen.«

»Und gekleidet?« fragte Villefort lebhaft, »wie gekleidet?«

»In einen großen, blauen, bis oben zugeknöpften Rock mit der Dekoration der Ehrenlegion.«

»Er ist es,« murmelte Villefort erbleichend.

»Ei, bei Gott!« sprach der Mann; dessen Signalement wir zweimal bekommen haben, auf der Schwelle erscheinend; »was für Umstände macht man hier! ist es in Marseille Gewohnheit; daß die Söhne ihre Väter in den Vorzimmern warten lassen?«

»Mein Vater!« rief Villefort, »ich täuschte mich also nicht, . . . ich vermutete, Sie wären es.«

»Ah; wenn Du es vermutetest,« erwiderte der Ankommende, während er seinen Stock in eine Ecke stellte und seinen Hut auf einen Stuhl legte, »so erlaube mir, Dir zu bemerken, mein lieber Gérard; daß es nicht liebenswürdig von Dir ist, mich so warten zu lassen.«

»Laß uns allein, Germain,« sprach Villefort.

Der Bediente entfernte sich mit sichtbaren Zeichen des Erstaunens.

Zwölftes Kapitel. *Vater und Sohn*

Herr Noirtier, denn dieser war wirklich eingetretene folgte mit den Augen dem Bedienten, bis er die Thüre zugemacht hatte; dann, ohne Zweifel befürchtend. er könnte im Vorzimmer horchen, öffnete er noch einmal hinter ihm, diese Vorsicht war nicht überflüssig, und die Geschwindigkeit, mit der sich Meister Germain zurückzog, bewies, daß er von der Sünde nicht frei war, welche unsere Urältern in das Verderben stürzte. Herr Noirtier nahm sich hierauf selbst die Mühe, die Thüre des Vorzimmers zu schließen, schloß auch die des Schlafzimmers, kam dann zurück und reichte Villefort die Hand, der alle seine Bewegungen mit einem Erstaunen verfolgt hatte, von welchem er sich noch nicht erholen konnte.

»Ei! weißt Du wohl. mein lieber Gérard, sagte er, den jungen Mann mit einem Lächeln anschauend dessen Ausdruck schwer zu erklären war, »weißt Du, daß Du nicht aussiehst. als wärest Du entzückt. mich zu sehen?«

»Doch. mein Vater.« sprach Villefort. »aber ich gestehe, ich war so weit entfernt, Ihren Besuch zu erwarten, daß er mich einigermaßen betäubte.«

»Mein lieber Freund,« sprach Noirtier sich setzend, »Es scheint mir, ich könnte Dir dasselbe sagen. Wie? Du kündigst mir Deine Verlobung in Marseille auf den 28. Februar an, und bist am 3. März in Paris.«

»Wenn ich hier bin, mein Vater,« erwiderte Gérard, sich Herrn Noirtier nähernd. »so beklagen Sie sich nicht darüber, denn ich bin Ihretwegen hierher gekommen, und diese Reise rettet Sie vielleicht.«

»Ah. Wirklich!« sprach Herr Noirtier. sich nachlässig in dem Lehnstuhle ausstreckend, in den er sich gesetzt hatte, »wirklich! Erzählen Sie mir das doch ein wenig, mein Herr Beamter . . . es muß seltsam sein!«

»Mein Vater, Sie haben von einem gewissen bonapartistischen Clubb sprechen hören, welcher in der Rue Saint-Jacques gehalten wird?«

»Nro, 53, Ja. ich bin Vicepräsident desselben.«

»Mein Vater, Ihre Kaltblütigkeit macht mich schaudern.«

»Was willst Du, mein Lieber? wenn man von den Montagnards³ geächtet worden ist, wenn man Paris in einem Heuwagen verlassen hat und in den Heiden von Bordeaux von den Spürhunden von Robespierre umstellt wurde, gewöhnt man sich an allerlei Dinge. Fahre fort. Was ist in dem Clubb der Rue Saint-Jacques vorgefallen?«

»Es fiel vor, daß man den General Quesnel kommen ließ, und daß der General Quesnel. welcher um neun Uhr Abends sein Haus verließ, am zweiten Tage nachher in der Seine gefunden wurde.«

»Und wer hat Dir diese schöne Geschichte erzählt?«

»Der König selbst.«

»Nun wohl, im Austausch für Deine Geschichte will ich Die eine Neuigkeit mitteilen.«

»Mein Vater, ich glaube bereits zu wissen, was Sie mir mitteilen wollen.«

»Ab! Du weißt die Landung Seiner Majestät des Kaisers?«

»Stille, mein Vater, ich bitte, einmal für Sie, und dann für mich. Ja, ich wußte diese Neuigkeit und sogar vor Ihnen; denn seit drei Tagen jage ich mit Postpferden von Marseille nach Paris, wütend, nicht den Gedanken, der mir das Hirn zermartert, zweihundert Meilen vorausschleudern zu können.«

»Seit drei Tagen! bist Du ein Narr? Vor drei Tagen war der Kaiser noch nicht gelandet.«

»Gleichviel, ich kannte seinen Plan.«

³ Montagnard, ein Mitglied der Partei der *Montagne* bei dem Convente.

»Woher?««

»Durch einen Brief, der von der Insel Elba an Sie gerichtet war.«

»An mich?«

»An Sie, ich habe ihn im Portefeuille des Boten erwischt. Wenn dieser Brief in die Hände eines Andern gefallen wäre, dürften Sie jetzt vielleicht bereits erschossen sein.«

Der Vater von Villefort brach in ein Gelächter aus und erwiderte:

»Es scheint, die Restauration hat von dem Kaiserreiche die Art und Weise gelernt, wie man die Angelegenheiten schnell abmacht. Erschossen, mein Lieber! wie rasch Du zu Werke gehst! Und dieser Brief; wo ist er? Ich kenne Dich zu genau, um zu befürchten, Du habest ihn liegen lassen.«

»Ich habe ihn verbrannt; damit kein Bruchstück von demselben zurückbleibe, denn dieser Brief war Ihre Verurteilung.«

»Und der Verlust Deiner Zukunft,« erwiderte Noirtier kalt; ja, ich begreife dies; aber ich habe nichts zu befürchten, da Du mich beschütze.«

»Ich thue noch mehr, als dies, ich rette Sie.«

»Ah! Teufel, das wird immer dramatischer; erkläre Dich doch.«

»Mein Vater, ich komme auf den Clubb der Rue Saint-Jacques zurück.«

»Es scheint; dieser Clubb liegt den Herren von der Polizei sehr am Herzen. Warum suchten sie nicht besser? sie hätten ihn gefunden.«

»Sie haben ihn nicht gefunden, sind ihm aber auf der Spur.«

»Das ist das geheiligte Wort, ich weiß es. Wenn die Polizei einen Fehler gemacht hat, sagt sie, sie sei der Sache auf der Spur, und die Regierung wartet ruhig den Tag ab, wo sie erscheint und mit gesenktem Ohre meldet, sie habe die Spur verloren.«

»Ja, doch man hat einen Leichnam gefunden; der General ist getötet worden, und in allen Ländern der Welt nennt man das einen Mord.«

»Einen Mord sagst Du? Nichts beweist, daß der General das Opfer eines Mordes geworden ist. Man findet täglich Leute in der Seine, die sich aus Verzweiflung hineingestürzt haben oder ertrunken sind, weil sie nicht schwimmen konnten.«

»Mein Vater, Sie wissen sehr wohl, daß sich der General nicht aus Verzweiflung ertränkt hat, und daß man sich um diese Jahreszeit nicht in der Seine badet. Nein, nein, täuschen Sie sich nicht, dieser Tod ist mit Recht als Mord bezeichnet worden.«

»Und wer bat ihn so bezeichnet?«

»Der König selbst.«

»Der König! Ich glaubte, er besitze hinreichend Philosophie, um zu verstehen, daß es in der Politik keinen Mord gibt. In der Politik, mein Lieber, das weißt Du so gut wie ich, gibt es keine Menschen, sondern Ideen, keine Gefühle, sondern Interessen. Man tötet nicht einen Menschen, sondern man beseitigt ganz einfach ein Hinderniß. Willst Du wissen, wie sich die Sache verhält? Nun, ich werde es Dir sagen. Man glaubte auf den General Quesnel zählen zu können; man hatte ihn uns von der Insel Elba aus empfohlen; einer von uns geht zu ihm, ladet ihn ein, sich in die Rue Saint-Jacques zu einer Versammlung zu begeben, wo er Freunde finden werde. Er kommt dahin, und man entwickelt ihm den ganzen Plan, die Abreise von der Insel Elba, die beabsichtigte Landung. Nachdem er Alles gehört, Alles begriffen hat und nichts mehr ihm mitzuteilen übrig bleibt, erklärt er, er sei ein Royalist. Da schauten sich Alle an; man läßt ihn einen Eid leisten, er leistet ihn, aber auf eine so unangenehme Weise, daß auf diese Art schwören, Gott versuchen heißt. Dessen ungeachtet ließ man den General frei, vollkommen frei weggehen. Er ist nicht nach Hause zurückgekehrt. Was willst Du, mein Lieber? Quesnel ist von uns weggegangen, er wird sich auf dem Wege verirrt haben, das ist das Ganze. Ein Mord! in der Tat, das setzt mich in Erstaunen, Villefort, Du, der Substitut des Staatsanwaltes, willst eine Anklage auf so elende Beweise bauen! Ist es mir je eingefallen, wenn Du Dein Royalistenhandwerk treibst und einem von meinen Freunden den Kopf abschneiden lässest,

Dir zu sagen: Mein Sohn, Du hast einen Mord begangen! Nein, ich sage Dir: Sie haben siegreich gekämpft, mein Herr, morgen die Wiedervergeltung.«

»Aber, mein Vater, seien Sie auf Ihrer Hut, die Wiedervergeltung wird furchtbar sein, wenn wir sie nehmen.«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Sie zählen auf die Rückkehr des Usurpators?«

»Allerdings.«

»Sie tauschen sich, mein Vater, er wird nicht sechs Meilen im Innern von Frankreich machen, ohne verfolgt, umstellt, wie ein wildes Tier eingefangen zu werden.«

»Mein lieber Freund, der Kaiser befindet sich in diesem Augenblick auf dem Wege nach Grenoble; am 10. oder 12. ist er in Lyon, am 20. oder 25. in Paris.«

»Die Bevölkerung wird sich erheben . . . «

»Um ihm entgegenzugehen.«

»Er hat nur ein paar Mann bei sich, und man wird Heere gegen ihn schicken.«

»Die seine Escorte bei der Rückkehr in die Hauptstadt bilden werden. In der Tat, mein lieber Gérard, Du bist noch ein wahres Kind; Du glaubst Dich gut unterrichtet, weil Dir ein Telegraph drei Tage nach der Landung gesagt hat: »Der Usurpator ist in Cannes mit ein paar Mann gelandet; man ist in seiner Verfolgung begriffen.« Aber wo ist er? was tut er? man verfolgt ihn: das ist Alles, was Du weißt. Man wird ihn auf diese Art in Paris verfolgen, ohne ein Körnchen Zündkraut zu verbrennen.«

»Grenoble und Lyon sind getreue Städte und werden ihm eine unübersteigbare Schranke entgegensetzen.«

»Grenoble wird ihm begeistert seine Thore öffnen, ganz Lyon wird ihm entgegengehen. Glaube mir, wir sind eben so gut unterrichtet, als Du, und unsre Polizei ist so viel wert, als die Eurige. Willst Du einen Beweis hierfür? Du wolltest mir Deine Reife verbergen und dennoch habe ich Deine Ankunft eine halbe Stunde nachdem Du durch die Barriere gefahren, gewußt. Du hast Deine Adresse Niemand gegeben als dem Postillon, und ich kenne Deine Adresse, dafür bürgt, daß ich in dem Augenblick zu Dir komme, wo Du Dich zu Tische sehen willst. Laute also, und bestelle ein zweites Gedeck, und wir speisen mit einander zu Mittag.«

»In der Tat,« antwortete Villefort, und schaute dabei seinen Vater erstaunt an, »in der Tat, Sie scheinen mir sehr gut unterrichtet.«

»Ei! mein Gott, die Sache ist äußerst einfach. Ihr, die Ihr die Gewalt in den Händen haltet, habt nur die Mittel, die Euch:das Geld gibt; wir Andern, die wir sie erwarten, haben diejenigen, welche die Ergebenheit bietet.«

»Die Ergebenheit?« sprach Villefort lachend.

»Ja, die Ergebenheit; so nennt man mit ehrlichen Worten den Ehrgeiz, welcher hofft.«

Und der Vater von Villefort streckte selbst die Hand nach der Klingelschnur aus, um den Bedienten zu rufen, welchen sein Sohn nicht rief.

Villefort hielt ihm den Arm zurück.

»Warten Sie, mein Vater,« sagte der junge Mann, »noch ein Wort.«

»Sprich!«

»So schlecht die royalistische Polizei auch sein mag, so weiß sie doch etwas Furchtbares.«

»Was?«

»Das Signalement des Mannes, der am Morgen des Tages, an welchem der General Quesnel verschwunden ist, bei diesem erschienen war.«

»Ah! sie weiß dies, die gute Polizei? Und wie ist das Signalement?«

»Gesichtsfarbe braun, Haare, Backenbart und Augen schwarz, Oberrock blau, bis an das Kinn zugeknöpft, Rosette des Offiziers der Ehrenlegion am Knopfloche, Hut mit breiter Krempe, Rohrstock.«

»Ah! Ah! das weiß sie,« sagte Noirtier, »und warum legte sie nicht Hand an diesen Menschen?«

»Weil sie ihn gestern oder vorgestern an der Ecke der Rue Coq-Héron aus dem Gesichte verloren hat.«

»Nun als ich Dir vorhin sagte, Deine Polizei wäre eine alberne? . . . «

»Ja, aber sie kann ihn jeden Augenblick finden.«

»Ganz richtig,« sprach Noirtier, sorglos um sich schauend, »wenn dieser Mann nicht davon in Kenntnis gesetzt ist; aber er ist es und,« fügte er lächelnd bei, »er wird Gesicht und Kleidung verändern.«

Bei diesen Worten stand er auf, legte Oberrock und Halsbinde ab, ging auf den Tisch zu, auf welchem alle Stücke aus der Toilette-Necessaire seines Sohnes ausgebreitet waren, seifte sich das Gesicht ein, nahm ein Rasirmesser und schnitt sich mit vollkommen fester Hand den gefährdenden Bart ab, welcher der Polizei ein so kostbares Document gab.

Villefort schaute ihn mit einem Schrecken an, dem es nicht ganz an einer Beimischung von Bewunderung gebrach.

Als der Bart abgeschnitten war, gab Noirtier seinen Haaren eine andere Form, nahm statt seiner schwarzen Halsbinde eine farbige Binde, welche sich auf der Oberfläche eines geöffneten Koffers zeigte, zog statt seines blauen, zum Zuknöpfen gemachten, Rockes einen weit ausgeschnittenen Rock von Villefort von kastanienbrauner Farbe an, versuchte vor dem Spiegel den Hut mit aufgestülpter Krampe des jungen Mannes, schien mit der Art, wie er ihm stand, zufrieden, ließ das Rohr in dem Winkel des Kamins stehen, in den er es gestellt hatte, und schwang mit seiner nervigen Hand ein kleines Bambusstöckchen, mit welchem der zierliche Substitut seinem Gange die anmutige Ungezwungenheit verlieh, die er als eine von seinen Haupteigenschaften betrachtete.

»Nun!« sagte er, sich gegen seinen erstaunten Sohn umwendend; als diese Verwandlung bewerkstelligt war, »glaubst Du, die Polizei werde mich jetzt erkennen?«

»Nein, mein Vater,« stammelte Villefort. »ich hoffe es wenigstens.«

»Mein lieber Gérard,« fuhr Noirtier fort, »Deiner Klugheit überlasse ich es, alle diese Gegenstände, welche ich Deiner Obhut anvertraue, verschwinden zu machen.«

»Oh! seien Sie unbesorgt. mein Vater.«

»Ja, ja, und nun glaube ich. daß Du Recht hast, und daß ich Dir vielleicht das Leben zu verdanken haben dürfte; aber ich werde es Dir demnächst zurückgeben.«

Villefort schüttelte den Kopf.

»Du bist nicht davon überzeugt?«

»Ich hoffe, daß Sie sich täuschen.«

»Wirst Du den König wiedersehen?«

»Vielleicht.«

»Willst Du in seinen Augen für einen Propheten gelten?«

»Die Unglückspropheten sind bei Hofe sehr unwillkommen. mein Vater.«

»Ja, doch eines Tages läßt man ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Denke Dir eine zweite Restauration, und Du wirst dann für einen großen Mann gelten.«

»Nun, was soll ich dem, König sagen?«

»Sage ihm Folgendes: »Sire, man täuscht Sie in Beziehung auf die Stimmung von Frankreich, auf die Meinung der Städte, auf den Geist des Heeres. Derjenige, welchen sie in Paris den Währwolf von Corsica nennen, den man in Revers noch den Usurpator nennt, heißt in Lyon bereits Bonaparte und in Grenoble der Kaiser. Sie halten ihn für umstellt, verfolgt, auf der Flucht begriffen, er marschirt rasch wie der Adler, den er zurückbringt. Die Soldaten, welche Sie, vor Hunger sterbend, von der Anstrengung niedergebeugt, zum Desertieren bereit wähen, vermehren sich wie die Schneeatome um den Ball, der vom Gebirge herabstürzt. Sire, reisen Sie, überlassen Sie Frankreich seinem wahren Herrn, demjenigen, welcher es nicht erkaufte, sondern erobert hat. Reifen Sie, Sire, nicht als ob Sie Gefahr liefen, denn Ihr Gegner ist stark genug, um Ihnen Gnade angedeihen zu lassen, sondern weil es demütigend für einen Enkel des heiligen Ludwig wäre, wenn er sein Leben

dem Manne von Arcole, von Meringo und Austerlitz verdanken müßte.«« Sage ihm dies, Gérard, oder vielmehr gehe und sage ihm nichts, Verbirg Deine Reise, rühme Dich dessen nicht, was Du tun wolltest, und in Paris getan hast. Nimm Postpferde: bist Du gefahren, daß die Räder rauchten, so verschlinge den Rauch, um zurückzukehren. Gehe bei Nacht nach Marseille hinein, dringe durch die Hinterpforte in Deine Wohnung und bleibe dort sehr sanft, sehr demütig, sehr geheim, und besonders sehr harmlos. Denn dies Mal, das schwöre ich Dir, werden wir als kräftige Männer, als Leute, die ihre Feinde kennen, handeln. Gehe mein Sohn, gehe, mein lieber Gérard, und mittelst dieses Gehorsams gegen die väterlichen Befehle, oder wenn Du willst, mittelst dieser Folgsamkeit gegen den Rath eines Freundes werden wir Dich auf Deinem Posten erhalten. Vielleicht,« fügte Noirtier lächelnd bei, vielleicht wird dies für Dich ein Mittel sein, mich zum zweiten Male zu retten, wenn der politische Wagbalken Euch eines Tages wieder emporhebt und mich hinabsinken läßt. Gott befohlen. mein lieber Gérard. bei Deiner nächsten Reise steige bei mir ab.

Und Noirtier entfernte sich nach diesen Worten mit der Ruhe, die ihn nicht einen Augenblick während der Dauer dieser so schwierigen Unterredung verlassen hatte.

Bleich und erschüttert lief Villefort an das Fenster; er öffnete halb den Vorhang, und sah ihn ruhig und unempfindlich mitten durch mehrere Menschen von verdächtigem Aussehen gehen, welche sich an den Straßenecken aufgestellt hatten und vielleicht bestimmt waren, den Mann mit dem schwarzen Backenbart, dem blauen Oberrock und dem breitkrepfigen Hute zu verhaften.

Villefort blieb so schwer atmend stehen, bis sein Vater an der Bussy-Ecke verschwunden war. Dann lief er nach den von demselben zurückgelassenen Gegenständen, legte ganz unten in seinen Koffer die schwarze Halsbinde und den blauen Oberrock, drehte den Hut zusammen und steckte ihn in einen Schrank, zerbrach das Rohr in drei Stücke, die er in das Feuer warf, setzte eine Reisemütze auf, rief seinem Bedienten, untersagte ihm mit einem Blicke die tausend Fragen, die er an ihn zu richten Lust hatte, bezahlte seine Rechnung, sprang in seinen Wagen, der ihn angespannt erwartete, erfuhr in Lyon, daß Bonaparte seinen Einzug in Grenoble gehalten hatte, und erreichte Marseille mitten unter der Aufregung, welche die ganze Straße entlang herrschte, eine Beute aller Bangigkeiten und Befürchtungen, die das Herz des Mannes mit dem Emporstreben und den ersten Ehren in Bewegung setzten.

Dreizehntes Kapitel. *Die hundert Tage*

Herr Noirtier war ein guter Prophet, und die Dinge nahmen, wie er es vorher gesagt hatte, einen raschen Gang. Jedermann kennt diese Rückkehr von der Insel Elba, eine seltsame, wunderbare Rückkehr, welche in der Vergangenheit kein Beispiel hatte und in der Zukunft wohl ohne Nachahmung bleiben wird.

Ludwig XVIII. versuchte es nur schwach, diesen harten Schlag zu parieren. Das geringe Vertrauen, das er zu den Menschen hatte, benahm ihm auch sein Vertrauen zu den Ereignissen. Das Königtum, oder vielmehr die Monarchie zitterte, kaum durch ihn wiederhergestellt, auf ihrer unsicheren Grundlage, und eine einzige Gebärde des Kaisers machte das ganze Gebäude eine gestaltlose Mischung von Vorurteilen und neuen Gedanken. einstürzen.

Villefort besaß also von seinem König nicht nur einen für den Augenblick unnützen, sondern sogar gefährlichen Dank, und er war so klug, das Offizierskreuz der Ehrenlegion Niemand zu zeigen, obgleich Herr von Blacas, dem Befehle des Königs gehorsam, ihm das Patent hatte sorgfältig ausfertigen lassen.

Napoleon hätte gewiss Villefort ohne den Schutz von Noirtier abgesetzt, der an dem Hofe der hundert Tage sowohl durch die Gefahren, denen er Trotz geboten, als durch die Dienste, die er geleistet hatte, allmächtig geworden war. Der Girondist von 93 und der Senator von 1806 beschützte, wie er es zugesagt, denjenigen, welcher ihn zuvor beschützt hatte.

Der Staatsanwalt allein wurde, der Lauigkeit im Bonapartismus verdächtig, abgesetzt.

Kaum war jedoch die kaiserliche Gewalt wiederhergestellt, das heißt, kaum bewohnte der Kaiser wieder die von Ludwig XVIII. kurz zuvor verlassenen Tuileries und hatte seine zahlreichen und abweichenden Befehle aus dem kleinen Cabinet geschleudert, in welches wir unsere Leser mit Villefort einführten, und auf dessen Nußbaumtische er noch geöffnet und halbvoll die Tabacksdose von Ludwig XVIII. fand, als Marseille, trotz der Haltung seiner Beamten, fühlte, wie in seinem Innern die stets im Süden schlecht erloschenen Fackeln des Bürgerkrieges sich von Neuem zu entzünden drohten. Es fehlte nicht viel, und die Repressalien hätten die Katzenmusiken, mit denen man die in ihren Wohnungen eingeschlossenen Royalisten belagerte, und die öffentlichen Schmähungen überschritten, womit diejenigen verfolgt wurden, welche sich auf die Straße wagten.

Durch eine ganz natürliche Wendung der Dinge sah sich der würdige Reeder, den wir als der Volkspartei angehörig bezeichnet haben, in diesem Augenblick, wir sagen nicht allmächtig, denn Herr Morrel war ein kluger und etwas schüchtern Mann, wie alle diejenigen, welche langsam und durch Fleiß ihr Glück im Handel gemacht haben, sondern im Stande, wie sehr er auch von den eifrigen Bonapartisten überragt wurde, die ihn als einen Gemäßigten behandelten, im Stande, sagen wir, eine Reclamation hören zu lassen: diese Reclamation betrifft wie sich leicht denken läßt, Dantes.

Villefort war, trotz des Sturzes seines Vorgesetzten, an seiner Stelle geblieben, , seine Verheiratung aber wurde, obwohl man sie als entschieden betrachtet auf glücklichere Zeiten verschoben. Behielt der Kaiser den Thron, so bedurfte Gérard einer anderen Verbindung, und sein Vater übernahm es, sie für ihn zu finden; führte eine zweite Restauration Ludwig XVIII. nach Frankreich zurück, so verdoppelte sich der Einfluß von Herrn von Saint-Meran, wie der seinige, und die beabsichtigte Verbindung wurde wünschenswerter, als je.

Der Substitut des Staatsanwaltes war also für den Augenblick der erste Beamte von Marseille, als eines Morgens seine Thüre sich öffnete und man ihm Herrn Morrel ankündigte.

Ein Anderer wäre dem Reeder entgegengeeil und hätte durch diese Eile seine Schwäche verraten; aber Villefort war ein erhabener Mann, der, wenn auch nicht die praktische Übung in allen Dingen, doch den Instinkt derselben besaß. Er ließ Herrn Morrel im Vorzimmer warten, wie er dies unter der Restauration getan hätte, obgleich Niemand bei ihm war. sondern nur aus dem einfachen

Grunde, weil es herkömmlich ist, daß ein Substitut des Staatsanwaltes im Vorzimmer warten läßt; nach einer Viertelstunde, die er dazu anwandte, ein paar Zeitungen von verschiedener Farbe zu lesen. befahl er, den Reeder einzuführen.

Herr Morrel erwartete Villefort niedergeschlagen zu finden: er fand ihn, wie er ihn in sechs Wochen vorher gesehen hatte, das heißt. Ruhig, fest und voll jener kalten Höflichkeit, der unübersteigbarsten von allen Schranken, welche den erhabenen Menschen vom gewöhnlichen Menschen trennen.

Er war in das Cabinet von Villefort gekommen, überzeugt, der Beamte würde bei seinem Anblick zittern, und er war es im Gegenteil, der sich ganz schauernd und bewegt der richterlichen Person gegenüber befand, die ihn den Ellbogen auf den Schreibtisch und das Kinn auf die Hand gestützt erwartete.

Er blieb an der Thüre stille stehen. Villefort schaute ihn an, als ob er Mühe hätte, ihn wiederzuerkennen. Endlich nach einigen Sekunden des Stillschweigens und der Prüfung, während welcher Herr Morrel seinen Hut in den Händen hin und her drehte, sagte Villefort: Herr Morrel, wenn ich mich nicht täusche?«

»Ja, mein Herr, ich selbst.« antwortete der Reeder.

»Nähern Sie sich,« fuhr der Beamte fort, indem er mit der Hand ein Protectorszeichen machte, »und sagen Sie mir, welchem Umstande ich die Ehre Ihres Besuches zu verdanken habe?«

»Vermuthen Sie es nicht, mein Herr?« fragte Morrel.

»Nein, keines Wegs; dessen ungeachtet bin ich ganz geneigt, Ihnen gefällig zu sein, wenn es in meiner Macht liegt.«

»Die Sache hängt gänzlich von Ihnen ab, mein Herr.« sprach Morrel.

»Erklären Sie sich also.«

»Mein Herr,« sagte der Reeder, der immer mehr Sicherheit gewann, je länger er sprach, und überdieß durch die Gerechtigkeit seiner Sache und die Unzweideutigkeit seiner Stellung fest war. »Sie erinnern sich, daß ich einige Tage, ehe man die Landung Seiner Majestät des Kaisers erfuhr, zu Ihnen kam und Sie um Nachsicht für einen unglücklichen jungen Menschen, einen Seemann, Second an Bord meiner Brigg, bat; man hatte ihn angeklagt, er stehe in Verbindung mit der Insel Elba: eine solche Verbindung, welche damals ein Verbrechen war, ist gegenwärtig ein Titel auf Bevorzugung. Sie dienten zu jener Zeit Ludwig XVIII. und haben ihn nicht geschont; das war Ihre Pflicht.« Heute dienen Sie Napoleon, und Sie müssen ihn in Schutz nehmen; das ist abermals Ihre Pflicht. Ich komme also, um Sie zu fragen, was aus ihm geworden ist?«

Villefort machte eine gewaltige Anstrengung gegen sich selbst und erwiderte:

»Der Name dieses jungen Mannes? haben Sie die Güte, mir seinen Namen zu sagen.«

»Edmond Dantes.«

Villefort hätte offenbar lieber in einem Zweikampfe gegen das Feuer seines Widersachers Stand gehalten, als diesen Namen so geradezu aussprechen hören; er veränderte jedoch keine Miene. »Auf diese Art,« sprach Villefort zu sich selbst, kann man mich nicht beschuldigen, ich habe aus der Verhaftung des jungen Mannes eine persönliche Frage gemacht.«

»Dantes?« wiederholte er. »Edmond Dantes* sagen Sie?«

»Ja, mein Herr.«

Villefort öffnete nun ein dickes Register, das in einem nahen Fache lag, ging hiernach an einen Tisch, von dem Tische zu einem Haufen von Actenfascikeln, und sagte, sich gegen den Reeder umwendend, mit einer äußerst unschuldigen Miene:

Sind Sie Ihrer Sache ganz gewiss mein Herr?«

Wäre Morrel ein schlauerer und in dieser Sache besser unterrichteter Mann gewesen, so würde er es seltsam gefunden haben, daß sich der Substitut des Staatsanwaltes herbeiließ, ihm in einer Angelegenheit zu antworten, welche seinem Geschäftskreise gänzlich fremd war, und er müßte sich gefragt haben, warum ihn Villefort nicht an die Gefangenen-Register, an den Gefängnisgouverneur

oder an den Präfecten des Departement verwies. Aber vergeblich bei Villefort Furcht suchend, sah Morrel, sobald gar keine Furcht vorhanden zu sein schien, hierin nur noch Höflichkeit: Villefort hatte es richtig getroffen.

»Nein, mein Herr, ich täusche mich nicht,« sprach Morrel; »überdies kenne ich den armen Jungen seit zehn Jahren, und seit vier Jahren ist er in meinem Dienste. Sie werden sich erinnern, daß ich vor sechs Wochen zu Ihnen gekommen bin und Sie um Milde gebeten habe, wie ich heute komme und Sie um Gerechtigkeit für den armen Jungen bitte. Sie empfingen mich damals ziemlich schlecht, und antworteten mir als ein unzufriedener Mann. Ah! die Royalisten waren zu jener Zeit sehr hart gegen die Bonapartisten!«

»Mein Heer,« antwortete Villefort, der mit seiner gewöhnlichen Behendigkeit und Kaltblütigkeit zu einer geschickten Parade gelangte, »ich war damals Royalist, weil ich die Bourbonen nicht allein für die gesetzlichen Erben des Thrones, sondern auch für die Auserwählten der Nation hielt. Aber die wunderbare Rückkehr, deren Zeugen wir gewesen sind, hat mir bewiesen, daß ich mich täuschte. Das Genie Napoleons hat den Sieg davon getragen: der gesetzliche Monarch ist der geliebte Monarch.«

»Vortrefflich!« rief Morrel mit seiner plumpen Offenherzigkeit, »es freut mich unendlich, daß Sie so sprechen, und ich sehe darin ein gutes Vorzeichen für das Schicksal von Edmond.«

»Warten Sie doch,« versetzte Villefort, in einem neuen Register blätternd, »ich habe es. Es ist ein Seemann, nicht wahr, der eine Catalonierin heiratete? Ja, ja; oh, ich erinnere mich jetzt, die Sache war sehr ernster Natur.«

»Wie so?«

»Sie wissen, daß er, als er von mir wegging, in das Gefängnis des Justizpalastes geführt wurde.«

»Ja; und dann?«

»Und dann habe ich meinen Bericht nach Paris gemacht und die Papiere, die man bei ihm fand, abgeschickt. Es war meine Pflicht, und acht Tage nach seiner Verhaftung wurde der Gefangene weggeführt.«

»Weggeführt!« rief Morrel. »Aber was konnte man mit dem armen Jungen machen?«

»Oh! beruhigen Sie sich. Man wird ihn nach Fenestrelles, nach Pignerol oder auf die Sainte-Marguerite-Inseln transportiert haben, und an einem schönen Morgen werden Sie ihn zurückkehren und das Commando seines Schiffes übernehmen sehen.«

»Er mag kommen, wann er will, seine Stelle bleibt ihm vorbehalten. Doch warum ist er noch nicht zurückgekehrt? Es scheint mir, es hätte die erste Sorge der bonapartistischen Gerechtigkeit sein müssen, diejenigen in Freiheit zu setzen, welche die royalistischen Gerichte eingekerkert hatten.«

»Keine vermessene Anschuldigung, mein lieber Herr,« erwiderte Villefort; »man muß in allen Dingen auf gesetzlichem Wege verfahren. Der Einkerkerbungefehl war von oben gekommen, der Freilassungsbefehl muß auch von oben kommen. Napoleon aber ist erst seit vierzehn Tagen zurückgekehrt, und die Begnadigungsbriefe können kaum ausgefertigt sein.«

»Gibt es denn kein Mittel,« fragte Morrel, »um die Förmlichkeiten zu beschleunigen, jetzt, da wir triumphiren? Ich habe verschiedene Freunde und einigen Einfluß; ich vermag die Aufhebung des Spruches zu erlangen.«

»Es fand kein Spruch statt.«

»Aber es muß doch eine Gefangenen-Liste geben.«

»Bei politischen Dingen gibt es keine Gefangenen-Listen. Die Regierungen haben oft ein Interesse, einen Menschen verschwinden zu lassen, ohne daß eine Spur von seinem Vorhandensein übrig bleibt.«

»Dies war unter den Bourbonen so, doch jetzt . . . «

»Das ist zu allen Zeiten so, Herr Morrel, Die Regierungen folgen sich und gleichen sich. Die unter Ludwig XIV. in Thätigkeit gesetzte Strafmachine ist noch heutigen Tages beinahe bis auf die Bastille im Gang. Der Kaiser war stets strenger in Beziehung auf die Vorschriften seiner Gefängnisse,

als es der große König selbst gewesen ist, und die Zahl der Eingekerkerten, von denen die Register keine Spur bewahren, ist unberechenbar.«

So viel Wohlwollen würde auch von einer Gewißheit abgebracht haben, und Morrel hegte nicht den geringsten Verdacht mehr.

»Aber, Herr von Villefort,« sagte er, »welchen Rath würden Sie mir zum Behuf der Beschleunigung der Rückkehr des armen Dantes eben?«

»Einen einzigen, mein Herr: machen Sie eine Bittschrift an den Justizminister.«

»Oh! mein Herr, wir wissen, was die Bittschriften bedeuten. Der Minister empfängt zweihundert täglich und liest keine vier.«

»Ja,« erwiderte Villefort, »aber er wird eine von mir abgeschickte, von mir mit Randglossen versehene, und unmittelbar durch mich adressierte lesen.«

»Und Sie wollen es übernehmen, diese Bittschrift an ihre Stelle gelangen zu lassen?«

»Mit dem größten Vergnügen. Dantes konnte damals schuldig sein, heute ist er unschuldig, und es ist meine Pflicht, demjenigen die Freiheit wiederzugeben, welchen ich in das Gefängnis zu setzen verpflichtet war.«

Villefort kam auf diese Art der Gefahr einer nicht sehr wahrscheinlichen, aber doch möglichen Untersuchung zuvor, die ihn zu Grunde gerichtet haben mußte.«

»Doch wie schreibt man an den Minister?«

»Setzen Sie sich hierher, Herr Morrel,« sprach Villefort, dem Reeder seinen Platz abtretend, »ich will Ihnen dictiren.«

»Sie wollten diese Güte haben?«

»Allerdings, Verlieren wir keine Zeit, wir haben bereits zu viel verloren.«

»Ja, mein Herr, wir müssen bedenken, daß dieser junge Mann wartet, leidet, und vielleicht verzweifelt.«

Villefort bebte bei dem Gedanken an den in der Stille und Finsternis ihn verfluchenden Gefangenen; aber er war zu weit gegangen, um zurückweichen zu können: Dantes sollte in dem Räderwerke seines Ehrgeizes zermalmt werden.

»Ich warte, mein Herr,« sprach Herr Morrel, in dem Fauteuil von Herrn von Villefort sitzend und eine Feder in der Hand.

Villefort dictirte nun eine Bittschrift, in welcher er in einer vortrefflichen Absicht, woran sich gar nicht zweifeln ließ, den Patriotismus von Dantes und die von ihm der bonapartistischen Sache geleisteten Dienste übertrieb. In dieser Bittschrift war Dantes einer der thätigsten Agenten für die Rückkehr von Napoleon geworden; wenn der Minister dieses Papier in die Hände bekam, mußte er ihm notwendig sogleich Gerechtigkeit widerfahren lassen, war diese Gerechtigkeit nicht bereits eingetreten.

Sobald Villefort die Bittschrift zu Ende dictirt hatte, überlas er sie mit lauter Stimme.

»So ist es gut,« sagte er, »und nun verlassen Sie sich auf mich.«

»Und diese Eingabe wird bald abgehen, mein Herr.«

»Noch heute.«

»Mit meinem Beiberichte von Ihnen?«

»Der beste Beibericht, den ich anzufügen im Stande bin, mein Herr, besteht darin, daß ich Alles, was Sie in dieser Bittschrift sagen, bestätige.«

Villefort setzte sich nun ebenfalls und schrieb auf eine Ecke der Eingabe sein Certificat.

»Was soll ich nun weiter tun, mein Herr?« sagte Morrel.

»Warten,« versetzte Villefort, »ich stehe für Alles.«

Diese Versicherung gab Morrel die Hoffnung wieder. Er verließ den Substitut des Staatsanwaltes entzückt von ihm, und kündigte dem alten Vater von Dantes an, er würde seinen Sohn bald wiedersehen.

Villefort aber, statt diese Bittschrift nach Paris zu schicken, behielt sie in seinen Händen. Er verwahrte sorgfältig ein Papier, das, um Dantes in der Gegenwart zu retten, ihn so furchtbar für die Zukunft gefährdet haben würde, wenn man Eines voraussetzte, was das Angesicht von Europa und die Wendung der Ereignisse bereits vorausszusehen gestatteten, das heißt, eine zweite Restauration.

Dantes blieb also gefangen, verloren in der Tiefe seines Kerker, hörte er nicht das furchtbare Geräusch von dem Sturze des Thrones von Ludwig XVIII. und das noch furchtbarere von dem Zusammenbrechen des Kaiserreiches.

Villefort aber hatte Alles mit wachsamem Auge verfolgt, Alles mit aufmerksamem Ohre gehört. Zwei. mal war während dieser kurzen kaiserlichen Erscheinung, die man die hundert Tage nannte, Morrel, auf die Freilassung von Dantes dringend, zu ihm gekommen, und jedes Mal hatte ihn Villefort durch Versprechungen und Hoffnungen beschwichtigt. Endlich trat Waterloo ein. Morrel zeigte sich nicht mehr bei Villefort. Der Reeder hatte für seinen jungen Freund Alles getan, was Menschen zu tun möglich war. Neue Versuche unter dieser zweiten Restauration machen hieß sich vergeblich gefährden.

Ludwig XVIII. bestieg wieder den Thron. Villefort, für welchen Marseille voll von Erinnerungen war, die ihm zuweilen zu Gewissensbissen wurden., erbat sich und erhielt die unbesetzte Stelle des Staatsanwaltes in Toulouse. Vierzehn Tage nach seiner Einsetzung in seinem neuen Wohnorte heiratete er Fräulein von Saint-Meran, deren Vater bei dem Hofe höher in Gunst stand. als je.

So verharrte Dantes während der hundert Tage und nach Waterloo unter Schloß und Riegel. wenn nicht von den Menschen, doch wenigstens von Gott vergessen.

Danglars fühlte das ganze Gewicht des Schlages, den er Dantes beigebracht hatte, als er Napoleon nach Frankreich zurückkehren sah. Seine Denunciation hatte das Ziel nicht verfehlt, und er nannte, wie alle Menschen von einem gewissen Hange zum Verbrechen und mittelmäßigen Geistesgaben für das gewöhnliche Leben, dieses seltsame Zusammentreffen einen Beschluß der Vorsehung.

Als aber Napoleon wieder in Paris war und seine Stimme abermals mächtig und gebieterisch ertönte, hatte Danglars bange. Er erwartete jeden Augenblick, Dantes wiedererscheinen zu sehen. Dantes. welcher Alles wußte. Dantes drohend und stark zu jeder Rache. Er eröffnete deshalb Herrn Morrel seinen Wunsch. Den Seediens zu quittieren, und ließ sich von ihm an einen spanischen Kaufmann empfehlen, bei dem er gegen das Ende des Monats März, das heißt, zehn oder zwölf Tage nach der Rückkehr von Napoleon in die Tuileries. als Commis eintrat. Danglars reiste nach Madrid ab, und man hörte nichts mehr von ihm.

Fernand begriff nichts von Allem. Dantes war abwesend, mehr brauchte er nicht. Was war aus ihm geworden? Er suchte es nicht zu erfahren. Nur sann er während der ganzen Frist die ihm seine Abwesenheit gewährte, beständig auf Mittel, teils um Mercedes über die Beweggründe seiner Abwesenheit zu täuschen, teils um Auswanderungs- und Entführungspläne in das Werk zu setzen. Von Zeit zu Zeit, und dies waren die düsteren Stunden seines Lebens, setzte er sich wohl auch auf die Spitze des Cap Pharo, von wo aus man zugleich Marseille und das Dorf der Catalonier unterscheidet, und schaute traurig und unbeweglich wie ein Raubvogel hinaus, ob er nicht den jungen Mann mit dem freien Gange, mit dem hoch aufgerichteten Kopfe erblicken würde, der auch für ihn der Bote einer schweren Rache geworden war. Dann war der Plan von Fernand festgestellt. Er wollte Dantes mit einem Flintenschusse den Schädel zerschmettern und sich hernach selbst töten, wie er sich sagte, um keinen Mord zu beschönigen. Aber Fernand täuschte sich: dieser Mensch hätte sich nie getötet, denn er hoffte immer noch.

Mittlerweile und unter so schmerzlichen Vorgängen rief das Kaiserreich einen neuen Heerbann auf, und Alles, was sich in Frankreich an waffenfähiger Mannschaft vorfand, eilte auf die mächtige Stimme des Kaisers herbei.

Fernand ging wie die Andern ab. Er verließ seine Hütte und Mercedes zermartert von dem grausamen Gedanken, daß sein Nebenbuhler vielleicht hinter ihm zurückkommen und diejenige, welche er liebte, heiraten würde.

Hätte sich Fernand je töten sollen, so müßte er es bei der Trennung für Mercedes getan haben.

Seine Aufmerksamkeiten für Mercedes, das Mitleid, das er ihrem Unglück zu Teil werden zu lassen schien, die Sorge, mit der er ihren geringsten Wünschen zuvorkam, hatten die Wirkung hervorgebracht, welche auf edle Herzen der Schein der Ergebenheit immer hervorbringt. Mercedes hatte stets eine freundschaftliche Zuneigung für Fernand gehegt; ihre Freundschaft für ihn vermehrte sich durch ein neues Gefühl, durch die Dankbarkeit.

»Mein Bruder,« sagte sie, den Ranzen des Rekruten auf den Schultern des Cataloniers befestigend, »mein Bruder, mein einziger Freund, laßt Euch nicht töten, laßt mich nicht allein in dieser Welt, wo ich weine und völlig vereinzelt sein werde, sobald Ihr nicht mehr lebt.«

Diese Worte, im Augenblick der Trennung gesprochen, gewährten Fernand wieder einige Hoffnung. Wenn Dantes nicht zurückkam, konnte Mercedes eines Tages die Seinige werden.

Mercedes blieb allein auf dieser kahlen Erde, die ihr nie so unfruchtbar vorgekommen war, allein mit dem unermeßlichen Meere als Horizont. Ganz in Tränen gebadet, wie jene Wahnsinnige, von der uns die schmerzliche Geschichte erzählt, sah man sie beständig um das kleine Dorf der Catalonier her irren. Bald stand sie unter der glühenden Sonne des Südens; unbeweglich stumm wie eine Bildsäule, und schaute nach Marseille; bald saß sie am Rande des Gestades, horchte auf das Stöhnen des Meeres, so ewig wie ihr Schmerz, und fragte sich, ob es nicht besser wäre, sich vorwärts zu beugen, sich seinem eigenen Gewichte zu überlassen, den Abgrund zu öffnen und sich darein zu versenken, statt alle die traurigen Wechselfälle einer hoffnungslosen Erwartung zu ertragen.

Es fehlte Mercedes nicht an Mut, dieses Vorhaben zu verwirklichen, aber die Religion kam ihr zu Hilfe und bewahrte sie vor dem Selbstmord.

Caderousse wurde aufgerufen wie Fernand, da er jedoch verheiratet und acht Jahre älter war, als der Catalonier, gehörte er zu dem dritten Aufgebote und wurde nach der Küste geschickt.

Der alte Dantes, den nur die Hoffnung aufrecht erhalten hatte, verlor diese bei dem Sturze des Kaisers. Gerade an dem Tage, fünf Monate, nachdem er von seinem Sohne getrennt worden war, und beinahe zu derselben Stunde, wo man ihn verhaftet hatte, gab er in den Armen von Mercedes den Geist auf.

Herr Morrel übernahm alle Kosten seiner Beerdigung und bezahlte die armseligen Schulden, die der Greis während seiner Krankheit gemacht hatte.

Es war mehr als Wohltätigkeit, so zu handeln, es gehörte Mut dazu. Der Süden stand in Flammen, und den Vater eines so gefährlichen Bonapartisten, wie Dantes selbst auf dem Totenbette unterstützen war ein Verbrechen.

Vierzehntes Kapitel.

Der wütende Gefangene und der verrückte Gefangene

Ungefähr ein Jahr nach der Rückkehr von Ludwig XVIII. fand ein Besuch von Seiten des Herrn Generalinspectors der Gefängnisse statt.

Dantes hörte in seinem Kerker alle die Vorbereitungen rollen und ächzen, welche oben ein gewaltiges Geräusch machten, unten aber ein nicht wahrnehmbares Getöse für jedes andere Ohr gewesen wären, als für das eines Gefangenen, der daran gewöhnt ist in der Stille der Nacht die Spinne, welche ihr Gewebe verfertigt, und den periodischen Fall des Wassertropfens zu hören, der eine Stunde dazu braucht, um sich an der Decke seines Kerkers zu bilden.

Er erriet, daß bei den Lebenden etwas Ungewöhnliches vorging: Dantes bewohnte so lange ein Grab, daß er sich wohl als einen Toten betrachten konnte.

Der Inspector besuchte wirklich hinter einander alle Zimmer, Zellen und Kerker. Mehrere Gefangene wurden vernommen: es waren diejenigen, welche ihre Sanftmuth oder ihre Albernheit dem Wohlwollen der Verwaltung empfahl. Der Inspector fragte sie über die Nahrungsmittel, welche sie erhielten, und welche Bitten oder Forderungen sie etwa einzubringen hätten.

Sie antworteten einstimmig, die Nahrung wäre abscheulich. und sie forderten ihre Freiheit.

Der Inspector fragte sie, ob sie ihm nichts Anderes zu sagen hätten.

Sie schüttelten den Kopf: was konnten Gefangene Anderes verlangen, als die Freiheit.

Der Inspector wandte sich um und sagte zu dem Gouverneur:.

»Ich weiß nicht, warum man uns die unnützen Rundreisen machen läßt. Wer ein Gefängnis sieht, sieht hundert; wer einen Gefangenen hört, hört tausend. Es ist stets dasselbe: schlecht genährt und unschuldig. Haben Sie noch Andere?

»Ja, wir haben gefährliche Gefangene oder Narren, die wir im Kerker bewachen.«

»Wir wollen sie sehen,« sprach der Inspector mit einer Miene tiefen Überdrusses, »wir wollen unser Geschäft zu Ende führen. Gehen wir in die Kerker hinab.«

»Warten Sie,« sprach der Gouverneur. »man muß wenigstens zwei Mann holen. Die Gefangenen begehen zuweilen, und wäre es nur aus Lebensüberdruß und um sich zum Tode verurteilen zu lassen, unnütze Akte der Verzweiflung, und Sie könnten das Opfer einer solchen Handlung werden.«

»Nehmen Sie also Ihre Vorsichtsmaßregeln,« sagte der Inspector.

Man holte wirklich zwei Soldaten und fing an eine so feuchte, so übelriechende, so schimmelige Treppe hinabzusteigen, daß schon der Gang nach einem solchen Orte den Gesichtssinn und den Geruchssinn auf das Widrigste berührte.

»Oho!« rief der Inspector, auf der Hälfte der Treppe stehen bleibend. »wer Teufels kann hier wohnen?«

»Einer der gefährlichsten Meuterer, ein Mensch, der uns als zu Allem fähig besonders empfohlen ist.«

»Ist er allein?«

»Ja.«

»Wie lange ist er hier?«

»Seit ungefähr einem Jahre?«

»Und man hat ihn gleich bei seinem Eintritt in diesen Kerker gesetzt?«

»Nein, mein Herr, sondern erst nachdem er den Schließer hatte töten wollen, der ihm sein Essen brachte.«

»Er wollte den Schließer töten?«

»Ja, mein Herr, den Menschen, der uns leuchtet. Nicht wahr, Antoine?« fragte der Gouverneur.«

»Allerdings, er wollte mich umbringen.« antwortete der Schließer.

»Der Bursche ist also ein Narr?«

»Es ist noch viel schlimmer,« sprach der Schließer, »er ist ein Teufel.«

»Wollen Sie, daß ich Klage über ihn führe?« fragte der Inspector den Gouverneur.

»Es bedarf dessen nicht, mein Herr, er ist so hinreichend bestraft. Überdies grenzt sein Zustand gegenwärtig an Narrheit, und nach der Erfahrung, die unsere Beobachtungen uns an die Hand geben, wird er, ehe ein weiteres Jahr vergeht, verrückt sein.«

»Meiner Treue, desto besser für ihn,« sprach der Inspector. »Ist er einmal ein völliger Narr, so wird er weniger leiden.«

Dieser Inspector war, wie man sieht, ein Mann voll Menschenfreundlichkeit und ganz würdig der ihm übertragenen philanthropischen Function.

»Sie haben recht, mein Herr,« sagte der Gouverneur, »und Ihre Bemerkung beweist, daß Sie diese Materie gründlich studierten. So haben wir in einem Kerker, der von diesem nur durch etwa zwanzig Faß getrennt ist, und in welchen man auf einer andern Treppe hinabsteigt, einen alten Abbé, einen ehemaligen Parteiführer in Italien. Er ist seit 1811 hier, wurde gegen das Ende des Jahres 1813 verrückt, und seit dieser Zeit ist er körperlich nicht mehr zu erkennen: früher weinte er, jetzt lacht er; früher magerte er ab, jetzt wird er fett. Wollen Sie ihn lieber sehen, als diesen? Seine Narrheit ist belustigend und wird uns daher nicht mißstimmen,«

»Ich werde den Einen und den Andern sehen,« antwortete der Inspector, »man muß sein Geschäft gewissenhaft treiben.«

Der Inspector war auf seiner ersten Rundreise begriffen und wollte der Behörde einen guten Begriff von sich geben.

»Gehen wir also zuerst zu diesem hinein,« fügte er bei.

»Nach Ihrem Belieben,« antwortete der Gouverneur; er machte dem Schließer ein Zeichen, und dieser öffnete die Thüre.

Bei dem klirren der schweren Schlösser, bei dem Ächzen der verrosteten Angeln, welche sich auf ihren Zapfen drehten, erhob, in eine Ecke seines Kerkers gekauert, wo er mit unendlichem Entzücken den dünnen Strahl des Tages empfing, der durch ein schmales, vergittertes Luftloch drang, Dantes sein Haupt.

Bei dem Anblicke eines unbekanntenen, von zwei Schließern, welche Fackeln trugen, beleuchteten und von zwei Soldaten begleiteten Mannes, mit dem der Gouverneur den Hut in der Hand sprach, erriet Dantes, um was es sich handelte, und sprang, da er sah, daß sich ihm endlich eine Gelegenheit bot, eine höhere Behörde anzuflehen, mit gefalteten Händen vorwärts.

Die Soldaten kreuzten sogleich das Bajonnet, denn sie glaubten, der Gefangene stürze in böser Absicht auf den Inspector los.

Der Inspector selbst machte einen Schritt rückwärts.

Dantes sah, daß man ihn als einen zu fürchtenden Menschen dargestellt hatte.

Da sammelte er in seinem Blicke Alles, was das Herz des Menschen an Sanftheit und Demuth zu enthalten vermag, und suchte, sich mit einer gewissen frommen Beredsamkeit ausdrückend, welche die Anwesenden in Erstaunen setzte, die Seele des hohen Beamten zu rühren.

Der Inspector hörte die Rede von Dantes bis zum Ende an.

»Er wird zur Frömmigkeit übergehen,« sprach er hierauf, sich zum Gouverneur umwendend, mit halber Stimme; »bereits ist er geneigt zu sanfteren Gefühlen. Sehen Sie, die Furcht bringt ihre Wirkung auf ihn hervor; er ist vor den Bajonetten zurückgewichen; ein Narr aber weicht vor nichts zurück: ich habe über diesen Gegenstand in Charenton seltsame Beobachtungen angestellt.«

Dann sich an den Gefangenen wendend, fragte er diesen:

»Was verlangen Sie im Ganzen?«

»Ich verlange zu wissen, welches Verbrechen ich begangen habe; ich verlange, daß man mir Richter gibt; ich verlange, daß mein Prozeß eingeleitet wird; ich verlange, daß man mich erschießt, wenn ich schuldig bin, aber auch, daß man mich in Freiheit setzt, wenn ich, unschuldig bin.«

»Bekommen Sie gute Speise?« fragte der Inspector.

»Ja, ich glaube, ich weiß es nicht. Doch daran ist wenig gelegen. Aber was nicht allein mich, den armen Gefangenen, sondern auch alle Justizbeamten, und sogar den König, welcher regiert, berichten muß, ist, daß ein Unschuldiger nicht das Opfer einer schändlichen Denunciation sein und nicht seine Henker verfluchend eingekerkert bleiben soll.«

»Sie sind heute sehr demütig,« sagte der Gouverneur, »Sie waren nicht immer so. Sie sprachen ganz anders mein lieber Freund, an dem Tage, wo Sie Ihren Wärter ermorden wollten.«

»Das ist wahr, mein Herr,« antwortete Dantes, »und ich bitte diesen Mann um Verzeihung, denn er ist stets gut gegen mich gewesen; aber was wollen Sie? ich war verrückt, ich war wütend.«

»Und Sie sind es nicht mehr?«

»Nein, mein Herr; denn die Gefangenschaft hat mich gebeugt, gebrochen, vernichtet . . . Es ist schon so lange, daß ich hier bin!«

»So lange? . . . und um welche Zeit sind Sie verhaftet worden? fragte der Inspector.

»Am 28. Februar 1815 um zwei Uhr Nachmittags.«

Der Inspector rechnete.

»Wir haben den 30. Juli 1816; was sagen Sie? Sie sind erst seit siebzehn Monaten gefangen.«

»Siebzehn Monate! Oh! mein Herr, Sie wissen nicht, was siebzehn Monate Gefängnis sind; siebzehn Jahre, siebzehn Jahrhunderte, besonders für einen Menschen, der, wie ich, seinem Glücke so nahe stand, für einen Menschen, der, wie ich, ein geliebtes Wesen heiraten sollte, für einen Menschen, der eine ehrenvolle Laufbahn vor sich offen sah, und dem jetzt Alles entrissen ist, der mitten aus dem schönsten Tage in die tiefste Nacht fällt, der seine Zukunft zerstört sieht, der nicht weiß, ob diejenige, welche er liebte, ihn noch liebt, der nicht weiß, ob sein alter Vater gestorben ist oder lebt! Siebzehn Monate Gefängnis für einen Menschen, der an die Luft des Meeres, an die Unabhängigkeit des Seemannes, an den Raum, an die Unermeßlichkeit, an die Unendlichkeit gewöhnt ist, mein Herr! Siebzehn Monate Gefängnis, das ist mehr, als alle Verbrechen verdienen, welche die menschliche Sprache mit den gefährlichsten Namen bezeichnet! Haben Sie daher Mitleid mit mir, mein Herr, und verlangen Sie für mich, nicht Nachsicht, sondern Strenge, nicht Gnade, sondern ein Gericht: Richter, mein Herr, ich verlange nur Richter, man kann einem Angeklagten die Richter nicht verweigern.«

»Es ist gut,« sprach der Inspector, »man wird sehen.«

Dann sich gegen den Gouverneur umwendend:

»In der Tat, der arme Teufel dauert mich; wenn wir hinaufkommen, werden Sie mir das Gefangenen-Register in Beziehung auf ihn zeigen.«

»Ganz gewiss!« antwortete der Gouverneur; »aber Sie werden furchtbare Noten gegen ihn finden.«

»Mein Herr,« fuhr Dantes fort, »ich weiß, daß Sie mich nicht durch eigene Entscheidung freilassen können; doch Sie sind im stande, meine Bitte der Behörde zu übergeben, Sie können eine Untersuchung hervorrufen, mich vor ein Gericht versetzen, ein Gericht, das ist Alles, was ich fordere: ich will wissen, welches Verbrechen ich begangen habe, und zu welcher Strafe ich verurteilt bin. Denn sehen Sie, die Ungewissheit ist die schlimmste von allen Strafen.«

»Leuchtet mir,« sprach der Inspector.

»Mein Herr,« rief Dantes, »ich entnehme dem Tone Ihrer Stimme, daß Sie bewegt sind. Mein Herr sagen Sie mir, daß ich hoffen darf.«

»Ich kann Ihnen das nicht sagen,« antwortete der Inspector, »ich verspreche Ihnen nur, daß ich die Sie betreffenden Akten untersuchen werde.«

»Oh! dann bin ich frei, dann bin ich gerettet!«

»Wer hat Sie verhaften lassen?« fragte der Inspector.

»Herr von Villefort,« antwortete Dantes, »sehen Sie ihn und verständigen Sie sich mit ihm.«

»Herr von Villefort ist seit einem Jahr nicht mehr in Marseille, sondern in Toulouse.«

»Ah! dann wundere ich mich nicht mehr,« murmelte Dantes; »mein einziger Beschützer ist entfernt.«

»Hatte Herr von Villefort irgend einen Grund des Hasses gegen Sie?« fragte der Inspector.

»Keinen, mein Herr, er benahm sich sogar sehr wohlwollend gegen mich.«

»Ich kann mich also auf die Noten verlassen, die er über Sie gemacht hat oder mir geben wird.

»Vollkommen, mein Herr.«

»Es ist gut. Warten Sie.«

Dantes fiel auf die Knie und murmelte ein Gebet, worin er Gott diesen Mann empfahl, der in sein Gefängnis herabgestiegen war, wie der Heiland um die Seelen aus der Hölle zu erretten.

Die Thüre schloß sich wieder; aber die Hoffnung welche mit dem Inspector herabgekommen war, blieb ebenfalls im Kerker von Dantes eingeschlossen.

»Wollen Sie das Gefangenen-Register sogleich sehen,« fragte der Gouverneur, »oder zuerst den Kerker des Abbé? besuchen?«

»Endigen wir vollends mit den Kerkern,« antwortete der Inspector; »wenn ich an das Tageslicht zurückkehrte, hätte ich vielleicht nicht mehr den Mut, meine traurige Sendung zu vollenden.«

»Oh! dieser ist kein Gefangener wie der Andere, und seine Narrheit ist minder betrübend, als die Vernunft seines Nachbars.«

»Worin besteht seine Narrheit?«

Er hält sich seltsamer Weise für den Besitzer eines ungeheuren Schatzes. Im ersten Jahre seiner Gefangenschaft ließ er der Regierung eine Million anbieten, wenn sie ihn in Freiheit setzen wollte, im zweiten Jahre zwei Millionen, im dritten Jahre drei, und so fort. Er ist jetzt im fünften Jahre seiner Gefangenschaft, wird Sie bitten, insgeheim mit Ihnen sprechen zu dürfen und Ihnen fünf Millionen anbieten.«

»Oh, das ist sonderbar,« sprach der Inspector, »und wie heißt dieser Millionär?«

»Abbé Faria.«

»Nro. 27?« fragte der Inspector.

»Es ist hier. Öffne Antoine.«

Der Schließer öffnete, und der Inspector warf einen neugierigen Blick in den Kerker des *närrischen Abbé*.

So nannte man allgemein den Gefangenen.

Mitten im Zimmer in einem mit einem Stücke von der Mauer abgelösten Kalk auf der Erde gezogenen Kreise, lag ein beinahe nackter Mensch, so sehr waren seine Kleider in Lumpen zerfallen. Er zeichnete in den Kreis sehr eifrig eine geometrische Linie und schien eben so sehr mit der Lösung seines Problems beschäftigt, als es Archimed war, da er von einem Soldaten des Marcellus getötet wurde. Er rührte sich nicht bei dem Geräusche, welches das Öffnen des Kerkers veranlaßte, und schien erst zu erwachen, als das Licht der Fackeln mit einem ungewohnten Glanze den feuchten Boden übergieß, auf welchem er arbeitete. Dann wandte er sich um und sah mit Erstaunen die zahlreiche Gesellschaft, welche in seinen Kerker herabgestiegen war.

Sogleich stand er lebhaft auf, nahm eine Decke welche am Fuße seines elenden Bettes lag, und wickelte sich darein, um in einem schicklicheren Zustande in den Augen der Fremden zu erscheinen.

»Was wünschen Sie?« sprach der Inspector ohne, seine Formel zu verändern.

»Ich mein Herr?« »versetzte der Abbé mit erstaunter Miene, »ich wünsche nichts.«

»Sie verstehen mich nicht,« erwiderte der Inspector, »ich bin Agent der Regierung und habe den Auftrag, die Forderungen der Gefangenen anzuhören.«

»Oh! dann ist es etwas Anders, mein Herr,« rief der Abbé, »und ich hoffe, wir werden uns verständigen.«

»Sehen Sie,« sagte leise der Gouverneur, »fängt es nicht an, wie ich gesagt habe?«

»Mein Herr, fuhr der Gefangene fort, ich bin der Abbé Faria, geboren zu Rom; ich war zwanzig Jahre Sekretär des Cardinal Rospigliosi; wurde, ohne zu wissen warum, am Anfange des Jahrs 1811 verhaftet. Seit dieser Zeit reclamire ich meine Freiheit von den italienischen und französischen Behörden.«

»Warum von den italienischen Behörden?« fragte der Gouverneur.

»Weil ich in Piombino verhaftet worden bin und annehme, daß Piombino, wie Mailand und Florenz, der Hauptort eines französischen Departement geworden ist.«

Der Inspector und der Gouverneur schauten sich lachend an.

»Teufel, mein Lieber,« sagte der Inspector, »Ihre Nachrichten aus Italien sind nicht ganz neu.«

»Sie datieren von dem Tage meiner Verhaftung,« erwiderte der Abbé Faria, »und da Seine Majestät der Kaiser das Königreich Rom für den Sohn, den ihm der Himmel geschenkt, geschaffen hatte, so nehme ich an, daß er den Lauf seiner Eroberungen fortsetzend, den Traum von Macchiavell und Cesare Borgia verwirklicht hat, der darin bestand, daß aus ganz Italien ein einziges Königreich gemacht werden sollte.«

»Mein Herr,« sagte der Inspector, »die Vorsehung hat glücklicher Weise einige Veränderungen an diesem Riesenplane bewerkstelligt, dessen warmer Parteigänger Sie zu sein scheinen.«

»Es ist das einzige Mittel, um aus Italien einen starken, unabhängigen und glücklichen Staat zu machen,« erwiderte der Abbé.

»Das ist möglich,« versetzte der Inspector, »aber ich bin nicht hierher gekommen, um mit Ihnen einen Cursus ultramontaner Politik durchzumachen, sondern um Sie zu fragen, ob Sie irgend etwas in Beziehung auf Ihre Kost und Wohnung wünschen?«

»Die Kost ist die aller Gefängnisse,« antwortete der Abbé!« »das heißt, sie ist sehr schlecht. Was die Wohnung betrifft, so sehen Sie, daß sie feucht und ungesund aber nichtsdestoweniger ziemlich anständig für einen Kerker ist. Es handelt sich aber jetzt nicht um dieses, sondern um Mitteilungen von der höchsten Wichtigkeit, und dem höchsten Interesse, die ich der Regierung zu machen habe.

»Jetzt kommen wir zu der Sache,« sprach leise der Gouverneur zu dem Inspector.

»Deshalb bin ich so glücklich, Sie zu sehen, obgleich Sie mich in einer sehr wichtigen Berechnung gestört haben, in einer Berechnung, welche, wenn sie gelingt, vielleicht das System von Newton verändert. Können Sie mir die Gunst einer geheimen Unterredung bewilligen?«

»Was sagte ich?« sprach der Gouverneur zu dem Inspector.

»Sie kennen Ihr Personal,« antwortete der Letztere lächelnd.

Dann sich gegen Farin umwendend:

»Mein Herr, was Sie von mir verlangen, ist unmöglich.«

»Wenn es sich jedoch darum handelte,« versetzte der Abbé, »Die Regierung eine ungeheure Summe gewinnen zu lassen, fünf Millionen zum Beispiel?«

»Meiner Treue,« sprach der Inspector zu dem Gouverneur, »Sie haben Alles sogar bis auf die Summe vorhergesagt.«

»Es ist nicht notwendig,« versetzte der Abbé, als er bemerkte, daß der Inspector eine Bewegung machte, um sich zu entfernen, »es ist nicht notwendig, daß wir allein sind. Der Herr Gouverneur kann unserer Unterredung beiwohnen.«

»Mein lieber Herr,« sagte der Gouverneur, »leider wissen wir zum Voraus und auswendig, was Sie uns sagen wollen; es handelt sich um Ihre Schätze, nicht wahr«

Faria schaute diesen spöttischen Mann mit Augen an, worin ein unbeteiligter Beobachter den Blitz der Vernunft und der Wahrheit hätte leuchten sehen.

»Allerdings,« sagte er, »wovon soll ich sprechen, wenn nicht von diesen?«

»Herr Inspector,« fuhr der Gouverneur fort, »ich kann Ihnen diese Geschichte ebenso gut erzählen, als der Herr Abbé selbst; denn seit vier oder fünf Jahren muß ich immer und ewig dasselbe hören.«

»Das beweist, mein Herr,« sagte der Abbé, »daß Sie wie die Menschen sind, von denen die Schrift spricht, welche Augen haben und nicht sehen, welche Ohren haben und nicht hören.«

»Mein lieber Herr, die Regierung ist reich und bedarf, Gott sei Dank Ihres Schatzes nicht, Behalten Sie ihn also für den Tag, wo Sie dieses Gefängnis verlassen werden.«

»Das Auge des Abbé erweiterte sich, er ergriff die Hand des Inspectors und sagte:

»Aber wenn ich das Gefängnis nicht verlasse, wenn ich gegen jede Gerechtigkeit in diesem Kerker zurückgehalten werde, wenn ich hier sterbe, ohne mein Geheimnis irgend Jemand vermacht zu haben, so ist also dieser Schatz verloren? Ist es nicht besser, wenn die Regierung daraus Nutzen zieht und ich ebenfalls? Ich werde bis zu sechs Millionen gehen, mein Herr, ja, ich werde sechs Millionen abtreten und mich mit dem Reste begnügen, wenn man mir die Freiheit schenken will.«

»Auf mein Wort,« sprach der Inspector mit halber Stimme, »wenn man nicht wüßte, daß dieser Mensch ein Narr ist, so müßte man glauben, er sagte die Wahrheit, denn er spricht mit völlig überzeugtem Tone.«

»Ich bin kein Narr, mein Herr, und sage die Wahrheit,« versetzte Faria, welcher mit der den Gefangenen eigenthümlichen Feinheit des Gehörs keines von den Worten des Inspectors verloren hatte. »Der Schatz von dem ich spreche, ist wirklich vorhanden, und ich erbiere mich, einen Vertrag mit Ihnen zu unterschreiben, kraft dessen Sie mich an den von mir angegebenen Ort führen; man wird die Erde unter unsern Augen aufgraben, und wenn ich lüge, wenn man nichts findet, so bin ich ein Narr, wie Sie sagen, und Sie bringen mich in diesen Kerker zurück, wo ich ewig bleiben und sterben werde, ohne von irgend Jemand mehr etwas zu verlangen.«

Der Gouverneur brach in ein Gelächter aus und sagte:

»Ist Ihr Schatz weit von hier entfernt?«

»Ungefähr hundert Meilen.« antwortete Faria.

»Die Sache ist nicht übel eronnen,« sprach der Gouverneur: »wenn alle Gefangenen sich damit belustigen wollten, ihre Wärter auf hundert Meilen spazieren zu führen, und wenn die Wärter zu einem solchen Spaziergange einwilligten, so wäre es ein vortreffliches Mittel für die Gefangenen, das freie Feld zu gewinnen, sobald sie eine Gelegenheit fanden, und während einer solchen Reise wurde sich die Gelegenheit sicherlich bieten.«

»Es ist ein bekanntes Mittel,« sagte der Inspector, »und der Herr hat nicht einmal das Verdienst der Erfindung.

Dann sich gegen den Abbé umwendend:

»Ich habe Sie gefragt, ob Sie gute Nahrung bekamen?«

»Mein Herr,« antwortete Faria. »schwören Sie mir bei Christus, mich zu befreien, wenn ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe, und ich werde Ihnen den Ort nennen, wo mein Schatz vergraben liegt.«

»Und Sie bekommen gute Kost?« wiederholte der Inspector.

»Mein Herr, Sie wagen dabei nichts, und Sie sehen, daß ich mir dadurch nicht eine Gelegenheit verschaffen will, mich zu flüchten, da ich in dem Gefängnis bleibe, während man die Reise macht.«

»Sie antworten mir nicht auf meine Frage?« versetzte der Inspector ungeduldig.

»Und Sie mir nicht auf meine Bitte!« rief der Abbé. »Seien Sie also verflucht, wie die andern Wahnsinnigen, die mir nicht glauben wollten! Sie wollen nicht von meinem Golde! ich werde es behalten; Sie verweigern mir die Freiheit, Gott wird sie mir schicken. Gehen Sie, ich habe nichts mehr zu sagen.«

Und seine Decke zurückwerfend, faßte der Abbé wieder sein Gypsstück, setzte sich abermals mitten in seinen Kreis und fuhr mit seinen Linien und Zahlen fort.

»Was macht er da?« fragte der Inspector sich entfernend.

»Er berechnet seine Schätze,« versetzte der Gouverneur.

Faria erwiderte diesen Spott mit einem Blicke, in welchen, sich die tiefste Verachtung ausdrückte.

Sie gingen weg. Der Gefangenenwärter schloß die Thüre hinter ihnen.

»Er muß in der Tat einige Schätze besessen haben, sprach der Inspector die Treppe hinaufsteigend.

»Es hat ihm wohl von dem Besitze derselben geträumt,« antwortete der Gouverneur, »und am andern Morgen ist er als Narr erwacht.«

»In der Tat,« versetzte der Inspector, mit der Naivität der Verdorbenheit, »wenn er wirklich reich gewesen wäre, so säße er nicht im Gefängnis.«

So endigte das Abenteuer für den Abbé. Er blieb Gefangener, und in Folge dieses Besuches vermehrte sich noch sein Ruf als lustiger Narr.

Caligula und Nero, diese großen Schatzgräber, diese Menschen, welche nach dem Unmöglichen begeherten, hätten den Worten des armen Mannes Gehör geschenkt, ihm die Luft, die er verlangte, den Raum, den er so hoch anschlug, und die Freiheit, die er so teuer zu bezahlen sich anerbote, bewilligt. Aber die Könige unserer Tage haben, in den Schranken des Wahrscheinlichen gehalten, nicht mehr dieselbe Kühnheit des Willens. Sie fürchten das Ohr, das die Befehle hört, die sie geben, das Auge, das ihre Handlungen erforscht. Sie fühlen die Erhabenheit ihres göttlichen Wesens nicht mehr, sie sind gekrönte Wesen und nicht weiter. Früher wähten sie sich oder nannten sie sich wenigstens Söhne Jupiters und bewahrten etwas von der Art und Weise des Gottes, ihres Vaters: man beaufsichtigt nicht leicht das, was über den Wolken vorgeht. Heutigen Tages lassen sich die Könige leicht erreichen und durchschauen. Wie es nun der despotischen Regierung stets widerstrebte, die Wirkungen des Gefängnisses und der Folter am hellen Tage zu zeigen, wie es wenige Beispiele gibt, daß ein Opfer der Inquisition mit seinen zermalmt Gliedern und seinen blutenden Wunden wieder erscheinen konnte, so verbirgt sich die Narrheit, dieses in dem Kothe der Kerker in Folge moralischer Leiden geborene Geschwür, beinahe immer sorgfältig an dem Orte, wo es geboren worden ist, und wenn es herauskommt, so begräbt es sich in irgend einem düstern Hospital, wo die Ärzte weder den Menschen, noch den Geist in den gestaltlosen Trümmern erkennen, die ihnen der müde Kerkermeister übergibt.

Im Gefängnisse ein Narr geworden, war der Abbé Faria gerade durch seine Narrheit zu lebenslänglichem Gefängnisse verurteilt.

Was Dantes betrifft. so hielt der Inspector sein Wort. Als er in die Wohnung des Gouverneur kam, ließ er sich das Gefangenen-Register geben.

Die den Gefangenen betreffende Note war also abgefasst:

| Wüthender Bonapartist, hat thätigen Anteil
| Edmond Dantes | an der Rückkehr von der Insel Elba genommen.
| Im geheimsten Gewahrsam und unter
| der strengsten Aufsicht zu halten.

Diese Note war von einer andern Handschrift und mit einer andern Tinte geschrieben, woraus hervorging, daß man sie während der Gefangenschaft von Dantes beigefügt hatte.

Die Anklage war zu bestimmt, um eine Bekämpfung derselben zu versuchen. Der Inspector schrieb also neben an:

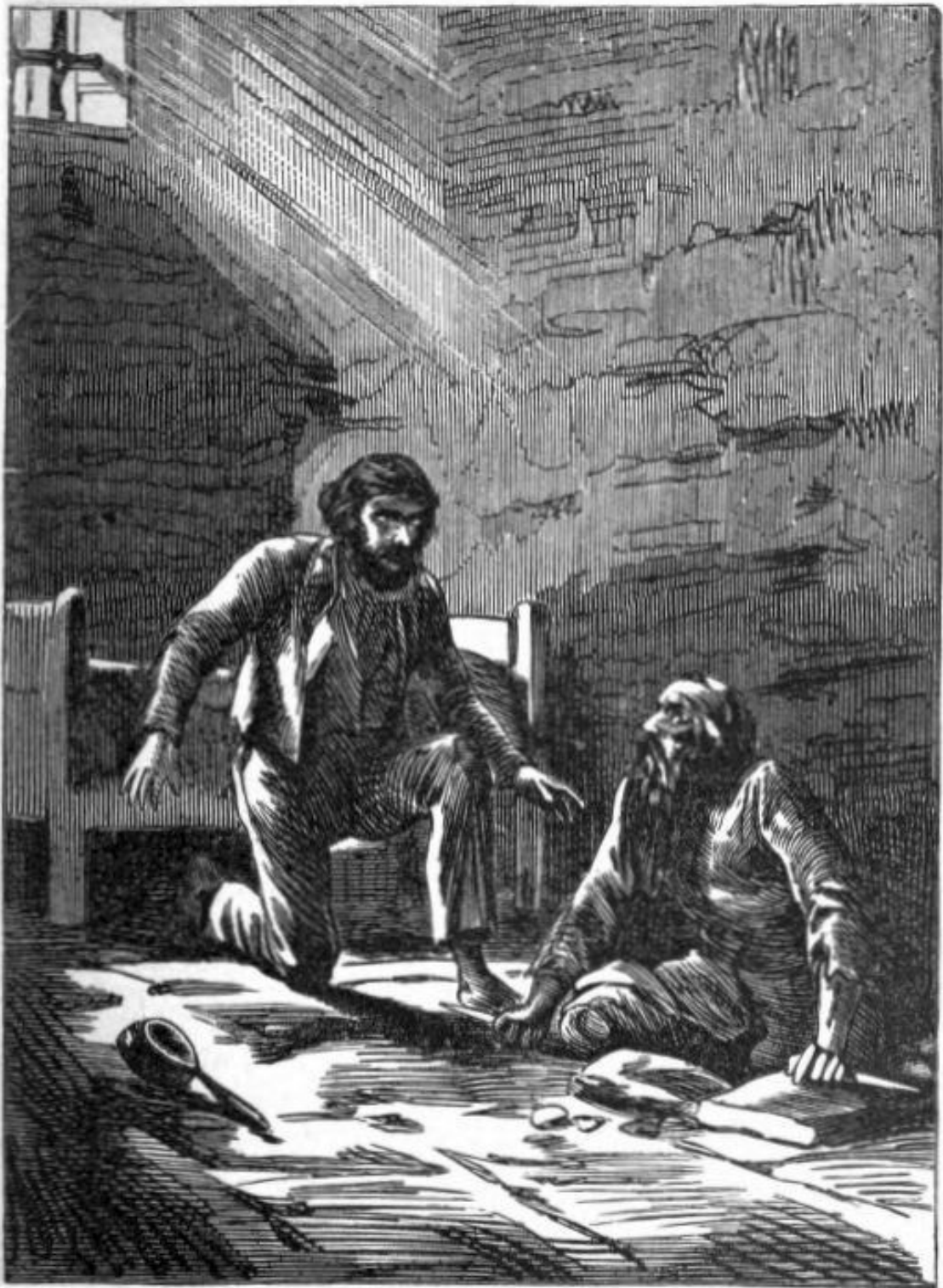
»Nichts zu machen.«

Dieser Besuch hatte Dantes gleichsam wiederbelebt. Seitdem er in das Gefängnis gekommen war, hatte er die Tage zu zählen vergessen; aber der Inspector gab ihm ein neues Datum. und Dantes vergaß es nicht. Hinter ihm schrieb er an die Wand mit einem Stücke von der Decke abgelösten Gyps den 30. Juli 1816, und von diesem Augenblick an machte er jeden Tag eine Kerbe, damit ihm das Maß der Zeit nicht entgehe.

Die Tage verliefen, dann die Wochen, dann die Monate: Dantes wartete immer. Er hatte damit angefangen, daß er für seine Befreiung einen Termin von vierzehn Tagen feststellte. Setzte er die Hälfte der Teilnahme für seine Angelegenheit, welche der Gouverneur gehabt zu haben schien, so waren vierzehn Tage hinreichend zur Verfolgung derselben. Als diese vierzehn Tage abgelaufen

waren, sagte er sich, es wäre albern von ihm, zu glauben, der Inspector würde sich vor seiner Rückkehr nach Paris mit ihm beschäftigen; seine Rückkehr könnte aber nicht eher stattfinden, als bis er seine Rundreise vollendet hätte, und diese Rundreise dürfte einen bis zwei Monate dauern. Er gab sich also drei Monate, statt der vierzehn Tage. Als die drei Monate abgelaufen waren, kam ihm eine andere Betrachtung zu Hilfe, und er bewilligte sechs Monate. Als aber diese sechs Monate abgelaufen waren, fand es sich, daß er zehn und einen halben Monat gewartet hatte. Während dieser zehn Monate hatte sich nichts in Beziehung auf seine Behandlung im Kerken verändert; keine tröstliche Nachricht war zu ihm gelangt, der Gefangenenwärter blieb bei seinen Fragen stumm wie gewöhnlich. Dantes fing an, an seinen Sinnen zu verzweifeln und zu glauben, das, was er für eine Erinnerung des Gedächtnisses hielt, wäre nichts als die tolle Ausgeburt seines Gehirnes, und der tröstende Engel, der in seinem Gefängnisse erschienen, sei auf den Flügeln eines Traumes herabgekommen.

Nach Verlauf eines Jahres wurde der Gouverneur verändert. Er hatte die Direction der Festung Ham bekommen und nahm den Schließer von Dantes mit. Ein neuer Gouverneur kam an; es wäre für ihn zu lang gewesen, sich nach allen Namen der Gefangenen zu erkundigen; er ließ sich nur ihre Nummern vorlegen. Dieses furchtbare Hotel garni bestand aus fünfzig Zimmern: ihre Bewohner wurden mit der Nummer des Zimmers, das sie inne hatten, vorgerufen, und der unglückliche junge Mann hörte auf, seinen Vornamen Edmond oder seinen Namen Dantes zu führen; er hieß Numero 34.



Fünfzehntes Kapitel.

Die Nummer 34 und die Nummer 27

Dantes durchlief alle Stufen des Unglücks, welchen sich die in einem Kerker der Vergessenheit überantworteten Gefangenen zu unterziehen haben.

Er fing mit dem Stolze an, der eine Folge der Hoffnung und eines unschuldigen Gewissens ist. Dann kam er dazu, daß er an seiner Unschuld zweifelte, was die Ansichten des Gouverneur über eine Geistestörung einigermaßen rechtfertigte. Er fiel aber von der Höhe seines Stolzes herab, er flehte noch nicht zu Gott, sondern zu den Menschen, denn Gott ist die rechte Hilfsquelle. Der Unglückliche, der mit dem Herrn anfangen sollte, gelangt erst dazu, auf ihn zu hoffen, wenn er alle andern Hoffnungen erschöpft hat.

Dantes flehte also, man möchte ihn aus seinem Kerker ziehen, um ihn in einen andern zu bringen, und wäre er auch finsterner und tiefer. Eine Veränderung, und wenn auch eine unvorteilhafte, war doch immer eine Veränderung, und verschaffte Dantes wenigstens eine Zerstreung von ein paar Tagen. Er bat, man möchte ihm den Spaziergang die Luft, Bücher, Instrumente bewilligen. Nichts von Allem wurde ihm bewilligt; aber gleichviel, er flehte immer. Er hatte sich daran gewöhnt mit seinem neuen Gefangenenwärter zu sprechen, obgleich dieser wo möglich noch stummer war, als der vorhergehende; aber mit einem Menschen sprechen, sogar mit einem stummen, war noch ein Vergnügen. Dantes sprach, um den Ton seiner eigenen Stimme zu hören. Er hatte es versucht, zu sprechen, wenn er allein war, aber dann machte er sich selbst bange.

In den Tagen seiner Freiheit hatte sich Dantes ein Schreckbild aus den Kameradschaften von Gefangenen, bestehend aus Landstreichern, Banditen und Mördern, gemacht, die sich in gemeiner Freude an unbegreiflichen Orgien ergötzen und furchtbare Freundschaften schließen. Jetzt kam er dazu, daß er in eine von diesen Höhlen versetzt zu werden wünschte, um andere Gesichter zu sehen, als das seines Gefangenenwärters, welcher nicht sprechen wollte. Er sehnte sich gleichsam nach dem Bagno mit seiner entehrenden Tracht, mit der Kette am Fuß und mit der Brandmarkung auf der Schulter. Die Galeerensklaven waren doch wenigstens in der Gesellschaft von ihres Gleichen, sie atmeten die Luft, sie sahen den Himmel, die Galeerensklaven waren sehr glücklich.

Er bat eines Tages den Kerkermeister, er möge einen Gefährten für ihn begehren, und wäre dieser Gefährte auch der verrückte Abbé, von dem er hatte sprechen hören. Unter der Rinde eines Kerkermeisters, so roh er auch sein mag, bleibt doch immer noch etwas von einem Menschen, dieser hatte oft im Grund seines Herzens, und obgleich sein Gesicht nichts davon sagte, den unglücklichen jungen Menschen beklagt, für den die Gefangenschaft so hart war. Er überbrachte die Bitte von Nummer 34 dem Gouverneur; aber klug, als wäre ein Politiker gewesen, bildete sich dieser ein, Dantes wolle die Gefangenen aufwiegeln, irgend ein Komplott anzetteln sich der Unterstützung eines Freundes bei einem Entweichungsversuche bedienen, und schlug ihm seine Bitte ab.

Dantes hatte den Kreis menschlicher Hilfsmittel erschöpft und kehrte, wie dies, kommen mußte, zu Gott zurück. Alle fromme, in der Welt zerstreute Gedanken, welche die unter dem Geschicke gebeugten Unglücklichen zusammenlesen, erfrischten nun seinen Geist, Er erinnerte sich der Gebete, die ihn seine Mutter gelehrt hatte, und fand in denselben einen ihm früher unbekanntem Sinn; denn für den glücklichen Menschen bleibt das Gebet eine eintönige, leere Zusammenfassung, bis zu dem Tage wo der Schmerz dem Unglücklichen die erhabene Sprache erläutert, mit deren Hilfe er zu Gott spricht.

Er betete also, nicht mit Inbrunst, sondern mit Wut. Während er laut betete, erschrak er nicht mehr über seine Worte, sondern er gerieth in eine Extase; er sah Gott bei jedem Worte erscheinen, das er aussprach. Alle Handlungen seines bescheidenen Lebens bezog er auf den Willen dieses mächtigen Gottes, entnahm sich Lehren daraus und stellte sich Aufgaben, die er erfüllen wollte, und am Ende jedes Gebetes schlich sich der eigennützig Wunsch ein, den die Menschen viel öfter an

ihre Mitmenschen, als an Gott zu richten Gelegenheit haben: Und vergib uns unsere Schuld wie wir vergeben unsern Schuldnern!

Trotz seiner heißen Gebete blieb Dantes gefangen.

Sein Geist wurde nun düster. Die Wolke vor seinen Augen, wurde immer schwerer. Dantes war ein einfacher Mensch ohne Erziehung. Die Vergangenheit war für ihn mit dem dunkeln Schleier bedeckt geblieben, welchen die Wissenschaft lüftet. In der Einsamkeit seines Kerkers, in der Wüste seines Geistes war er nicht im Stande, abgelaufene Jahrhunderte wieder zusammenzufügen, erloschene Völker wiederzubeleben, alte Städte wieder aufzubauen, welche die Einbildungskraft vergrößert und in ein dichterisches Gewand kleidet, welche riesenhaft und von dem Feuer des Himmels erleuchtet, wie die babylonischen Gemälde von Martin, vorüberziehen. Er hatte nichts, als seine so kurze Vergangenheit, seine so düstere Gegenwart, seine so zweifelhafte Zukunft: neunzehn Jahre Licht, um vielleicht in einer einzigen Nacht darüber nachzudenken. Keine Zerstreung vermochte ihm zu Hilfe zu kommen: sein energischer Geist, der wohl nur zu gern durch Zeitalter hingeflogen wäre, war genötigt wie ein Adler in seinem Käfig gefangen zu bleiben. Er klammerte sich dann an einen einzigen Gedanken, an den seines, ohne eine scheinbare Ursache und durch ein unerhörtes Mißgeschick zerstörten Glückes an. Er ergriff mit aller Leidenschaft diesen Gedanken, drehte ihn auf alle Seiten, und zerbiß ihn gleichsam mit gierigen Zähnen, wie in der Hölle von Dante der unbarmherzige Ugolin den Schädel des Erzbischof Robert zermalmt.

Die Wut folgte auf sein ascetisches Dasein. Edmond schleuderte Gotteslästerungen von sich, bei denen der Kerkermeister vor Abscheu zurückwich. Er raste mit seinem Leibe gegen die Mauern des Gefängnisses, er griff in voller Wut nach Allem, was ihn umgab, und besonders nach sich selbst bei dem geringsten Ärger, den ein Sandkorn, ein Strohalm, ein Windhauch bei ihm erregte. Dann erinnerte er sich des denunzierenden Briefes, den er gesehen, den ihm Villefort gezeigt, den er berührt hatte, und jeder Buchstabe kam wie ein leckendes Feuer aus der Mauer hervor. Er sagte sich, es wäre der Haß der Menschen, und nicht die Rache Gottes, die ihn in diesen Abgrund gestürzt. Er übergab diese unbekannt Menschen allen Strafen, die seine glühende Einbildungskraft zu ersinnen vermochte, und fand, daß die furchtbarsten noch zu sanft und besonders zu kurz für sie waren; denn nach den Strafen kam der Tod, und der Tod warf wenn nicht die Ruhe, doch wenigstens die Unempfindlichkeit, welche ihr gleicht.

Dadurch, daß er sich in Beziehung auf seine Feinde immer wieder sagte, die Ruhe wäre im Tode, und derjenige, welcher grausam bestrafen wolle, bedürfe anderer Mittel, als des Todes, verfiel er in die Starrheit der Selbstmordgedanken. Wehe dem, welcher auf dem Abhänge des Unglücks bei diesen unseligen Gedanken stille steht! Es ist eines von den toten Meeren, welche sich ausbreiten wie der Azur der reinen Wellen, in denen aber der Schwimmer seine Füße immer mehr in einem harzigen Gefäße festkleben fühlt, das ihn allmählig hinabzieht und verschlingt. Einmal auf diese Weise gefaßt, ist, wenn die göttliche Hilfe sich seiner nicht erbarmt, Alles vorbei, und jeder Versuch, den er unternimmt, reißt ihn nur noch mehr in die Arme des Todes.

Dieser Zustand des moralischen Todeskampfes ist indessen minder furchtbar, als das Leiden, das ihm vorhergegangen ist, und als die Strafe, die ihm vielleicht folgen wird. Es ist eine Art von schwindelartigem Troste, der uns den gähnenden Schlund, in der Tiefe dieses Schlundes aber das Nichts zeigt. Bis dahin gelangt, fand Edmond eine Tröstung in diesem Gedanken. Alle seine Schmerzen, alle seine Leiden, das Gefolge von Gespenstern, welche sie nach sich zogen, schienen aus der Ecke des Gefängnisses zu entfliehen, wohin der Engel des Todes seinen schweigsamen Fuß zu setzen vermochte. Dantes betrachtete mit Ruhe sein vergangenes Leben, mit Schrecken sein zukünftiges Leben, und wählte diesen mittleren Punkt, der ihm eine Zufluchtsstätte zu sein schien.

Zuweilen sagte er dann zu sich selbst: auf meinen entfernten Reisen, als ich noch ein Mensch war, und dieser Mensch frei und mächtig anderen Menschen Befehle zuschleuderte, welche ausgeführt wurden, sah ich den Himmel sich öffnen, das Meer leben und murren, den Sturm in einem Winkel des Himmels entstehen und wie ein riesiger Adler die zwei Horizonte mit seinen zwei Flügeln schlagen;

dann fühlte ich, daß mein Schiff nur eine ohnmächtige Zufluchtsstätte war, denn mein Schiff, leicht wie eine Feder in der Hand eines Riesen, zitterte und bebte selbst. Bald stürzten bei dem Geräusche eines brausenden Windstoßes Wasserberge über mein Haupt, das furchtbare Tosen der Wellen, der Anblick der schneidenden Felsen verkündigten mir den Tod, und der Tod erschreckte mich, und ich strengte alle meine Kräfte an, um ihm zu entgehen, und ich raffte die ganze Stärke des Menschen und den ganzen Verstand des Seemannes zusammen, um mit Gott zu kämpfen!« . . . Es geschah dies, weil ich damals glücklich war, weil zum Leben zurückkehren zum Glücke zurückkehren hieß, weil ich diesen Tod nicht gerufen, nicht gewählt hatte, weil mir der Schlaf hart schien auf diesem Bette von Meergras und Kieselsteinen, weil ich darüber entrüstet war, ich, der ich mich für ein Geschöpf nach dem Bilde Gottes hielt, daß ich nach meinem Tode den Gölanden und Geiern zum Futter dienen sollte. Aber heute ist es etwas Anderes; ich habe Alles verloren, was mich das Leben lieben lassen konnte. Heute lächelt mir der Tod zu, wie eine Amme dem Kinde, das sie wiegt. Heute sterbe ich nach meinem Wohlgefallen, und ich entschlummere müde und gelähmt, wie ich nach einem von jenen Abenden der Verzweiflung und Wut entschlummerte, während deren ich dreitausend Gänge in meinem Zimmer, das heißt dreißigtausend Schritte, das heißt beinahe Zehn Stunden Wegs gezählt hatte.«

Sobald dieser Gedanke in dem Geiste des jungen Mannes gekeimt hatte, wurde er sanfter, freundlicher, er fügte sich besser in sein hartes Bett und in sein schwarzes Brot, aß weniger, schlief nicht mehr, und fand diesen Reiz des Daseins, den er, wann er wollte, von sich zu werfen sicher war, wie man ein abgetragenes Kleid von, sich wirft, beinahe erträglich.

Es gab zwei Mittel. zu sterben: das eine war einfach; er durfte nur sein Sacktuch an eine Fensterstange binden und sich hängen; das andere bestand darin. Daß er sich stellte, als äße er und sich Hungers sterben ließ. Das erste widerstrebte Dantes. Er war im Abscheu von den Seeräubern aufgezogen worden, vor diesen Menschen, welche man an den Raaen aufhängt; das Hängen war für ihn eine Art von entehrender Strafe, die er nicht an sich selbst vollziehen wollte. Er wählte also das zweite Mittel und begann die Ausführung noch an demselben Tage.

Es waren beinahe vier Jahre in den von uns erzählten Alternativen hingegangen. Am Ende des zweiten hatte Dantes die Tage zu zählen aufgehört und war wieder in die Unwissenheit der Zeit verfallen, der ihn einst der Inspector entzog.

Dantes hatte gesagt: Ich will sterben, und hatte sich sodann seine Todesart gewählt; er hatte sie wohl in das Auge gefaßt, und aus Furcht, er könnte von seinem Entschlusse abgehen, sich selbst einen Eid geleistet, so zu sterben. »Wenn man mir mein Frühstück und mein Abendbrot bringt, so werfe ich die Speisen zum Fenster hinaus, und man wird glauben, ich habe sie verzehrt.«

Er that, wie er zu tun sich gelobt hatte. Zweimal des Tages warf er durch die kleine vergitterte Öffnung die ihn nur den Himmel erschauen ließ, die Streifen, Anfangs heiter, dann mit Überlegung, und endlich mit Bedauern. Er mußte sich des Schwures erinnern, den er sich geleistet hatte, um die Kraft zu besitzen, seinen furchtbaren Plan zu verfolgen. Die Lebensmittel, welche ihn einst angewidert hatten, ließ ihm der Hunger mit den spitzigen Zähnen appetitlich für das Auge und ausgesucht für den Geruch erscheinen. Zuweilen hielt er eine Stunde lang die Platte, auf der sie lagen, in der Hand, das Auge starr auf ein Stück faules Fleisch, auf den übelriechenden Fisch und auf das schwarze schimmelige Brot gerichtet. Es waren dies die letzten Instinkte des Lebens, welche noch in ihm kämpften und zuweilen seinen Entschluß niederwarfen. Dann erschien ihm sein Kette nicht mehr so düster und sein Zustand minder verzweiflungsvoll. Er war noch jung, er mußte erst fünf oder sechs und zwanzig Jahre alt sein, es blieben ihm noch fünfzig Jahre zu leben übrig, das heißt, zwei Mal so viel, als er bereits gelebt hatte. Welche Ereignisse konnten während diesen unermeßlichen Zeitraumes die Thüren sprengen, die Mauern des Castells If umstürzen und ihn der Freiheit wiedergeben. Dann näherte er seine Zähne dem Mahle, das er, ein freiwilliger Tantalus, selbst von seinem Munde entfernte. Doch er erinnerte sich seines Schwures wieder, und diese edelmütige Natur hatte zu sehr bange, sich selbst zu verachten, als daß sie ihren Schwur verletzt hätte. Er verbrauchte also streng und

unbarmherzig das wenige Leben, das ihm noch übrig blieb, und es erschien ein Tag, wo er nicht mehr die Kraft hatte, aufzustehen, um das Abendbrot, das man ihm brachte, durch das Luftloch zu werfen.

Am andern Tag sah er nicht mehr, hörte er kaum.

Der Kerkermeister glaubte an eine ernste Krankheit, Edmond hoffte auf einen nahen Tod.

So verlief der Tag, Edmond fühlte, daß eine unbestimmte Erstarrung, der es nicht an einem gewissen Wohlbehagen mangelte, sich seiner bemächtigte. Die Nervenzuckungen seines Magens hatten sich gemildert. Wenn er die Augen schloß, sah er eine Menge von glänzenden Punkten, den Irrlichtern ähnlich, welche in der Nacht über den sumpfigen Boden hinlaufen. Es war die Dämmerung des unbekanntes Landes, das man den Tod nennt.

Plötzlich vernahm er Abends um neun Uhr ein dumpfes Geräusch an der Wand, an der er lag.

Es hatten so viele abscheuliche Tiere in diesem Gefängnisse Lärmen gemacht, daß Edmond allmählig seinen Schlaf daran gewöhntet sich nicht mehr durch solche Kleinigkeiten stören zu lassen. Aber mögen nun seine Sinne durch die Enthaltbarkeit exaltiert gewesen sein, war der Lärm wirklich stärker als gewöhnlich, erhielt in diesem letzten Augenblick Alles ein besonderes Gewicht – Edmond erhob sich, um besser zu hören.

Es war ein Kratzen, das eine ungeheure Kralle, oder einen mächtigen Zahn, oder den Druck irgend eines Werkzeuges auf die Steine anzuzeigen schien.

Ogleich geschwächt, wurde das Gehirn des jungen Mannes durch den beständig dem Geiste der Gefangenen gegenwärtigen Gedanken, durch den Gedanken an die Freiheit berührt. Dieses Geräusch kam so gerade in dem Augenblick, wo alles Geräusch bei ihm aufhören sollte, da es ihm schien, als wollte sich Gott endlich barmherzig gegen seine Leiden zeigen und ihm dieses Geräusch zuschicken, um ihm zu verkündigen, er solle am Rande des Grabes, an welchem bereits sein Fuß wankte, stille stehen. Wer konnte wissen, ob nicht einer von seinen Freunden, eines von den geliebten Wesen, an die er so oft gedacht hatte, daß sein Geist beinahe völlig dadurch abgenutzt worden war, sich in diesem Augenblicke mit ihm beschäftigte und die Entfernung, die sie von einander trennte, nahe zu rücken suchte?

Aber nein. Edmond täuschte sich ohne Zweifel, und es war einer von den Träumen, welche an der Pforte des Todes schweben.

Edmond hörte jedoch immer noch dieses Geräusch. Es dauerte ungefähr drei Stunden; dann vernahm Edmond eine Art von Rollen, und das Geräusch hörte auf.

Einige Stunden später hörte er es wieder näher und stärker.

Bereits nahm Edmond Anteil an dieser Arbeit, welche ihm Gesellschaft leistete; plötzlich trat der Gefangenenwärter ein.

Seit den acht Tagen, da er zu sterben sich entschlossen hatte, seit den vier Tagen, in denen er diesen Entschluß ausführte, hatte Edmond mit diesem Menschen kein Wort gesprochen. Er antwortete ihm nicht, wenn er ihn anredete und fragte, von welcher Krankheit er befallen zu sein glaubte, und wandte sich nach der Mauer um, wenn er zu aufmerksam betrachtet wurde. Aber heute konnte der Gefangenenwärter das dumpfe Geräusch vernehmen, sich darüber beunruhigen, demselben ein Ende machen und auf diese Art irgend eine Hoffnung zerstören, die schon im Gedanken die letzten Augenblicke von Dantes bezauberte.

Der Gefangenenwärter brachte sein Frühstück.

Dantes erhob sich in seinem Bette und begann, seine Stimme anschwellend, über alle möglichen Gegenstände zu sprechen, über die schlechte Beschaffenheit der Speisen, die man ihm brachte, über die Kälte, an der man in seinem Kerker litt; er murrte und brummte und ermüdete die Geduld des Gefangenenwärters, der gerade an diesem Tage sich für den Gefangenen Fleischbrühe und weißes Brot erbeten hatte, und ihm diese Fleischbrühe und dieses Brot überbrachte.

Zum Glück glaubte er, Dantes delirire; er stellte die Speisen auf den schlechten, hinkenden Tisch, auf welchem sie gewöhnlich standen, und entfernte sich.

Nun wieder frei, fing Edmond abermals an, freudig zu horchen.

Das Geräusch wurde so deutlich, daß es der junge Mann jetzt ohne die geringste Anstrengung hören konnte.

»Es unterliegt keinem Zweifel mehr,« sagte er zu sich selbst: »da dieses Geräusch, obgleich es bereits Tag ist, fort dauert, so muß es ein unglücklicher Gefangener wie ich sein, der an feiner Befreiung arbeitet. Oh! wenn ich bei ihm wäre, wie wollte ich ihn unterstützen!«

Dann überzog plötzlich eine düstere Wolke, die Morgenröthe von Hoffnung in diesem Gehirne, das an das Unglück gewöhnt war und sich nur schwer in menschliche Freuden schicken konnte. Es entstand in ihm der Gedanke, dieses Geräusch werde durch einige Arbeiter verursacht, welche der Gouverneur zur Ausbesserung in einem benachbarten Zimmer verwende.

Er konnte sich leicht hiervon überzeugen; aber wie sollte er eine Frage wagen? Es war allerdings ganz einfach, die Erscheinung des Kerkermeisters abzuwarten, ihn das Geräusch hören zu lassen und seine Miene zu beobachten, wenn er es hörte. Aber hieß eine solche Befriedigung nicht die kostbarsten Interessen für einen kurzen Genuß verraten? Leider war der Kopf von Edmond eine leere Glocke, durch das Gesumme eines Gedankens betäubt; er war so schwach, daß sein Geist wie ein Dunst umherschwamm und sich nicht um einen Gedanken her verdichten konnte. Edmond fand nur ein Mittel seiner Überlegung Genauigkeit und seinem Urtheil Klarheit zu geben: er wandte seine Augen nach der noch rauchenden Fleischbrühe, welche der Gefangenenwärter auf den Tisch gestellt hatte, stand auf, ging wankend bis zu derselben, nahm die Tasse, setzte sie an den Mund und schlürfte den Trank, den sie enthielt, mit einem unbeschreiblichen Gefühle des Wohlbehagens.

Dann hatte er den Mut, hierbei zu bleiben: er erinnerte sich, gehört zu haben, daß unglückliche Schiffbrüchige, welche man vor Hunger entkräftet gefunden hatte, daran gestorben waren, daß sie heißgierig eine zu substantielle Speise verschlangen. Edmond setzte das Brot auf den Tisch, das er bereits im Bereich seines Mundes hielt, und legte sich wieder nieder. Bald fühlte er, daß der Tag in sein Gehirn zurückkehrte. Alle seine schwankenden, beinahe unergreifbaren Ideen nahmen wieder ihren Platz auf dem wunderbaren Schachbrette ein, wo ein Feld mehr vielleicht genügt, um die Erhabenheit des Menschen über dem Tiere festzustellen. Er konnte denken und seine Gedanken mit der Vernunft befestigen.

Dann sagte er zu sich selbst:

»Man muß die Probe machen, aber ohne Jemand zu gefährden. Ist derjenige, dessen Geräusch ich vernehme, ein gewöhnlicher Arbeiter, so brauche ich nur an die Mauer zu schlagen, und er wird sogleich sein Geschäft einstellen und zu erraten suchen, wer der Schlagende ist und in welcher Absicht er schlägt. Da aber seine Arbeit nicht nur erlaubt, sondern sogar befohlen ist, so wird er sie alsbald wieder fortsetzen, ist er im Gegenteil ein Gefangener, so wird ihn der Lärm, den ich mache, im Gegenteil erschrecken. Er wird befürchten, entdeckt zu werden, seine Arbeit aufgeben und erst am Abend, wenn er Jedermann eingeschlafen glaubt, von Neuem beginnen.«

Sogleich erhob sich Edmond zum zweiten Male. Dies Mal wankten seine Beine nicht mehr, und seine Augen waren nicht mehr geblendet. Er ging in eine Ecke seines Gefängnisses, machte einen durch die Feuchtigkeit unterhöhlten Stein los und schlug gerade an der Stelle, wo das Geräusch am Deutlichsten war, an die Mauer.

Er klopfte drei Mal.

Schon bei dem ersten Schläge hörte er das Geräusch wie durch einen Zauber auf.

Edmond horchte mit seiner ganzen Seele. Eine Stunde verging, zwei Stunden vergingen, kein neues Geräusch ließ sich vernehmen. Edmond hatte auf der andern Seite der Wand ein vollkommenes Stillschweigen bewirkt.

Voll Hoffnung aß Edmond einige Bissen von seinem Brot, trank ein paar Schlucke Wasser, und bei der mächtigen Körperbeschaffenheit, mit der ihn die Natur begabt hatte, befand er sich beinahe wieder wie zuvor.

Der Tag verging, die Stille dauerte fort. Die Nacht kaum ohne daß das Geräusch wieder begonnen hatte.

»Es ist ein Gefangener,« sagte Edmond mit unbeschreiblicher Freude zu sich selbst.

Von dieser Zeit an entzündete sich sein Kopf, und das Leben kehrte mit voller Thätigkeit zurück.

Die Nacht ging vorüber, ohne daß sich der geringste Lärmen vernehmen ließ.

Edmond schloß die Augen in dieser Nacht nicht.

Der Tag erschien. Der Gefangenenwärter kam und brachte die gewöhnlichen Mundvorräthe. Edmond hatte die vorhergehenden bereits verschlungen; er verschlang auch die neuen, horchte unablässig auf das Geräusch das nicht wieder kam, zitterte, es könnte für immer aufgehört haben, machte fünf bis sechs Meilen in seinem Kerker, rüttelte zwei Stunden lang an den eisernen Stangen seines Luftloches, gab seinen Gliedern durch eine Übung, welcher er längst entwöhnt war, die Elasticität und Stärke wieder, und schickte sich am Leib an Leib mit seinem Schicksale zu kämpfen, wie es seine Arme ausstreckend und seinen Körper mit Öl bestreichend der Ringer that, der die Arena betreten will. In den Zwischenräumen dieser fieberhaften Thätigkeit horchte er, ob das Geräusch nicht wiederkehrte, und er ärgerte sich über die Klugheit des Gefangenen, der nicht vermutete, daß er in seinem Befreiungswerke von einem anderen Gefangenen gestört worden war, welcher wenigstens eben so große Eile hatte, frei zu werden, als er selbst.

Es vergingen drei Tage, zwei und siebzig tödliche Stunden, Minute für Minute abgezählt.

Endlich eines Abends, als der Gefangenenwärter seinen letzten Besuch gemacht hatte, als Dantes zum hundertsten Male sein Ohr an die Wand hielt, schien es ihm, als ob eine unmerkliche Erschütterung dumpf in seinem Kopfe, den er mit den schweigenden Steinen in Verbindung gesetzt hatte, wiederklänge.

Dantes wich zurück, um sein erschüttertes Gehirn zu beschwichtigen. Er machte einige Schritte im Zimmer und hielt dann sein Ohr an denselben Ort.

Es unterlag keinem Zweifel mehr, es ging etwas auf der anderen Seite vor. Der Gefangene hatte die Gefahr seines Manoeuvre erkannt und ohne Zweifel ein anderes erwählt und, um seine Arbeit sicherer fortzusetzen, statt eines Meißels ein Hebeeisen genommen.

Durch diese Entdeckung ermutigt, beschloß Edmond dem unermüdlichen Arbeiter zu Hilfe zu kommen. Er fing damit an, daß er sein Bett wegrückte, hinter welchem ihm das Befreiungswerk ausgeführt zu werden schien; dann suchte er mit den Augen einen Gegenstand, mit dem er die Wand aufritzen, den feuchten Mörtel herausbrechen und einen Stein losmachen könnte.

Nichts zeigte sich seinem Auge. Er besaß weder ein Messer, noch irgend ein anderes schneidendes Instrument. Eisen war nur an seinen Stangen vorhanden, und er hatte sich so oft versichert, sie wären gut eingelöthet, daß es sich nicht einmal mehr der Mühe lohnte, sie zu erschüttern.

Das ganze Geräthe seines Zimmers bestand aus einem Bette, einem Stuhle, einem Tische, einem Eimer und einem Kruge.

An dem Bette waren wohl eiserne Bänder, aber diese Bänder waren durch Schrauben an das Holz befestigt. Man hätte einen Schraubenzieher haben müssen, um die Bänder loszumachen.

An dem Tische und an dem Stuhle war nichts.

An dem Eimer war wohl ein Henkel gewesen, aber diesen hatte man abgebrochen.

Es gab für Dantes nur noch ein Mittel; seinen Krug zu zerbrechen und mit einem Scherben sich an das Geschäft zu machen.

Er ließ seinen Krug auf den Boden fallen, und er zerbrach in Stücke.

Dantes wählte einige spitze Scherben, verbarg sie in seinem Strohsack und ließ die andern auf der Erde liegen. Das Zerbrechen feines Kruges war ein zu natürlicher Zufall, als daß man sich hätte darüber beunruhigen sollen.«

Edmond hatte die ganze Nacht zum Arbeiten; doch in der Dunkelheit ging das Geschäft schlecht, denn er mußte tastend arbeiten, und er fühlte bald, daß er sein schwaches Werkzeug an

einem Sandsteine abstumpfte, welcher härter war, als das Instrument. Er stieß also sein Bett wieder zurück und wartete den Tag ab. Mit der Hoffnung war auch die Geduld zurückgekehrt.

Die ganze Nacht hindurch hörte und horchte er auf den unbekanntem Gräber, der sein unterirdisches Werk fortsetzte.

Der Tag erschien, und der Gefangenenwärter trat ein. Dantes erzählte ihm, er habe am Abend zuvor aus dem Krüge getrunken; er sei seinen Händen entschlüpft, auf den Boden gefallen und zerbrochen. Der Gefangenenwärter ging brummend weg, um einen neuen zu holen, ohne daß er sich nur die Mühe gab, die Stücke des alten zusammenzulesen und mitzunehmen.

Er kam einen Augenblick nachher zurück, empfahl dem Gefangenen mehr Geschicklichkeit, und entfernte sich weder.

Dantes hörte mit unsäglicher Freude das Klirren des Schlosses, das ihm, so oft es sich früher schloß das Herz zusammenschnürte. Er vernahm, wie die Schritte sich nach und nach entfernten. Sobald das Geräusch völlig erloschen war, sprang er nach seinem Lager, welches er von seiner Stelle rückte, und bei dem Scheine des schwachen Tageslichtes, das in seinen Kerker drang, konnte er die unnütze Arbeit sehen, die er in der Nacht vorher gemacht hatte; denn er hatte sich an den Körper des Steines gewendet, statt an den Gyps, der denselben umgab.

Dieser Gyps war durch die Feuchtigkeit zerreibbar geworden. Dantes sah mit freudigem Herzklopfen, daß er sich in Bruchstücken ablöste. Diese Bruchstücke waren allerdings Atome, aber nach Verlauf einer halben Stunde hatte er ungefähr eine Handvoll losgemacht. Ein Mathematiker hätte berechnen können, daß man mittelst zweijähriger Arbeit, vorausgesetzt, man würde nicht auf einen Felsen stoßen, sich einen Gang von zwei Quadratfuß und von zwanzig Fuß Tiefe zu graben im Stande gewesen wäre.

Der Gefangene machte es sich nun zum Vorwurf, daß er die vielen abgelaufenen, immer länger gewordenen Stunden, die er in der Hoffnung, im Gebete und in der Verzweiflung verloren, nicht zu dieser Arbeit verwendet hatte.

In den sechs Jahren, die er ungefähr in diesem Kerker eingeschlossen war . . . welche Arbeit hätte er nicht, so langsam sie auch vor sich ging, vollendet!

Dieser Gedanke verlieh ihm neuen Eifer.

In drei Tagen gelang es ihm, mit unerhörter Vorsicht alles Cement wegzubringen und den Stein nackt zu legen. Die Wand war von Bruchsteinen gemacht, unter die man, um ihr mehr Festigkeit zu geben, von Zeit zu Zeit einen behauenen Stein eingefügt hatte. Es war gerade einer von den behauenen Steinen, woran er gearbeitet hatte, und es handelte sich nun darum, ihn in seinem Lager zu erschüttern.

Dantes versuchte es mit seinen Nägeln, aber seine Nägel waren hierfür ungenügend. Die Scherben von dem Krüge, wenn man sie in die Zwischenräume einschob, zerbrachen, sobald sich Dantes denselben als Hebel bedienen wollte.

Nach einer Stunde fruchtloser Versuche erhob sich Dantes, Angstschweiß auf der Stirne.

Sollte er schon am Anfange seiner Arbeit gehemmt werden und mußte er träge und unnützlich warten, bis sein Nachbar, welcher ebenfalls müde werden konnte, Alles getan hatte?

Ein Gedanke durchzog seinen Geist. Er blieb lächelnd stille stehen, seine von Schweiß feuchte Stirne trocknete sich ganz allein.

Der Gefangenenwärter brachte die Suppe von Dantes jeden Tag in einer blechernen Casserole. Diese Casserole enthielt eine Suppe und die eines zweiten Gefangenen, denn Dantes hatte bemerkt, daß dieselbe entweder ganz voll oder halb leer war, je nachdem der Schließer die Verteilung der Lebensmittel bei ihm oder bei seinem Gefährten anfang.

Diese Casserole hatte einen eisernen Stiel. Nach diesem Stiele trachtete Dantes, er hätte ihn, wenn man es von ihm gefordert haben würde, mit zehn Jahren feines Lebens bezahlt.

Der Gefangenenwärter goß den Inhalt der Casserole auf den Teller von Dantes. Nachdem er seine Suppe mit einem hölzernen Löffel gegessen hatte, wusch Dantes den Teller, der ihm zu täglichem Gebrauche diene.

Um Abend stellte Dantes seinen Teller auf halbem Wege zwischen der Thüre und dem Tische auf den Boden. Als der Gefangenenwärter eintrat, setzte er den Fuß auf den Teller und zerbrach ihn in tausend Stücke.

Diesmal war nichts gegen Dantes zu sagen. Er hatte Unrecht, seinen Teller auf dem Boden zu lassen; aber von dem Gefangenenwärter war es unvorsichtig gewesen, nicht vor seine Füße zu schauen.

Der Gefangenenwärter begnügte sich zu brummen.

Dann schaute er um sich herum einen Gegenstand zu suchen, in welchen er die Suppe gießen könnte; das Mobilier von Dantes beschränkte sich auf diesen einzigen Teller, und es gab keine Wahl.

»Laffen Sie die Casserole hier,« sagte Dantes, »Sie können sie wieder mitnehmen, wenn Sie mir morgen mein Frühstück bringen.«

Dieser Rath schmeichelte der Trägheit des Gefangenenwärters. Er hatte nicht nötig, hinaufzusteigen, wieder herabzusteigen und abermals hinaufzusteigen.

Er ließ die Casserole zurück.

Dantes bebte vor Freude.

Diesmal verschlang er rasch seine Suppe und das Fleisch, das nach der Gewohnheit der Gefängnisse in der Suppe lag. Nachdem er eine Stunde gewartet hatte, um sicher zu sein, der Gefangenenwärter würde nicht andern Sinnes werden, rückte er sein Bett auf die Seite, nahm seine Casserole, schob den Stiel zwischen den bloß gelegten behauenen Stein und die benachbarten Bruchsteine, und fing an sich desselben als eines Hebels zu bedienen.

Eine leichte Bewegung bewies Dantes! daß die Arbeit von Statten ging.

Nach Verlauf einer Stunde war wirklich der Stein aus der Mauer gezogen, in welcher er eine Aushöhlung von mehr als anderthalb Fuß im Durchmesser ließ.

Dantes sammelte sorgfältig allen Gyps, trug ihn in die Ecken seines Gefängnisses, kratzte die gräuliche Erde mit einem von den Bruchstücken seines Kruges auf und bedeckte den Gyps wieder mit Erde.

Da er diese Nacht benützen wollte, in der ihm der Zufall oder vielmehr die geistreiche Combination, die er ersonnen, ein so kostbares Werkzeug in die Hände gab, so fuhr er mit aller Anstrengung zu graben fort.

Bei Tagesanbruch setzte er den Stein wieder in sein Loch, stieß sein Bett an die Wand und legte sich nieder.

Sein Frühstück bestand aus einem Stücke Brot.

Der Gefangenenwärter trat ein, und legte das Stück Brot auf den Tisch.

»Wie, Sie bringen mir keinen andern Teller?« fragte Dantes.

»Nein,« sagte der Schließer. »bei Ihnen wird Alles zerbrochen. Sie haben den Krug zertrümmert, und sind Schuld, daß ich Ihren Teller in Stücke trat. Wenn alle Gefangenen so viel Schaden anrichten würden, so könnte es die Regierung nicht mehr bezahlen. Man läßt Ihnen Ihre Casserole, man gießt die Suppe hinein; auf diese Art werden Sie das Geschirr vielleicht nicht mehr zerbrechen.«

Dantes schlug die Augen zum Himmel auf und faltete seine Hände auf dem Bette.

Dieses Stück Eisen, welches ihm nun blieb, erzeugte in seinem Herzen einen Aufschwung von Dankbarkeit, wie ihn in seinem früheren Leben die größten Güter, welche ihm zugeflossen waren, nie veranlaßt hatten. Nur war es ihm nicht entgangen, daß, seitdem er zu arbeiten begonnen, der andere Gefangene nicht mehr arbeitete.

Gleichviel, das war kein Grund, zurückzuweichen. Kam sein Nachbar nicht zu ihm, so würde er zu seinem Nachbar gehen.

Er arbeitete den ganzen Tag ohne Unterlaß. Am Abend hatte er mit Hilfe seines neuen Werkzeuges mehr als zehn Hände voll Trümmer von Bruchsteinen, Gyps und Cement aus der Mauer gezogen.

Als die Stunde des Besuches kam, richtete er, so gut er konnte, den gebogenen Stiel der Casserole wieder auf und stellte das Gefäß an seinen gewöhnlichen Platz. Der Schließer schüttete die vorgeschriebene Ration Suppe und Fleisch, oder vielmehr Suppe und Fisch hinein; denn dieser Tag war ein Fasttag, und man ließ die Gefangenen dreimal in der Woche fasten. Dies war auch ein Mittel, die Zeit zu berechnen, wenn Dantes nicht längst diese Berechnung aufgegeben hätte.

Sobald die Suppe eingegossen war, entfernte sich der Schließer.

Diesmal wollte sich Dantes vergewissern, ob sein Nachbar wirklich seine Arbeit eingestellt hätte.

Er horchte.

Alles blieb still, wie während der drei Tage, wo die Arbeiten unterbrochen worden waren.

Dantes seufzte. Sein Nachbar mißtraute ihm offenbar.

Er ließ sich jedoch nicht entmutigen und setzte seine Arbeit die ganze Nacht fort; doch nach zwei bis drei Stunden stieß er auf ein Hinderniß.

Das Eisen faßte nicht mehr, sondern glitt auf einer Oberfläche hin.

Dantes berührte das Hemmnis mit seinen Händen und bemerkte, daß es ein Balken war.

Dieser Balken durchzog oder versperrte vielmehr gänzlich das Loch, welches Dantes angefangen hatte.

Nun mußte man darüber oder darunter graben.

Der unglückliche junge Mann hatte nicht an dieses Hinderniß gedacht.

»Oh! mein Gott, mein Gott! ich habe Dich doch so sehr gebeten, daß ich hoffte, Du würdest mich erhören! Mein Gott! nachdem Du mir die Freiheit des Lebens, nachdem Du mir die Ruhe des Todes genommen, mein Gott! der Du mich zum Dasein zurückgerufen hast, mein Gott! habe Mitleid mit mir und laß mich nicht in Verzweiflung sterben!«

»Wer spricht zugleich von Gott und von Verzweiflung,« ließ sich eine Stimme vernehmen, welche unter der Erde hervorzukommen schien und wie ein Gräberton zu dem jungen Mann gelangte.

Edmond fühlte, wie sich die Haare auf seinem Haupte sträubten; und wich auf den Knien zurück.

»Ah!« murmelte er, »ich höre einen Menschen sprechen.«

Seit vier oder fünf Jahren hatte Edmond nur die Stimme seines Kerkermeisters gehört, und für den Gefangenen ist der Kerkermeister kein Mensch. Es ist eine lebende Thüre seiner eichenen Thüre, ein Riegel von Fleisch seinen eisernen Riegeln beigefügt.

»Im Namen des Himmels!« rief Dantes, »Sie, der Sie gesprochen haben, sprechen Sie weiter, obgleich Ihre Stimme mich erschreckt hat. Wer sind Sie?«

»Wer sind Sie selbst?« fragte die Stimme.

»Ein unglücklicher Gefangener,« versetzte Dantes, der, ohne Schwierigkeiten zu machen, antwortete.

»Aus welchem Lande?«

»Franzose.«

»Ihr Name?«

»Edmond Dantes.«

»Ihr Stand?«

»Seemann.«

»Wie lange sind Sie hier?«

»Seit dem 28. Februar 1815.«

»Ihr Verbrechen?«

»Ich bin unschuldig.«

»Wessen klagt man Sie an?«

»Für die Rückkehr des Kaisers konspiriert zu haben.«

»Wie! für die Rückkehr des Kaiser! Der Kaiser ist also nicht mehr auf dem Throne?«

»Er hat in Fontainebleau im Jahre 1814 entsagt und ist auf die Insel Elba verbannt worden. Aber wie lange sind Sie denn hier, daß Sie alles Dies nicht wissen?«

»Seit 1811.«

Dantes bebte; dieser Mann war vier Jahre länger im Gefängnis, als er.«

»Es ist gut, graben Sie nicht mehr, versetzte die Stimme schnell sprechend; »sagen Sie mir nur, auf welcher Höhe sich die Aushöhlung befindet, die Sie gemacht haben?«

»Dem Boden gleich.«

»Wie ist sie verborgen?«

»Hinter meinem Bette.«

»Hat man Ihr Bett von der Stelle gerückt, seitdem Sie im Gefängnis sind?«

»Nie?«

»Wohin geht Ihr Zimmer?«

»Nach einem Gange.«

»Und der Gang?«

»Mündet nach dem Hofe aus.«

»Ach!« murmelte die Stimme.

»Oh! mein Gott, was gibt es denn?« rief Dantes.

»Ich habe mich getäuscht, die Unvollkommenheit meiner Zeichnungen hat mich betrogen, der Mangel eines Compasses hat mich zu Grunde gerichtet; eine Linie des Irrtums auf meinem Plane kommt fünfzehn Fuß in der Wirklichkeit gleich, und ich hielt die Mauer, welche Sie durchhöhlen, für die der Citadelle.«

»Aber dann wären Sie an das Meer gekommen?«

»Das wollte ich gerade.«

»Und wenn Sie Ihren Zweck erreicht hätten?«

»So warf ich mich in die See, ich erreichte schwimmend eine von den Inseln, welche das Castell If umgeben, die Insel Daume, die Insel Tiboulen, oder auch die Küste, und ich war gerettet.«

»Hätten Sie so weit schwimmen können?«

»Gott wurde mit die Kraft verliehen haben; doch nun ist Alles verloren.«

»Alles?«

»Ja, Stopfen Sie Ihr Loch wieder vorsichtig zu, arbeiten Sie nicht mehr, bekümmern Sie sich um nichts mehr, und erwarten Sie Kunde von mir.«

»Sagen Sie mir doch wenigstens, wer Sie sind.«

»Ich bin . . . ich bin der Numero 27.«

»Sie mißtrauen mir also?« fragte Dantes.

Edmond glaubte ein bitteres Lachen zu hören, welches das Gewölbe durchdrang und bis zu ihm gelangte.

»Oh! ich bin ein guter Christ!« rief er, denn er fühlte instinkartig, daß dieser Mensch ihn zu verlassen gedachte; »ich schwöre Ihnen, daß ich mich eher töten lasse, als daß Ihre Henker und die meinigen durch mich einen Schatten der Wahrheit zu sehen bekommen. Doch im Namen des Himmels! berauben Sie mich nicht Ihrer Gegenwart! berauben Sie mich nicht Ihrer Stimme, oder ich schwöre Ihnen, denn meine Kräfte gehen zu Ende, ich zerschmettere mir den Schädel an der Wand, und Sie haben sich meinen Tod vorzuwerfen.«

»Wie alt sind Sie? Ihre Stimme scheint die eines jungen Mannes zu sein.«

»Ich weiß mein Alter nicht, denn ich habe die Zeit, seitdem ich hier bin, nicht gemessen. Ich weiß nur, daß ich neunzehn Jahre alt war, als ich am 28. Februar 1815 verhaftet wurde.«

»Noch nicht ganz fünf und zwanzig Jahre; in diesem Alter ist man noch kein Verräter,« murmelte die Stimme.

»Oh! Nein, nein, ich schwöre es Ihnen, wiederholte Dantes. »Ich habe Ihnen schon einmal gesagt und wiederhole es, ich lasse mich eher in Stücke zerhauen, als daß ich Sie verrate.«

»Sie haben wohl daran getan, mit mir zu sprechen, Sie haben wohl daran getan, mich zu bitten; denn ich war im Begriff, einen andern Plan zu entwerfen und mich von Ihnen zu entfernen. Aber Ihr Alter beruhigt mich: ich werde wieder zu Ihnen kommen, warten Sie auf mich.«

»Wann?«

»Ich muß unsere Chancen berechnen und werde Ihnen das Zeichen geben.«

»Doch Sie verlassen mich nicht? ich muß nicht allein bleiben? Sie kommen zu mir, oder Sie erlauben mir, zu Ihnen zu gehen? Wir fliehen mit einander, und wenn wir nicht fliehen können, so sprechen wir, Sie von Menschen, die Sie lieben, und ich von Menschen, welche ich liebe. Sie müssen irgend Jemand lieben«

»Ich bin allein auf der Welt.«

»Dann lieben Sie mich: sind Sie jung, so werde ich Ihr Kamerad; sind Sie alt, so bin ich Ihr Sohn. Ich habe einen Vater, welcher siebzig Jahre alt sein muß, wenn er noch lebt. Ich liebte nur ihn und ein junges Mädchen Namens Mercedes. Mein Vater hat mich nicht vergessen, dessen bin ich sicher; aber sie, Gott weiß, ob sie noch an mich denkt. Ich werde Sie lieben wie ich meinen Vater liebte.«

»Es ist gut,« erwiderte der Gefangen« »morgen!«

Diese Worte wurden mit einem Tone ausgesprochen, der Dantes überzeugte. Er verlangte nicht mehr, stand auf, nahm dieselben Vorsichtsmaßregeln in Beziehung auf die aus der Mauer gezogenen Trümmer, welche er genommen hatte, und stieß sein Bett wieder an die Wand.

Von diesem Augenblick an überließ sich Dantes ganz und gar seinem Glücke. Er sollte sicherlich nicht mehr allein sein, er sollte vielleicht sogar frei werden. Im schlimmsten Falle hatte er, wenn er Gefangener blieb, einen Gefährten. Geteilte Gefangenschaft aber ist nur eine halbe Gefangenschaft. Die Klagen, die man gemeinschaftlich ausspricht, sind beinahe Gebete; Gebete, die man zu zwei verrichtet, sind beinahe Gnadenhandlungen.

Den ganzen Tag ging Dantes, das Herz vor Freude hüpfend, in seinem Kerker auf und ab. Von Zeit zu Zeit erstickte ihn diese Freude beinahe. Er setzte sich auf sein Bett und preßte seine Brust mit der Hand. Bei dem geringsten Geräusche, das er in der Hausflur vernahm, sprang er nach der Thüre. Ein paar Male stieg ihm die Furcht, man könnte ihn von diesem Manne trennen, den er nicht kannte und dennoch wie einen Freund liebte, zu Gehirn. Dann war er entschlossen: in dem Augenblick, wo der Kerkermeister sein Bett wegrücken und sich bücken würde, um die Öffnung zu untersuchen, wollte er ihm mit dem Boden seines Kruges den Schädel einschlagen.

Man würde ihn zum Tode verurteilen, das wußte er wohl; sollte er aber nicht vor Zorn und Verzweiflung in dem Augenblick sterben, wo ihn dieses wunderbare Geräusch dem Leben zurückgegeben hatte?

Am Abend kam der Gefangenenwärter. Dantes lag auf seinem Bette; es kam ihm vor, als bewachte er von da aus die unvollendete Öffnung besser. Ohne Zweifel betrachtete er den ungelegenen Besuch mit einem sonderbaren Auge, denn dieser sagte zu ihm:

»Wie, sollten Sie wieder ein Narr werden?«

Dantes antwortete nicht, er befürchtete, die Aufregung seiner Stimme könnte ihn verraten.

Der Gefangenenwärter entfernte sich den Kopf schüttelnd.

Als die Nacht eingetreten war, glaubte Dantes, sein Nachbar würde die Stille und Dunkelheit benützen, um das Gespräch wieder mit ihm anzuknüpfen. Aber er täuschte sich, die Nacht verlief, ohne daß irgend ein Geräusch seiner fieberhaften Erwartung entsprach. Am andern Tage aber, nach dem Morgenbesuche und nachdem er sein Bett von der Wand entfernt hatte, hörte er drei Schläge in gleichen Zwischenräumen. Er stürzte auf die Knie.

»Sind Sie es?« sprach er; »ich bin hier.«

»Ist Ihr Kerkermeister weggegangen?« fragte die Stimme,

»Ja.« antwortete Dantes, und er wird erst am Abend wieder kommen. Wir haben zehn Stunden Freiheit.«

»Ich kann also handeln.« sprach die Stimme.

»Oh! Ja, ja, ohne Zögern. auf der Stelle. ich bitte. Sie!«

Sogleich schien der Teil der Erde, auf welchen Dantes, halb in der Öffnung verborgen, seine Hände stützte, unter ihm zu weichen. Er warf sich zurück, während eine Masse von Erde und abgelösten Steinen in ein Loch stürzte, das sich unter der von ihm bewerkstelligten Öffnung ausgehöhlt hatte. Dann sah er im Hintergrunde dieses düstern Loches, dessen Tiefe er nicht ermessen konnte, einen Kopf, Schultern. und endlich einen ganzen Menschen erscheinen, welcher mit ziemlich viel Behendigkeit aus der Höhlung hervorkam.

Sechzehntes Kapitel. *Ein gelehrter Italiener*

Dantes schloß diesen neuen, so lange und so ungeduldig erwarteten Freund in seine Arme, und zog ihn nach seinem Fenster, damit ihn das wenige Licht, welches in seinen Kerker drang, völlig beleuchtete.

Es war ein Mann von mittlerem Wuchse, mit Haaren, mehr durch Leiden, als durch das Alter gebleicht, mit einem unter dichtem grau werdenden Brauen verborgenen, durchdringenden Auge und einem noch schwarzen Barte, welcher auf seine Brust herabfiel. Die Magerkeit seines durch tiefe Runzeln ausgehöhlten Gesichtes, die kühne Linie seiner charakteristischen Züge verkündigten einen Mann, der mehr gewohnt war, seine moralischen Fähigkeiten, als seine körperlichen Kräfte zu üben. Die Stirne des Unbekannten war mit Schweiß bedeckt.

Was seine Kleidung betrifft, so ließ sich ihre ursprüngliche Form nicht unterscheiden, denn sie zerfiel in Lumpen.

Er schien wenigstens fünf und sechzig Jahre alt zu sein, obgleich eine gewisse Stärke in seinen Bewegungen andeutete, er zähle vielleicht weniger Jahre als seine lange Gefangenschaft seinem Äußeren verliehen hatte.

Er nahm mit einem gewissen Vergnügen die enthusiastischen Betheuerungen des jungen Mannes auf. Seine vereiste Seele schien einen Augenblick bei der Berührung mit dieser glühenden Seele sich zu erwärmen und zu schmelzen. Er dankte ihm für seine Herzlichkeit mit einem gewissen Feuer, obgleich seine Enttäuschung groß gewesen war, als er einen zweiten Kerker da fand, wo er die Freiheit zu finden gehofft hatte.

»Wir wollen zuerst sehen,« sprach er, »ob wir ein Mittel haben, vor den Augen Ihrer Gefangenenwärter die Spuren meines Durchbruches verschwinden zu machen. Unsere ganze zukünftige Ruhe hängt davon ab, daß nicht bekannt wird, was vorgefallen ist.«

Dann bückte er sich nach der Öffnung, nahm den Stein, hob ihn trotz seines Gewichtes leicht auf und schob ihn in das Loch.

»Dieser Stein wurde auf eine sehr nachlässige Weise ausgebrochen,« sprach er den Kopf schüttelnd; »Sie haben also keine Werkzeuge?«

»Und Sie,« fragte Edmond erstaunt. »haben Sie?«

»Ich habe mir einige gemacht: außer einer Feile besitze ich Alles, was man braucht, Meißel, Beißzange, Hebel.«

»Oh, ich wäre sehr neugierig, diese Erzeugnisse Ihrer Geduld und Ihrer Geschicklichkeit zu sehen,« sprach Dantes.

»Sehen Sie, hier ist vor Allem ein Meißel.«

Und er zeigte ihm eine starke, scharfe Klinge, mit einem Hefte aus einem Stücke Buchenholz bestehend.

»Aus was haben Sie dies gemacht?«

»Aus einem von den Fischbändern meines Bettes. Mit diesem Werkzeug habe ich mir den ganzen Weg ausgehöhlt, der mich bis hierher führte, ungefähr fünfzig Fuß.«

»Fünfzig Fuß!« rief Dantes mit einer Art von Schrecken.

»Sprechen Sie leiser, junger Mann, sprechen Sie leiser; es geschieht oft, daß man an den Thüren der Gefangenen horcht.«

»Man weiß daß ich allein bin.«

»Gleichviel!«

»Und Sie sagen, Sie haben fünfzig Fuß durchhöhlt, um hierher zu gelangen?«

»Ja, dies ist ungefähr die Entfernung, welche mein Zimmer von dem Ihrigen trennt; nur habe ich in Ermangelung von geometrischen Instrumenten meine krumme Linie schlecht berechnet; statt

vierzig Fuß Ellipse fanden sich fünfzig. Ich hoffte, wie ich Ihnen gesagt habe, bis zur äußeren Mauer zu gelangen, diese Mauer zu durchhöhlen und mich in das Meer zu werfen. Ich habe längs der Flur hin, an welche Ihr Zimmer stößt, gearbeitet, statt unter derselben durchzudringen. Meine ganze Arbeit ist verloren, denn diese Flur geht auf einen Hof, welcher voll von Wachen ist.«

»Das ist wahr,« sprach Dantes, »aber die Flur läuft nur an einer Seite meines Zimmers hin, und mein Zimmer hat vier.«

»Ja, richtig, aber hier ist vor Allem eine, deren Mauer der Felsen bildet. Es bedürfte einer zehnjährigen Arbeit von zehn mit allen ihren Werkzeugen versehenen Gräbern, um den Felsen zu durchdringen. Die andere muß sich an den Grund der Wohnung des Gouverneurs lehnen; wir würden in den Keller fallen, welcher offenbar mit dem Schlüssel verschlossen wird, und man würde uns wieder gefangen nehmen. Die dritte Seite, warten Sie, wohin geht die dritte Seite?«

Diese Seite war diejenige, in der man das Luftloch angebracht hattet durch welches das Tageslicht eindrang. Dieses Luftloch, das sich immer mehr verengt bis zu der Stelle, wo es dem Tageslichte Eingang gewährte, und wo ein Kind nicht hatte durchkommen können, war überdies mit drei Reihen von eisernen Stangen versehen, welche auch den argwöhnlichsten Kerkermeister über die Furcht einer Entweichung beruhigen konnten.

Der Unbekannte aber zog, während er diese Frage machte, den Tisch unter das Fenster und sagte zu Dantes:

»Steigen Sie auf diesen Tisch.«

Dantes gehorchte, stieg auf den Tisch, lehnte, die Absicht seines Gefährten erratend, seinen Rücken an die Mauer und bot ihm seine zwei Hände.

Derjenige, welcher sich den Namen seines Zimmers gegeben hatte und Dantes noch nicht unter seinem wahren Namen bekannt war, stieg nun behender, als sein Alter vorhersehen ließ, und mit der Gewandheit der Katze oder der Eidechse zuerst auf den Tisch, dann auf die Hände von Dantes und von seinen Händen auf seine Schultern. Halb gebückt, denn das Gewölbe des Kerkers hinderte ihn, sich aufzurichten, streckte er den Kopf hiernach zwischen die erste Reihe der Stangen, und er konnte von da hinabschauen.

Einen Augenblick nachher zog er rasch den Kopf zurück.

»Oh, oh!« sagte er. »ich hatte es vermutet.«

Und er ließ sich an dem Körper von Dantes auf den Tisch herabgleiten und sprang von da auf die Erde.

»Was hatten Sie vermutet?« fragte der junge Mann ängstlich, und sprang ebenfalls herab.

Der alte Gefangene überlegte.

»Ja,« sagte er. »so ist es, Die vierte Seite Ihres Kerkers geht auf die äußere Galerie, auf eine Art von Rundgang, über welchen die Patrouillen kommen und wo vier Schildwachen stehen.«

»Sind Sie dessen gewiss?«

»Ich habe den Tschako des Soldaten und das Ende seiner Flinte gesehen, und zog mich nur aus Furcht, er könnte mich wahrnehmen, so schnell zurück.«

»Nun?« sagte Dantes.

»Sie sehen, daß es unmöglich ist, durch Ihren Kerker zu entfliehen.«

»Hernach?« fuhr der junge Mann in seinem fragenden Tone fort.

»Hernach.« sprach der alte Gefangene; »es geschehe der Wille Gottes!«

Und ein Ausdruck tiefer Resignation verbreitete sich über die Gesichtszüge des Greises.

Dantes schaute diesen Mann, welcher mit so viel Philosophie auf eine seit langer Zeit genährte Hoffnung Verzicht leistete, mit einem mit Bewunderung gemischtem Erstaunen an.

»Wollen Sie mir nun sagen, wer Sie sind?« fragte Dantes.

»Oh! mein Gott, ja, wenn es Sie noch interessieren kann, jetzt, da ich zu nichts mehr für Sie gut bin.«

»Sie können mir dazu gut sein, daß Sie mich trösten und aufrecht erhalten, denn Sie scheinen mir ein Starker unter den Starken zu sein.«

Der Abbé lächelte traurig und sprach:

»Ich bin der Abbé Faria. Gefangener seit 1811, wie Sie wissen, im Castell If, war jedoch drei Jahre lang in der Festung Fenestrelle eingesperrt. Im Jahre 1808 brachte man mich von Piemont nach Frankreich. Damals erfuhr ich, daß das Schicksal, welches ihm zu jener Zeit unterthan zu sein schien, Napoleon einen Sohn gegeben hatte, und daß dieser Sohn in der Wiege zum König von Rom ernannt worden war. Ich war weit entfernt, zu vermuten, was Sie mir vorhin sagten, nämlich, daß vier Jahre später der Koloß eingestürzt wäre. Wer regiert denn in Frankreich? Napoleon II.?«

»Nein. Ludwig XVIII.«

»Ludwig XVIII. der Bruder Ludwig XIV. Die Beschlüsse des Himmels sind seltsam und geheimnisvoll. Was war die Absicht der Vorsehung, als sie den Mann erniedrigte, den sie erhoben hatte, und denjenigen erhob, den sie erniedrigt hatte?«

Dantes folgte mit den Augen diesem Manne, welcher einen Moment sein eigenes Schicksal vergaß, um sich mit dem Geschehe der Welt zu beschäftigen.

»Ja,« fuhr er fort, »es ist wie in England: nach Karl I. Cromwell, nach Cromwell Karl II. und vielleicht nach Jacob II. irgend ein Schwiegersohn, ein Verwandter, ein Prinz von Oranien, ein Stathouder, der sich zum König machen wird und dann neue Einräumungen für das Volk, dann eine Constiution, dann die Freiheit! Sie werden dies sehen, junger Mann,« sprach er, wandte sich gegen Dantes und schaute ihn mit glänzenden, tiefen Augen an, t wie sie die Propheten haben mußten. »Sie sind noch in einem Alter, um zu sehen, und werden es sehen.«

»Ja, wenn ich von hier wegkomme.«

»Ah! das ist richtig,« sprach der Abbé Faria, »wir sind Gefangene; es gibt Momente, wo ich es vergesse, und wo ich mich in Freiheit glaube, weil meine Augen die Wände durchdringen, die mich umschließen.«

»Aber warum sind Sie eingesperrt?«

»Ich? weil ich im Jahre 1807, von dem Plane träumte, den Napoleon im Jahre 1811 verwirklichen wollte, weil ich, wie Macchiavell mitten unter diesen Fürstlein, welche aus Italien ein Nest tyrannischer, schwacher Königreiche machten, ein einziges und großes, kompaktes und festes Reich wollte, weil ich meinen Cesare Borgia in einem einfältigen gekrönten Haupte zu finden glaubte, das sich den Anschein gab als verstünde es mich, um mich besser erraten zu können. Es war der Plan von Alexander VI. und von Clemens VII.; er wird ewig scheitern, da sie diese Suche vergeblich unternommen haben und Napoleon dieselbe nicht zum Ende führen konnte; Italien ist offenbar verflucht.«

Und der Greis neigte sein Haupt.

Dantes begriff nicht, wie ein Mensch sein Leben für solche Interessen wagen konnte. War ihm Napoleon bekannt, weil er ihn gesehen und mit ihm gesprochen hatte, so wußte er dagegen allerdings nichts von Clemens VII. und Alexander VI.

»Sind Sie nicht,« sprach Dantes, der die Meinung seines Gefangenenwärters, welche die allgemeine im Castell If war, zu teilen anfing, »sind Sie nicht der Priester, den man für . . . krank hält?«

»Den man für verrückt hält, wollen Sie sagen, nicht wahr?«

»Ich wagte es nicht,« versetzte Dantes lächelnd.

»Ja, ja,« fuhr Faria mit einem bitteren Lachen fort, »ja, ich gelte für einen Narren. Ich belustige seit geraumer Zeit die Gäste dieses Gefängnisses, und würde die kleinen Kinder belustigen, wenn es Kinder an diesem Wohnorte des trostlosen Schmerzes gäbe.«

Dantes blieb einen Augenblick unbeweglich und stumm vor Erstaunen.

»Sie leisten also Verzicht auf die Flucht?« fragte er.

»Ich sehe, daß die Flucht unmöglich ist. Das versuchen, was nach Gottes Willen nicht geschehen soll, hieße Gott versuchen.«

»Warum lassen Sie sich entmutigen? Mit dem ersten Schlage siegen zu wollen, wäre zu viel von der Vorsehung verlangt. Können Sie nicht in einer andern Richtung wieder anfangen, was Sie in dieser getan haben?«

»Wissen Sie, was ich getan habe, daß Sie von Wiederanfangen sprechen? Wissen sie daß ich vier Jahre brauchte, um die Werkzeuge zu verfertigen, welche ich besitze? wissen Sie, daß ich seit zwei Jahren eine Erde auskratze und aushöhle, die so hart ist wie Granit? Wissen Sie, daß ich Steine lösen mußte, welche ich früher nicht bewegen zu können glaubte, daß ganze Tage in dieser Titanenarbeit vergingen, und daß ich zuweilen am Abend glücklich war, wenn ich einen Quadratzoll von diesem alten Cement weggebrochen hatte, das so hart geworden war, wie der Stein selbst? Wissen Sie, daß ich um alle diese Erde und alle diese Steine unterzubringen, das Gewölbe einer Treppe durchbrechen mußte, unter welchem nach und nach alle diese Trümmer begraben wurden, so daß der früher leere Raum gänzlich voll ist, und daß ich nicht wußte, wohin ich nur noch eine Handvoll Staub legen sollte? Wissen Sie endlich, daß ich das Ziel aller meiner Arbeiten zu berühren glaubte, daß ich gerade nur die Kraft in mir fühlte, dieser Aufgabe zu entsprechen, und daß Gott dieses Ziel nicht nur zurück rückt, sondern es, ich weiß nicht wohin versetzte? Ah! ich wiederhole Ihnen, ich werde fortan nichts mehr versuchen, um meine Freiheit zu erringen, da sie nach dem Willen Gottes auf immer verloren sein soll.«

Edmond senkte den Kopf, um nicht diesem Manne zu gestehen, daß die Freude, einen Gefährten zu haben, ihn verhinderte, Mitleid mit dem Schmerze zu fühlen, den der Gefangene darüber empfand, daß er sich nicht hatte flüchten können.

Der Abbé Faria ließ sich auf das Bett von Edmond nieder, Edmond aber blieb stehen.

Der junge Mann hatte nie an die Flucht gedacht. Es gibt Dinge, welche so unmöglich erscheinen, daß man nicht einmal den Gedanken hat, sie zu versuchen, und daß man sie instinkartig vermeidet. Fünfzig Fuß unter der Erde graben, dieser Operation eine Arbeit von drei Jahren widmen, um, wenn sie gelingt, an einen senkrecht nach dem Meere laufenden Absturz zu gelangen: sich fünfzig, sechzig, hundert Fuß vielleicht hinabwerfen, um sich beim Fallen den Schädel auf irgend einem Felsen zu zerschmettern, wenn man nicht bereits von der Kugel der Schildwache getötet worden ist; entgeht man allen diesen Gefahren, schwimmend eine Meile zurücklegen müssen, das war zu viel, um nicht darauf Verzicht zu leisten, und wir haben gesehen, daß Dantes seine Resignation beinahe bis zum Tode trieb.

Jetzt aber, da der junge Mann einen Greis erblickte, der sich so mächtig an das Leben anklammerte und ihm ein Beispiel verzweiflungsvoller Entschlüsse gab, fing er an nachzudenken und seinen Mut zu messen. Ein Anderer hatte versucht, was zu tun ihm nicht einmal in den Sinn kam; ein Anderer, minder jung, minder stark, minder gewandt als er, hatte sich durch Geschicklichkeit und Geduld alle die Werkzeuge verschafft, deren er für seine unglaubliche Arbeit bedurfte, die nur eine schlecht getroffene Maßregel scheitern machen konnte; ein Anderer hatte alles dies getan, es war also Dantes nichts unmöglich: Faria hatte fünfzig Fuß durchgraben, er würde hundert durchgraben, Faria hatte in einem Alter von fünfzig Jahren drei Jahre zu seinem Werke verwendet, er war nur halb so alt als Faria und wurde sechs dazu verwenden. Faria, ein Abbé, ein Gelehrter, ein Mann der Kirche, hatte sich nicht vor dem Wagniß gefürchtet, schwimmend vom Castell If die Insel Daume, Ratonneau oder Lemaire zu erreichen; er, Edmond, der Seemann, der kühne Taucher, der so oft einen Korallenweig auf dem Grunde des Meeres gesucht, sollte zögern, eine Meile schwimmend zurückzulegen? Wie viel bedurfte man, um eine Meile weit zu schwimmen? eine Stunde. War er nicht oft ganze Stunden im Meer geblieben, ohne am Ufer Fuß zu fassen! Nein, nein, Dantes bedurfte nur der Ermutigung durch ein Beispiel. Alles, was ein Anderer getan hat, oder hätte tun können, wird auch Dantes tun . . .

Der junge Mann überlegte einen Augenblick.

»Ich habe gefunden, was Sie suchten,« sagte er zu dem Greise.

Farin bebte.

»Sie?« sprach er, indem er den Kopf mit einer Miene empor richtete, welche andeutet, daß, wenn Dantes die Wahrheit sprach, die Entmutigung seines Gefährten nicht von langer Dauer sein sollte; »lassen Sie hören, was haben Sie gefunden?«

»Die Flur, welche Sie durchgraben haben, um von Ihnen aus hierher zu kommen, läuft in derselben Richtung, wie die äußere Galerie, nicht wahr.«

»Ja.«

»Sie kann nur etwa fünfzehn Schritte davon entfernt sein.«

»Höchstens.«

Nun, wir graben gegen die Mitte der Flur einen Weg, welcher gleichsam den Zweig eines Kreuzes bildet; diesmal nehmen Sie Ihre Maßregeln besser. Wir münden nach der äußern Galerie aus. Wir töten die Wache und entfliehen. Damit dieser Plan gelinge, bedarf es nur des Mutes, und Mut haben Sie; es bedarf nur der Stärke, und daran fehlt es mir nicht. Ich spreche nicht von der Geduld, Sie haben Proben davon abgelegt, und ich werde die meinigen auch ablegen.«

»Einen Augenblick,« antwortete der Abbé, »Sie wußten nicht, mein lieber Gefährte, von welcher Art mein Mut ist, und wie ich meine Kraft anzuwenden gedenke. Was die Geduld betrifft, so glaube ich allerdings geduldig genug gewesen zu sein, indem ich jeden Morgen die Aufgabe der Nacht, und jede Nacht die Aufgabe des Tages wieder anfang. Aber hören Sie wohl, junger Mann, es kam mir vor, als diene ich Gott, indem ich eines von seinen Geschöpfen befreite, das, insofern es unschuldig war, nicht hatte verdammt werden können.«

»Nun?« fragte Dantes, »steht die Sache nicht auf demselben Punkte, und haben Sie sich als schuldig erkannt, seitdem Sie mich trafen?«

»Nein, aber ich will es nicht werden. Bis jetzt glaubte ich es nur mit den Dingen zu tun zu haben; bei dem was Sie mir vorschlugen, hatte ich es mit den Menschen zu tun. Ich habe eine Mauer durchbohrt und eine Treppe zerstört; aber ich werde nicht eine Brust durchbohren und ein Dasein zerstören.«

Dantes machte eine leichte Bewegung des Erstaunens.

»Wie,« sagte er, »da Sie frei werden können, lassen Sie sich durch eine solche Bedenklichkeit zurückhalten?«

»Warum haben Sie nicht selbst eines Abends Ihren Kerkermeister mit dem Fuße Ihres Tisches totgeschlagen und dann seine Kleider angezogen, und sind damit entflohen?« entgegnete Faria.

»Weil mir dieser Gedanken nicht gekommen ist.« sprach Dantes.

»Weil Sie einen so starken instinktmäßigen Abscheu vor einem solchen Verbrechen hatten, weil Sie einen solchen Abscheu hatten, daß Sie nicht einmal daran dachten.« versetzte der Greis; »denn bei einfachen und erlaubten Dingen belehrt uns unser natürliches Gelüste, daß wir nicht von der Linie unseres Rechtes abgehen. Der Tiger, der Blut in einem Naturtriebe vergießt, dessen Bestimmung dies gleichsam ist, bedarf nur eines Umstandes: sein Geruchsinn muß ihn belehren, daß er Beute in seinem Bereiche finden kann, sogleich springt er nach dieser Beute, fällt über sie her und zerfleischt sie. Es ist sein Instinkt und er gehorcht demselben. Der Mensch hat im Gegenteil einen Widerwillen gegen das Blut. Es sind nicht die gesellschaftlichen Gesetze, welche dem Morde widersprechen, es sind die natürlichen Gesetze.«

Dantes blieb ganz verblüfft, es war dies wirklich die Erklärung dessen, was, ohne daß er das Bewußtsein davon hatte, in feinem Geiste oder vielmehr in seinem Gemüthe vorgegangen war, denn es gibt Gedanken, welche vom Kopfe kommen und andere, welche vom Herzen kommen.

»Und dann,« fuhr Faria fort, »seit den zwölf Jahren, welche ich im Gefängnisse bin, habe ich in meinem Innern alle berühmten Entweichungen durchgegangen; gewaltsame Entweichungen sah ich aber nur selten gelingen. Die glücklichen Entweichungen, die mit einem gänzlichen Erfolge gekrönten Entweichungen sind die sorgfältig überdachten und langsam vorbereiteten. So entkam der Herzog von Beaufort aus dem Schlosse Vincennes, der Abbé Duhuquoi aus dem Fort l'Eveque und Latude aus

der Bastille. Es gibt noch andere, welche der Zufall bieten kann, und diese sind die besten. Glauben Sie mir, wir wollen auf eine Gelegenheit warten, und wenn sich eine solche Gelegenheit bietet, sie benützen.«

»Sie konnten warten,« sprach Dantes seufzend. »diese lange Arbeit gab Ihnen jeden Augenblick Beschäftigung, und hatten Sie nicht Ihre Arbeit, um sich zu zerstreuen, so hatten Sie Ihre Hoffnung zum Troste.«

»Ich beschäftigte mich nicht allein mit diesem,« entgegnete der Abbé.

»Was thaten Sie sonst?«

»Ich schrieb oder studierte.«

»Man gab Ihnen also Papier, Feder und Tinte.«

»Nein,« sagte der Abbé. »aber ich mache mir.«

»Sie machen sich Papier, Federn und Tinte!« rief Dantes.

»Ja!«

Dantes schaute diesen Mann mit Bewunderung an; nur hatte er Mühe, an das zu glauben, was er ihm sagte, Farin bemerkte seinen leichten Zweifel.

»Wenn Sie zu mir kommen,« sprach er. »werde ich Ihnen ein vollständiges Werk zeigen, das Resultat von Gedanken, von Nachforschungen, und Betrachtungen meines ganzen Lebens, die ich im Schatten des Coliseum in Rom, am Flusse der Sanct-Marcus-Säule in Venedig, an den Ufern des Arno in Florenz angestellt habe, ohne daß ich vermutete, meine Kerkermeister würden mir einst die Muße lassen, meine Gedanken zwischen den vier Mauern des Castells If auszuführen. Es ist eine *Abhandlung über die Möglichkeit einer allgemeinen Monarchie in Italien*, und wird einen Band in Quart geben.«

»Und Sie haben dies bereits geschrieben?«

»Auf zwei Hemden. Ich habe eine Vorbereitung erfunden, welche das Weißzeug glatt und eben macht wie Pergament.«

»Sie sind also Chemiker?«

»Ein wenig. Ich habe Lavoisier kennen gelernt und stand mit Cabanis in Verbindung.«

»Doch zu einem solchen Werke mußten Sie geschichtliche Forschungen machen. Sie besaßen also Bücher?«

»In Rom hatte ich in meiner Bibliothek ungefähr fünftausend Bände. Dadurch, daß ich dieselben las und wieder las, entdeckte ich, daß man mit hundert und fünfzig gut ausgewählten Werken, wenn nicht den Gesamtinhalt aller menschlichen Kenntnisse, doch wenigstens das besitzt, was einem Menschen zu wissen frommt. Ich habe drei Jahre dazu verwendet, um diese hundert und fünfzig Bände zu lesen und wieder zu lesen, und wußte sie so beinahe auswendig, als man mich verhaftete. In meinem Gefängnis erinnerte ich mich derselben mit einer leichten Anstrengung des Gedächtnisses. Ich könnte Ihnen Thuchdides, Xenophon, Livius, Tacitus, Strada, Jornandes, Dante, Montaigne, Shakespeare, Spinoza, Macchiavell und Boffuet auswendig hersagen. Ich nenne Ihnen hier nur die wichtigsten.«

»Sie verstehen also mehrere Sprachen?«

»Ich spreche fünf lebende Sprachen: Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch und Spanisch. Mit Hilfe des Altgriechischen verstehe ich das Neugriechische; ich spreche es nur schlecht, studiere es aber in diesem Augenblick.«

»Sie studieren es?« fragte Dantes.

»Ja, ich habe mir ein Vocabularium aus den Wörtern gemacht, die ich weiß, ja, habe sie geordnet, zusammengesetzt, gedreht und wieder umgedreht. so daß sie mir genügen, um meine Gedanken auszudrücken. Ich weiß ungefähr tausend Wörter; mehr brauche ich im Ganzen nicht, obgleich es, wie ich glaube, hunderttausend in den Wörterbüchern gibt. Nur werde ich nicht beredt sein; aber ich werde mich völlig verständlich zu machen wissen, und das ist hinreichend.«

Immer mehr erstaunt, fing Edmond an, die Fähigkeiten dieses seltsamen Mannes beinahe für übernatürlich zu halten. Er wollte in irgend einem Punkte einen Mangel bei ihm finden, und fuhr fort:

»Aber wenn man Ihnen keine Federn gegeben hat, womit konnten Sie eine so umfangreiche Abhandlung schreiben?«

»Ich habe mir vortreffliche gemacht, man zöge sie den gewöhnlichen Federn vor, wenn man den Stoff kennen würde, Sie bestehen aus den Knorpeln der Köpfe der ungeheuren Merlane, die man uns an Fasttagen zu essen gibt. So sehe ich immer mit Vergnügen den Mittwochen, den Freitagen und den Samstagen entgegen, weil sie mir die Hoffnung geben, meinen Federnvorrath zu vermehren, denn meine geschichtlichen Arbeiter, ich muß es gestehen, sind meine süßeste Beschäftigung. Wenn ich in die Vergangenheit hinabsteige, vergesse ich die Gegenwart, schreite ich frei und unabhängig in der Geschichte umher, so erinnere ich mich nicht mehr, daß ich ein Gefangener bin.«

»Aber die Tinte?« sprach Edmond, »womit haben Sie sich Tinte gemacht?«

»Früher war ein Kamin in meinem Gefängnisse,« sagte Faria, »dieser Kamin wurde ohne Zweifel einige Zeit vor meiner Ankunft verstopft, aber man hatte wohl viele Jahre lang Feuer darin gemacht, und so ist das ganze Innere mit Ruß bedeckt. Ich löse diesen Ruß mit einer Portion Wein auf, den man mir jeden Sonntag gibt, und das liefert mir vortreffliche Tinte. Für besondere Noten, welche die Augen auf sich ziehen sollen, steche ich mir die Finger auf und schreibe mit meinem Blut.«

»Und wann kann ich alles Dies sehen?« fragte Dantes.

»Wann Sie wollen,« antwortete Faria.

»Oh, sogleich!« rief der junge Mann.

»Folgen Sie mir also, sagte der Abbé. und kehrte in den unterirdischen Gang zurück, wo er verschwand. Dantes folgte ihm.

Siebzehntes Kapitel. *Das Zimmer des Abbé*

Nachdem Dantes, sich bückend, aber doch mit ziemlicher Leichtigkeit, den unterirdischen Gang durchschritten hatte, gelangte er an das entgegengesetzte Ende der Aushöhlung, welche in das Zimmer des Abbé führte. Hier verengte sich der Gang, und bot kaum Raum genug, daß ein Mann kriechend hineinschlüpfen konnte. Das Zimmer des Abbé war mit Platten belegt. Eine in dem dunkelsten Winkel liegende Matte aufhebend, hatte der Abbé, die mühsame Arbeit begonnen, an deren Ende er mit Dantes zusammengetroffen war.

Sobald der junge Mann innen war und sich wieder aufgerichtet hatte, betrachtete er das geheimnisvolle Zimmer mit der größten Aufmerksamkeit. Bei dem ersten Blicke bot sich ihm nichts Besonderes dar.

»Gut,« sprach der Abbé, »es ist erst ein Viertel auf ein Uhr, und wir haben noch ein paar Stunden vor uns.«

Dantes schaute umher und suchte, auf welcher Uhr der Abbé die Stunde hatte so genau lesen können.

»Schauen Sie diesen Strahl des Tages an, der durch mein Fenster dringt, und sehen Sie an der Wand die Linien, die ich gezogen habe, Mittelst dieser Linien, welche mit der doppelten Bewegung der Erde und der Ellipse, die sie um die Sonne beschreibt, combinirt sind, weiß ich die Stunde genauer, als wenn ich eine Uhr hätte, denn die Uhr geräth in Unordnung, während die Sonne um die Erde nie in Unordnung geraten.«

Dantes verstand nichts von dieser Erklärung. Wenn er die Sonne hinter den Bergen aufgehen und im mittelländischen Meere untergehen sah, glaubte er immer, sie gehe, und nicht die Erde; die doppelte Bewegung des Erdballs, den er bewohnte, schien ihm beinahe unmöglich. In jedem Worte des Abbé sah er wissenschaftliche Geheimnisse, welche so wunderbar bei ihrem Ergründen waren, als die Gold- und Diamantbergwerke, die er auf einer Reise, welche er als Kind nach Huzarate und nach Golconda gemacht, besucht hatte.

»Ich bitte,« sprach er zum Abbé, »es drängt mich, Ihre Schätze zu betrachten.«

Der Abbé ging nach dem Kamine, und hob mit dem Meißel, den er beständig in der Hand hielt, den Stein auf, welcher einst den Herd bildete und nun eine ziemlich tiefe Aushöhlung verbarg, in der alle Gegenstände eingeschlossen waren, von denen er gesprochen hatte.

»Was wollen Sie zuerst sehen?« fragte er.

»Zeigen Sie mir Ihr großes Werk über das Königreich Italien.«

Faria zog aus dem kostbaren Schranke drei bis vier wie Papyrusblätter um einander gewundene Leinwandrollen hervor. Es waren ungefähr vier Zoll breite und achtzehn Zoll lange Bänder. Diese nummerierten Bänder waren mit einer Schrift bedeckt, welche Dantes zu lesen vermochte, denn sie war in der Muttersprache des Abbé geschrieben, das heißt in der italienischen, einem Idiome, welches Dantes als Provençal vollkommen verstand.

»Sehen Sie,« sagte er. »Alles ist hier. Vor ungefähr acht Tagen habe ich das Wort Ende unten an das hundert und acht und sechzigste Band geschrieben. Zwei von meinen Hemden und was ich an Taschentüchern besaß wurde dazu verwendet, und werde ich je wieder frei, und es findet sich in ganz Italien ein Drucker der mein Werk zu veröffentlichen wagt, so ist mein Ruf gemacht.«

»Ja,« antwortete Dantes, »ich sehe es wohl. Und nun bitte ich Sie, zeigen Sie mir die Federn, mit welchen Sie dieses Werk geschrieben haben.«

»Hier,« sprach Faria.

Und er zeigte dem jungen Manne ein kleines, sechs Zoll langes Stäbchen etwa so dick wie der Stiel eines Haarpinsels; am Ende desselben und um dasselbe war mittelst eines Fadens, noch mit

Tinte befleckt, einer von den Knorpeln angebunden, von denen der Abbé gesprochen hatte. Es war schnabelförmig zugeschnitten und wie eine gewöhnliche Feder geschlitzt.

Dantes schaute ihn an und suchte mit den Augen nach dem Instrument, mit welchem der Abbé auf eine so pünktliche Weise den Knorpel geschnitten haben könnte.

»Ah, ja, das Federmesser, nicht wahr? Das ist mein Meisterwerk. Ich habe es, so wie das Messer, welches Sie hier sehen, aus einem alten eisernen Leuchter gemacht.«

Das Federmesser schnitt wie ein Rasirmesser, das Messer hatte den Vorteil, daß es zugleich als Messer und Dolch dienen konnte.

Dantes untersuchte diese Gegenstände mit derselben Aufmerksamkeit, mit der er in den Raritätenhandlungen in Marseille die von Wilden verfertigten und von Schiffskapitänen aus der Südsee zurückgebrachten Werkzeuge untersucht hatte.

»Was die Tinte betrifft,« sprach Faria, »so wissen Sie, wie ich dabei zu Werke gehe: ich mache sie nach meinem Bedürfnis.«

»Nun staune ich nur über Eines,« sagte Dantes»»darüber, daß die Tage Ihnen für diese Arbeit genügten.«

»Ich hatte die Nächte,« antwortete Faria.

»Die Nächte! besitzen Sie die Natur der Katzen und sehen Sie bei der Nacht?«

»Nein, aber Gott hat dem Menschen den Verstand gegeben, um die Armut seiner Sinne zu unterstützen. Ich habe mir Licht verschafft.«

»Wie dies?«

»Von dem Fleische, das man mir bringt, trenne ich das Fett, ich lasse es schmelzen und ziehe eine Art von kompaktem Öl daraus? Sehen Sie hier meine Kerze.«

Und der Abbé zeigte Dantes eine Art von Lämpchen, denjenigen ähnlich, deren man sich bei den öffentlichen Beleuchtungen bedient.

»Aber Feuer?«

»Hier sind zwei Kieselsteine und verbrannte Leinwand.«

»Aber Schwefelhölzchen?«

»Ich stellte mich, als ob ich an einer Hautkrankheit litte, und verlangte Schwefel, was man mir auch bewilligte.«

Dantes legte die Gegenstände, welche er in der Hand hielt, auf den Tisch und neigte das Haupt, ganz niedergebeugt unter der beharrlichen Stärke dieses Geistes.

»Das ist noch nicht Alles,« fuhr Faria fort; »denn man darf nicht alle seine Schätze in einen Versteck legen; verschließen wir dieses.«

Sie brachten die Platte wieder an ihre Stelle; der Abbé streute etwas Staub darauf, fuhr mit seinem Fuße darüber, um jede Spur einer Unterbrechung der Staubdecke zu verwischen, ging auf sein Bett zu und rückte es von der Stelle.

Hinter dem Kopfkissen, verborgen unter einem Stein, der dasselbe beinahe vollkommen hermetisch verschloß, war ein Loch und unter diesem Loch eine etwa fünf und zwanzig bis dreißig Fuß lange Strickleiter.

Dantes untersuchte dieselbe; sie war von einer tadellosen Festigkeit.

»Wer hat Ihnen die zu diesem vortrefflichen Werke erforderliche Schnur geliefert?« fragte Dantes.

»Zuerst einige Hemden, welche ich besaß dann meine Betttücher, die ich während einer dreijährigen Gefangenschaft in Fenestrelles ausfädelte. Als man mich nach dem Castell If brachte, fand ich Mittel, das aufgefädelte Zeug mitzunehmen. Hier setzte ich meine Arbeit fort.«

»Aber bemerkte man nicht, daß Ihre Betttücher keinen Saum mehr hatten?«

»Ich nähte sie wieder zusammen.«

»Womit?«

»Mit dieser Nadel.«

Und der Abbé öffnete einen Fetzen von seinem Kleide und zeigte Dantes eine spitzige, noch eingefädelt Gräte, die er bei sich trug.

»Ja,« fuhr Faria fort, »ich hatte Anfangs den Gedanken, diese Stangen loszumachen und durch dieses Fenster zu entfliehen, das, wie Sie sehen, etwas breiter ist, als das Ihrige, und von mir im Augenblicke meiner Entweichung noch erweitert worden wäre. Aber ich bemerkte, daß dieses Fenster auf einen innern Hof geht, und leistete auf mein Vorhaben als ein zu unsicheres Unternehmen Verzicht. Ich behielt indessen die Strickleiter für einen unvorhergesehenen Umstand, für eine von jenen Entweichungen, die der Zufall verschafft und worüber wir bereits gesprochen haben.«

Während es schien, als untersuchte Dantes die Strickleiter, dachte er an etwas ganz Anderes. Ein Gedanke durchzog seinen Geist: der, daß dieser Mann, so geistreich, so tief, vielleicht in der Dunkelheit seines eigenen Unglücks zu sehen vermöchte, wo er selbst nie etwas hatte unterscheiden können.

»Woran denken Sie,« fragte der Abbé lächelnd. Er hielt die Versunkenheit von Dantes für eine auf den höchsten Grad gesteigerte Bewunderung.

»Ich denke vor Allein an Eines, an die ungeheure Summe von Verstand, welche Sie ausgeben mußten, um um zu dem Ziele zu gelangen, zu welchem Sie gelangt sind. Was hätten Sie erst getan, wären Sie frei gewesen?«

»Nichts vielleicht: diese Überfülle meines Gehirns hätte sich in Kleinlichkeiten verdunstet. Es bedarf des Unglücks, um gewisse geheimnisvolle, in dem menschlichen Verstande verborgene Mienen zu graben; es bedarf des Druckes, um das Pulver zum Ausbruch zu bringen. Die Gefangenschaft hat in einem einzigen Punkte alle meine dahin und dorthin flatternden Thätigkeiten vereinigt; sie sind in einem engen Raume zusammengestoßen, und Sie wissen, aus dem Zusammenstoßen der Wolken entsteht die Elektrizität, aus der Elektrizität der Blitz, und aus dem Blitze das Licht.«

»Nein, ich weiß nichts,« sagte Dantes, niedergeschlagen über seine Unwissenheit; »ein Teil der Worte, welche Sie aussprachen, sind Worte, die für mich des Sinnes entbehren; Sie sind sehr glücklich, daß Sie so viel Gelehrsamkeit besitzen.«

Der Abbé lächelte.

»Sie dachten an zwei Dinge, wie Sie mir vorhin sagten.«

»Ja.«

»Und Sie machen mich nur mit dem ersten bekannt; was ist das zweite?«

»Das zweite besteht darin, daß Sie mir Ihr Leben erzählt haben und das meinige nicht kennen.«

»Ihr Leben, junger Mann, ist sehr kurz, um Ereignisse von einiger Wichtigkeit in sich zu schließen.«

»Es schließt ein ungeheures Unglück in sich,« sprach Dantes»»ein Unglück, das ich nicht verdient habe, und ich wünschte wohl, um Gott nicht mehr zu lästern, wie ich es zuweilen that, mich wegen meiner Leiden an die Menschen halten zu können.«

»Sie behaupten also, Sie seien unschuldig an dem, was man Ihnen aufbürdet?«

»Völlig unschuldig. bei dem Haupte der zwei einzigen Personen, die mir teuer sind, bei dem Haupte meines Vaters, bei dem Haupt von Mercedes.«

»Laffen Sie hören,« sprach der Abbé, seinen Versteck verschließend und das Bett wieder an seine Stelle rückend, »erzählen Sie mir also ihre Geschichte.«

Dantes erzählte das, was er seine Geschichte nannte, was sich jedoch auf eine Reise nach Indien und auf ein paar Reisen nach der Levante beschränkte. Endlich gelangte er zu seiner letzten Fahrt, zu dem Tode des Kapitäns Leclère, zu dem von ihm dem Großmarschall übergebenen Paquet, zu seiner Zusammenkunft mit dem Großmarschall, zu dem Briefe, den ihm dieser unter der Adresse eines Herrn Noirtier zugestellt hatte, zu seiner Ankunft in Marseille. zu seiner Zusammenkunft mit seinem Vater, zu seiner Liebschaft mit Mercedes, zu seinem Verlobungsmahle, zu seiner Verhaftung, zu seinem Verhör, zu seiner vorläufigen Gefangenschaft im Justizpalaste, und schließlich zu seiner

wirklichen Gefangenschaft im Castell If. Sobald Dantes diesen Punkt erreicht hatte, wußte er nichts mehr, nicht einmal mehr die Zeit, die er Gefangener geblieben. Als die Erzählung zu Ende war, versank der Abbé in Gedanken.

»Es gibt,« sprach er nach einem Augenblick des Stillschweigens, »es gibt ein Rechtsaxiom von großer Tiefe, welches auf das zurückkommt, was ich Ihnen vorhin sagte: wenn der schlechte Gedanke nicht mit einer verkehrten Organisation entsteht, so widerstrebt die menschliche Natur dem Verbrechen. Die Civilisation hat uns indessen Bedürfnisse, Laster, scheinbare Triebe gegeben, die durch ihren Einfluß zuweilen unsere guten Instinkte ersticken und uns zum Schlimmen führen. Daraus ist der Grundsatz hervorgegangen: willst Du den Schuldigen entdecken, so suche zuerst Denjenigen, welchem das begangene Verbrechen nützlich sein kann. Wem konnte Ihr Verbrechen nützen?«

»Mein Gott! Niemand, ich war zu wenig.«

»Antworten Sie nicht so, denn Ihre Antwort ermangelt zugleich der Logik und der Philosophie; Alles ist beziehungsweise, mein lieber Freund, von dem König der seinem Nachfolger im Wege steht, bis zu dem untersten Beamten, welcher dem Überzähligen als ein Hinderniß erscheint. Stirbt dieser Beamte, so erbt der Überzählige zwölfhundert Franken Gehalt; diese zwölfhundert Franken Gehalt sind eine Civilliste: sie sind ihm zum Leben eben so notwendig, als einem König seine zwölf Millionen. Jeder Mensch von der niedrigsten bis zu der höchsten Stufe der gesellschaftlichen Leiter gruppiert um sich her eine kleine Welt von Interessen, welche ihre Wirbel und ihre hakenförmige Atome hat, wie die Welten von Descartes. Nur bekommen diese Welten immer mehr Umfang, je mehr sie steigen. Es ist eine verkehrte Schneckenlinie, welche sich durch ein Gleichgewichtsspiel auf der Spitze hält. Kehren wir jedoch zu Ihrer Welt zurück. Sie sollten zum Kapitän des Pharaon ernannt werden?«

»Ja.«

»Sie sollten ein hübsches junges Mädchen heiraten?«

»Ja.«

»Hatte Jemand ein Interesse dabei, daß Sie nicht Kapitän des Pharaon wurden? Hatte Jemand ein Interesse dabei, daß Sie Mercedes nicht heirateten? Beantworten Sie mir vor Allem die erste Frage; die Ordnung ist der Schlüssel aller Probleme. Hatte Jemand ein Interesse dabei, daß Sie nicht Kapitän des Pharaon wurden?«

»Nein; ich war an Bord sehr beliebt. Hätten die Matrosen einen Kapitän wählen können. so würden sie sicherlich mich gewählt haben. Ein einziger Mensch hatte einen Grund, mir zu grollen; ich gerieth einige Zeit vorher mit ihm in einen Streit, und schlug ihm ein Duell vor, das er nicht annahm.«

»Dieser Mensch. wie hieß er?«

»Danglars.«

»Was war er an Bord?«

»Rechnungsführer.«

»Hätten Sie ihn, wären Sie Kapitän geworden, an seinem Posten erhalten?«

»Nein, wenn es von mir abgehängt haben würde; denn ich glaubte einige Veruntreuungen in seinen Rechnungen wahrzunehmen.«

»Gut, Wohnte Jemand Ihrer letzten Unterredung mit dem Kapitän Leclère bei?«

»Nein, wir waren allein.«

»Konnte Jemand Ihre Unterredung hören?«

»Ja, denn die Thüre war offen und sogar; . . . warten Sie, . . . ja, Danglars ging gerade in dem Augenblick vorüber, wo mir der Kapitän Leclère das für den Großmarschall bestimmte Paquet übergab.«

»Gut,« sprach der Abbé. »wir sind auf dem Wege. Haben Sie Jemand mit an das Land genommen, als Sie an der Insel Elba anhielten?«

»Niemand.«

»Man hat Ihnen einen Brief übergeben?«

»Ja, der Großmarschall.«

»Was haben Sie mit diesem Brief gemacht?«

»Ich habe ihn in mein Portefeuille gesteckt.«

»Sie hatten also Ihr Portefeuille bei sich? Wie konnte ein Portefeuille, das einen offiziellen Brief aufnehmen sollte, in der Tasche eines Seemanns halten?«

»Sie haben Recht; es war an Bord.«

»Sie haben also den Brief erst an Bord in das Portefeuille geschlossen?«

»Ja.«

»Was thaten Sie mit dem Briefe von Porto-Ferrajo bis an Bord?«

»Ich hielt ihn in der Hand.«

»Als Sie den Pharaon wieder bestiegen, konnte folglich Jedermann sehen, daß Sie einen Brief trugen?«

»Ja.«

»Danglars wie die Andern?«

»Danglars wie die Andern.«

»Nun hören Sie wohl. drängen Sie alle Ihre Erinnerungen zusammen: Wissen Sie noch, in welchen Ausdrücken die Denunciation abgefasst war?«

»O ja; ich habe sie dreimal durchlesen, und jedes Wort ist mir im Gedächtnis geblieben.«

»Wiederholen Sie mir dieselbe.«

Dantes sammelte sich einen Augenblick und sprach:

»Ich wiederhole Ihnen die Anzeige wortgetreu.

»Der Herr Staatsanwalt wird von einem Freunde des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß Edmond Dantes, Second des Schiffes der Pharaon, diesen Morgen von Smyrna angelangt, nachdem er Neapel und Porto Ferrajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Usurpator; und von dem Usurpator mit einem Briefe für das bonapartistische Comité in Paris beauftragt worden ist.

»Den Beweis von seinem Verbrechen wird man bekommen, wenn man ihn verhaftet; denn man findet diesen Brief entweder bei ihm, oder bei seinem Vater oder in seiner Kajüte an Bord des Pharaon.«

Der Abbé guckte die Achseln.

»Das ist klar, wie der Tag.« sprach er; »und Sie müssen ein sehr gutes und reines Herz besitzen, daß Sie es nicht von Anfang an erraten haben.«

»Sie glauben?« rief Dantes. »Ah j das wäre heillos!«

»Was war die gewöhnliche Handschrift von Danglars?«

»Eine schöne Cursivschrift.«

»Was war die Schrift des anonymen Briefes?«

»Eine umgekehrte Schrift.«

Der Abbé lächelte.

»Verstellt, nicht wahr?«

»Sehr kühn. um verstellt zu sein.«

»Warten Sie;« sprach der Abbé.

Er nahm seine Feder oder vielmehr das; was er so nannte; tauchte sie in die Tinte und schrieb mit der linken Hand auf ein Stück zu diesem Behufe zubereitete Leinwand zwei oder drei Zeilen von der Denunciation.

Dantes wich zurück und schaute den Abbé mit Schrecken an.

»O! es ist erstaunlich; »wie diese Schrift jener gleicht!« rief er.

»Die Anzeige war mit der linken Hand geschrieben. Ich habe Eines beobachtet;« fuhr der Abbé fort.

»Was?«

»Alle Schriften mit der rechten Hand gezogen; weichen von einander ab; alle mit der linken gleichen sich.«

- »Sie haben Alles gesehen; Alles beobachtet.«
»Fahren wir fort.«
»O ja, ja!«
»Gehen wir zu der zweiten Frage über.«
»Ich höre.«
»Hatte Jemand ein Interesse dabei; daß Sie Mercedes nicht heirateten?«
»Ja, ein junger Mann; der sie liebte.«
»Sein Name?«
»Fernand.«
»Das ist ein spanischer Name.«
»Er war ein Catalanier.«
»Glauben Sie; daß er fähig war; den Brief zu schreiben?«
»Nein, er hätte mir einen Messerstich gegeben; und nichts sonst.«
»Das liegt in der spanischen Natur: ein Mord, ja; eine Feigheit, nein.«
»Überdies,« fuhr Dantes fort; »kannte er die in der Anzeige enthaltenen einzelnen Umstände nicht.«
»Sie haben sie Niemand mitgeteilt?«
»Niemand.«
»Nicht einmal Ihrer Geliebten?«
»Nicht einmal meiner Braut.«
»Es ist Danglars.«
»Oh! nun bin ich davon überzeugt.«
»Warten Sie: kannte Danglars Fernand?«
»Nein, . . . ja . . . Ich erinnere mich . . . «
»Was?«
»Zwei Tage vor meiner Hochzeit sah ich sie mit einander an einem Tische unter der Laube des Vaters Pamphile, Danglars war freundschaftlich und spöttisch; Fernand bleich und verstört.«
»Sie waren allein.«
»Nein, es war ein dritter, mir wohl bekannter Mensch bei ihnen, der sie ohne Zweifel zusammen geführt hatte; ein Schneider, Namens Caderousse, aber dieser war bereits betrunken. Doch halt . . . halt . . . warum erinnerte ich mich dieses Umstandes nicht! Auf dem Tische, wo sie tranken, waren Papier, Tinte und Federn. (Dantes legte die Hand an die Stirne). Oh, dort, dort wird der Brief geschrieben worden sein! Oh, die Schändlichen!«
»Wollen Sie noch etwas Anderes wissen?« fragte der Abbé lachend.
»Ja, ja, da Sie alles ergründen, in allen Dingen klar sehen. Ich will wissen; warum ich nur einmal verhört worden bin? warum man mir keinen Richter gegeben hat, und wie man mich ohne Spruch verurteilen konnte?«
»Oh! was das betrifft,« erwiderte der Abbé; »das ist ein wenig schwierig; die Justiz hat finstere; geheimnisvolle Gänge, welche schwer zu durchdringen sind. Was wir bis jetzt in Beziehung auf Ihre zwei Feinde getan haben, war nur ein Kinderspiel. Sie müssen mir in dieser Hinsicht genauere Andeutungen geben.«
»Ich bitte; fragen Sie mich; denn Sie sehen in der Tat klarer in meinem Leben; als ich selbst.«
»Wer hat Sie verhört? der Staatsanwalt; der Substitut; der Untersuchungsrichter?«
»Der Substitut.«
»Jung oder alt?«
»Jung: sieben und zwanzig oder acht und zwanzig Jahre alt.«
»Gut! noch nicht verdorben, aber bereits ehrgeizig. Wie benahm er sich gegen Sie?«
»Mehr sanft als streng.«
»Haben Sie ihm Alles erzählt?«

»Alles.«

»Hat sich sein Benehmen im Verlaufe des Verhörs verändert?«

Einen Augenblicke als er den mich gefährdenden Brief gelesen hatte, schien er wie niedergeschmettert durch mein Unglück.«

»Durch Ihr Unglück?«

»Ja.«

»Wissen Sie ganz gewiss, daß es Ihr Unglück war, was er beklagte?«

»Er hat mir einen großen Beweis von Mitgefühl gegeben«

»Welchen?«

»Er verbrannte das einzige Stück, das mich gefährden konnte.«

»Welches? die Denunciation?«

»Nein, den Brief.«

»Sie sind dessen gewiss?«

»Es geschah in meiner Gegenwart.«

»Das ist etwas Anderes; dieser Mensch könnte ein größerer Verbrecher sein, als Sie wohl glauben dürften.«

»Bei meiner Ehre, Sie machen mich beben,« sprach Dantes; »die Welt ist also mit Tigern und Krokodilen bevölkert?«

»Ja, nur sind die zweifüßigen Tiger und Krokodile gefährlicher, als die andern.«

»Fahren Sie fort, fahren Sie fort.«

»Gern, Er hat den Brief verbrannt, sagen Sie?«

»Ja, und er sprach dabei zu mir: »Sie sehen, es ist nur dieser Beweis gegen Sie vorhanden, und ich vernichte ihn.««

»Dieses Benehmen ist zu erhaben, um natürlich zu sein.«

»Sie glauben?«

»Ich bin dessen gewiss. An wen war der Brief adressiert?«

»An Herrn Noirtier, Rue Coq-Héron, Nro 13 in Paris.«

»Können Sie annehmen, Ihr Substitut habe ein Interesse bei dem Verschwinden dieses Papieres gehabt?«

»Vielleicht, denn er ließ mich mehrere Mal, in meinem Interesse, wie er sagte, geloben, mit Niemand von diesem Briefe zu sprechen, ja, er ließ mich sogar schwören, nie den auf die Adresse geschriebenen Namen auszusprechen.«

»Noirtier?« wiederholte der Abbé, »Noirtier? Ich kannte einen Noirtier an dem Hofe der ehemaligen Königin von Etrurien, einen Noirtier, welcher während der Revolution Girondist gewesen war. Wie hieß ihr Substitut?«

»Von Villefort.«

Der Abbé brach in ein Gelächter aus.

Dantes schaute ihn erstaunt an.

»Was haben Sie?« fragte er.

»Sehen Sie diesen Strahl des Tageslichtes?« fragte der Abbé.

»Ja.«

»Alles ist mir jetzt klarer, als dieser durchsichtige, leuchtende Strahl. Armes Kind, armer junger Mann! Und dieser Beamte ist gut gegen Sie gewesen?«

»Ja.«

»Dieser würdige Substitut hat den Brief verbrannt, vernichtet?«

»Ja.«

»Dieser ehrliche Lieferant des Henkers ließ Sie schwören, nie den Namen Noirtier auszusprechen?«

»Ja.«

»Dieser Noirtier, armer Blinder, wissen Sie, wer dieser Noirtier war? Dieser Noirtier war sein Vater!«

Hätte der Blitz zu den Füßen von Dantes eingeschlagen und vor ihm einen Abgrund gegraben, in dessen Tiefe sich die Hölle öffnete, es hatte seine raschere, keine elektrischere, keine niederschmetterndere Wirkung hervorgebracht, als diese unerwarteten Worte hervorbrachten. Er stand auf und nahm seinen Kopf zwischen beide Hände, als wollte er ein Zerbersten verhindern.

»Sein Vater! sein Vater!« rief er.

»Ja, sein Vater, der Noirtier von Villefort heißt.« versetzte der Abbé.

Eine Leuchte durchzuckte das Gehirn des Gefangenen; was ihm bis dahin dunkel geblieben war, wurde in einem Augenblick klar wie der Tag. Die Wendungen von Villefort während des Verhörs, der vernichtete Brief, die beinahe flehende Stimme des Beamten, welcher statt zu drohen, zu bitten schien. Alles kam ihm in das Gedächtnis. Er stieß einen Schrei aus, wankte einen Augenblick wie ein Betrunkener, und stürzte dann durch die Öffnung, welche von der Zelle des Abbé in die seinige führte.

»Oh!« sagte er, »ich muß einen Augenblick allein sein, um Alles zu überdenken.«

Und in seinen Kelter zurückkehrend, fiel er auf sein Bett, wo ihn der Schließer am Abend sitzend, die Augen starr, das Gesicht zusammengezogen, unbeweglich und stumm wie eine Bildsäule fand.

Während dieser Stunden des Nachsinnens, welche wie Sekunden verliefen, hatte er einen furchtbaren Entschluß gefaßt und einen schrecklichen Eid geleistet.

Eine Stimme entzog ihn diesen Träumen, es war die des Abbé Faria, der, nachdem er ebenfalls den Besuch seines Gefangenenwärters erhalten hatte, zu Dantes kam, um ihn zum Abendbrot einzuladen. Seine Eigenschaft als anerkannter Narr und besonders als belustigender Narr gab dem alten Gefangenen einige Vorrechte, wie z. B. daß er ein wenig weißeres Brot und Sonntags ein Fläschchen Wein bekam. Es war aber gerade Sonntag, und der Abbé wollte seinen jungen Gefährten einladen, sein Brot und seinen Wein zu teilen.

Dantes folgte ihm. Alle Linien seines Gesichtes hatten sich wieder gelegt und ihren gewöhnlichen Blaß wieder eingenommen, doch, wenn man so sagen darf, mit einer Starrheit und Festigkeit, wodurch sich ein gefaßter Entschluß ausprägt. Der Abbé schaute ihn aufmerksam an.

»Es tut mir leid, daß ich Sie in Ihren Nachforschungen unterstützt und Ihnen gesagt habe, was ich sagte,« sprach er.

»Warum dies?« fragte Dantes.

»Weil ich in Ihr Herz eine Leidenschaft brachte, welche noch nicht darin war: die der Rache.« Dantes versetzte lächelnd:

»Sprechen wir von etwas Anderem.«

Der Abbé schaute ihn einen Augenblick an und schüttelte traurig den Kopf. Dann sprach er, wie ihn Dantes gebeten hatte, von andern Dingen.

Der alte Gefangene war ein Mann, dessen Unterhaltung, wie die der Menschen, welche viel gelitten haben, zahlreiche Lehren und ein zusammengedrängtes Interesse in sich schloß; aber sie war nicht selbstsüchtig, und dieser Unglückliche sprach nie von seinen Leiden.

Dantes hörte jedes seiner Worte mit Bewunderung: die einen standen im Zusammenhange mit den Begriffen, die er bereits besaß, und mit den Kenntnissen, welche sich auf seinen Stand als Seemann bezogen; die andern berührten unbekanntes und zeigten, wie jene Nordscheine, welche die Schiffer in den südlichen Breiten erhellen, dem jungen Manne mit ihren phantastischen Lichtern beleuchtete neue Landschaften und Horizonte. Dantes begriff das Glück, dessen eine verständige Organisation teilhaftig werden mußte, wenn sie diesem erhabenen Geiste auf die moralischen, philosophischen oder gesellschaftlichen Höhen folgte, auf denen er sich zu ergehen pflegte.

»Sie sollten mich ein wenig vor dem lehren, was Sie wissen,« sagte Dantes, und wäre es nur, damit Sie sich nicht mit mir langweilen. Es scheint mir jetzt, Sie müssen die Einsamkeit einem

Gefährten ohne Bildung und ohne Bedeutung, wie ich bin, vorziehen. Willigen Sie in das ein, was ich mir von Ihnen erbitte, so mache ich mich anheischig, nicht mehr von der Flucht zu sprechen.«

Der Abbé erwiderte lächelnd:

»Ach, mein Kind! die menschliche Wissenschaft ist sehr beschränkt, und habe ich Sie die Mathematik, die Physik und die paar lebenden Sprachen gelehrt, die ich spreche, so wissen Sie Alles, was ich weiß., Um all dieses Wissen von meinem Geiste in den Ihrigen zu ergießen, werde ich kaum zwei Jahre brauchen.«

»Zwei Jahre!« sprach Dantes, »Sie glauben, ich könnte alle diese Dinge in zwei Jahren lernen?«

»In ihrer Anwendung, nein, in ihren Grundsätzen, ja; lernen ist nicht wissen. Es gibt Wissende und Gelehrte: das Gedächtnis macht die Einem die Philosophie die Andern.«

»Aber kann man die Philosophie nicht lernen?«

»Die Philosophie lernt sich nicht, die Philosophie ist die Vereinigung der Wissenschaften, erworben von dem Genie desjenigen, welcher sie anwendet. Die Philosophie ist die glänzende Wolke, auf welche Christus seinen Fuß gesetzt hat, um sich zum Himmel aufzuschwingen.«

»Laffen Sie hören,« sprach Dantes, »was wollen Sie mich zuerst lehren? Es drängt mich zu beginnen, ich habe einen Durst nach Wissenschaft.«

»Alles,« antwortete der Abbé.

Die Gefangenen entwarfen wirklich noch an demselben Abend einen Erziehungsplan, dessen Ausführung am andern Tage begann. Dantes besaß ein wunderbares Gedächtnis, eine außerordentliche Fassungs-gabe. Die mathematische Anlage seines Geistes machte ihn fähig, Alles durch Berechnung zu begreifen, während die Poesie des Seemannes das verbesserte, was die auf die Trockenheit der Zahlen und die Genauigkeit der Linien zurückgeführte und beschränkte Auseinandersetzung zu Materielles haben konnte. Er verstand überdies bereits das Italienische und etwas Neugriechisch, was er bei seinen Reifen nach dem Orient gelernt hatte. Mit diesen zwei Sprachen begriff er bald den Mechanismus aller andern, und nach Verlauf von sechs Monaten fing er an Spanisch, Englisch und Deutsch zu sprechen.

Mag die Zerstreung, die ihm das Studieren gewährte, einigermaßen die Freiheit ersetzt haben, oder war er ein Mann, der wie wir oben erwähnten, streng an seinem gegebenen Worte hielt, er sprach, wie er es dem Abbé Faria zugesagt, nicht mehr von der Flucht, und die Tage vergingen ihm rasch und lehrreich. Nach Verlauf eines Jahres war er ein anderer Mensch. Was den Abbé Faria betrifft, so bemerkte Dantes, daß er, trotz der Zerstreung, die seine Gegenwart in die Gefangenen gebracht hattete täglich düsterer wurde. Ein ewiger, unablässiger Gedanke schien seinen Geist zu belagern. Er versank in tiefe Träumereien, seufzte unwillkürlich, stand auf, kreuzte die Arme und ging finster in seinem Zimmer umher.

Eines Tages blieb er mitten in einem von den hundertmal wiederholten Kreisen stehen, welche er in seinem Kerker beschrieb, und rief:

»Oh! wenn keine Wache da wäre!«

»Es wird keine Wache da sein, sobald Sie es nur wollen.« sprach Dantes, der seinen Gedanken durch das Gehäuse seines Gehirnes wie durch einen Cristall gefolgt war.

»Ich habe Ihnen bereits gesagt,« versetzte der Abbé, »ein Mord widerstrebt mir.«

»Und dennoch wird dieser Mord, wenn er begangen ist, durch den Instinkt unserer Selbsterhaltung, durch ein Gefühl persönlicher Verteidigung, vollbracht worden sein.«

»Gleichviel, ich werde es nicht vermögen.«

»Sie denken noch daran?«

»Unablässig, unablässig.« murmelte der Abbé.

»Und Sie haben ein Mittel erfunden, nicht wahr?« sprach Dantes lebhaft.

»Ja, wenn man auf die Galerie eine blinde und taube Schildwache bringen könnte.«

»Sie wird blind, sie wird taub sein,« antwortete der junge Mann mit einem Ausdrucke von Entschlossenheit, der den Abbé in Schrecken setzte.

»Nein, nein,« rief er, »unmöglich.«

Dantes wollte ihn bei diesem Gegenstande festhalten; aber der Abbé schüttelte den Kopf und weigerte sich, mehr zu antworten.

Drei Monate verliefen.

»Sind Sie stark?« fragte eines Tages der Abbé Dantes.

Dantes nahm, ohne ein Wort zu erwidern, den Meißel, drehte ihn wie ein Hufeisen und drehte ihn wieder zurück.

»Würden Sie sich anheischig machen, die Schildwache nur im äußersten Notfalle zu töten?«

»Ja, bei meiner Ehre.«

Dann könnten wir unsern Plan ausführen?« sprach der Abbé.

»Wie viel brauchen wir dazu?«

»Wenigstens ein Jahr.«

»Doch wir könnten sogleich an die Arbeit gehen?«

»Sogleich.«

»Oh, sehen Sie, wir haben ein Jahr verloren!« rief Dantes.

»Finden Sie, daß wir es verloren haben?« sprach der Abbé.

»Ich bitte um Vergebung.« rief Edmond errötend.

»Stille; der Mensch ist immer nur ein Mensch, und Sie sind einer von den Besseren, die ich kennen gelernt habe. Vernehmen Sie meinen Plan.«

Der Abbé zeigte nun Dantes eine Zeichnung, die er entworfen hatte, es war der Plan seines Zimmers, des Zimmers von Dantes und des Ganges, welcher beide mit einander verband. Mitten in dieser Galerie brachte er einen Schacht an, denjenigen ähnlich, welche man in den Bergwerken macht, dieser Schacht führte die zwei Gefangenen unter die Galerie, wo die Schildwache auf und abging. Hier angelangt, machten sie eine breite Aushöhlung und lösten eine von den Platten, welche den Boden der Galerie bildeten. Im gegebenen Augenblick fiel die Platte unter dem Gewichte des Soldaten ein, und dieser stürzte in die Höhlung. Dantes warf sich in dem Momente auf ihn, wo er, von seinem Falle betäubt sich nicht verteidigen konnte, band, knebelte ihn, und Beide drangen durch eines von den Fenstern dieser Galerie, stiegen mit Hilfe der Strickleiter an der äußeren Mauer hinab und flüchteten sich.

Dantes schlug in die Hände, und seine Augen funkelten vor Freude; dieser Plan war so einfach, daß er gelingen mußte,

Noch an demselben Tage gingen die Gräber mit um so mehr Eifer an das Werk, als die Arbeit auf eine lange Ruhe folgte, und aller Wahrscheinlichkeit nach nur die Fortsetzung eines innigen, geheimen Gedankens von jedem derselben bildete.«

Nichts unterbrach sie, als die Stunde, zu der sich beide zurückziehen mußten, um jeder in seinem Kerken den Besuch des Gefangenenwärters zu empfangen. Sie hatten sich übrigens daran gewöhnt, bei dem unmerklichsten Geräusch von Dritten den Augenblick wahrzunehmen, wo dieser Mensch herabkam, und nie war Einer oder der Andere überrascht worden. Die Erde, welche sie aus der neuen Galerie zogen, wurde in kleinen Teilchen und mit unerhörter Behutsamkeit durch das eine oder das andere von den Fenstern des Kerkers von Dantes oder von Faria geworfen. Man machte diese Erde sorgfältig zu Staub, und der Nachtwind trug sie in die Ferne, ohne daß Spuren davon übrig blieben.

Mehr als ein Jahr verging bei dieser Arbeit, welche, in Ermangelung aller anderen Werkzeuge, mit einem Meißel, mit einem Messer und mit einem hölzernen Hebel ausgeführt wurde, und unter dieser Arbeit fuhr Faria fort, Dantes zu unterrichten, wobei er bald in der einen, bald in der andern Sprache sich mit ihm unterhielt, und ihn die Geschichte der Nationen und der großen Menschen lehrte, welche von Zeit zu Zeit eine von den leuchtenden Spuren hinter sich lassen, die man den Ruhm nennt. Der Abbé, ein Mann der Welt, und zwar der großen Welt, besaß überdies in seinen Manieren eine gewisse schwermütige Majestät, aus welcher Dantes durch den anschmiegsamen Geist, mit dem

ihn die Natur begabt hatte, die ihm fehlende elegante Artigkeit und die aristokratischen Manieren zu ziehen wußte, welche dem Menschen nur durch längeren Umgang mit den höheren Klassen oder in der Gesellschaft erhabener Männer zur Gewohnheit werden.

Nach Verlauf von fünfzehn Monaten war das Loch vollendet, die Höhlung war unter der Galerie gemacht, Man hörte bereits die Schildwache hin und her gehen, und die zwei Arbeiter, welche eine dunkle Nacht ohne Mond abwarten mußten, um ihre Flucht zu sichern, befürchteten nur Eines: es könnte der Boden zu frühzeitig von selbst unter den Füßen des Soldaten einstürzen. Man begegnete diesem Mißgeschick dadurch, daß man einen kleinen Ballen, den man in den Grundfesten gefunden hatte, als Stütze aufstellte.

Dantes war eben an der Arbeit, den Balken fest zu stellen, als er hörte, wie ihn der Abbé Faria, der in dem Zimmer des jungen Mannes geblieben war und sich hier damit beschäftigte, einen Pflock zuzuspitzen, welcher die Strickleiter halten sollte, ihn mit schmerzlichem Tone rief. Dantes kehrte rasch zurück und sah den Abbé, welcher bleich, Schweiß auf der Stirne und die Hände krampfhaft zusammengezogen mitten im Zimmer stand.

»Oh, mein Gott!« rief Dantes, »was gibt es denn, was haben Sie?«

»Rasch, rasch!« sprach der Abbé. »hören Sie mich!«

Dantes erblickte das leichenbleiche Gesicht von Faria, seine mit einem bläulichen Kreise umzogenen Augen, seine weißen Lippen, seine gestäubten Haare, und ließ aus Schrecken den Meißel, welchen er in der Hand hielt, auf den Boden fallen.

»Aber was gibt es denn?« rief Edmond.

»Ich bin verloren,« sprach der eine, »ein furchtbares, vielleicht tödliches Übel erfaßt mich. Der Anfall kommt, ich fühle es. Schon ein Mal wurde ich davon das Jahr vor meiner Einkerkering ergriffen. Für dieses Übel gibt es nur ein Mittel, ich will es Ihnen nennen. Eilen Sie zu mir, heben Sie den Fuß des Bettes auf; dieser Fuß ist hohl. Sie finden darin ein Kristallfläschchen, halb mit einer roten Flüssigkeit gefüllt; bringen Sie es mir, oder vielmehr nein, man könnte uns hier überraschen, helfen Sie mir in mein Zimmer zurückkehren, während ich noch einige Kräfte besitze, Wer weiß, was geschieht und wie lange der Anfall dauern wird?«

Dantes verlor den Kopf nicht, obgleich das Unglück, das ihn traf, ungeheuer war. Er stieg in den Gang hinab, schleppte seinen unglücklichen Gefährten nach sich, führte ihn mit unsäglicher Mühe bis an das entgegengesetzte Ende, und befand sich in dem Zimmer des Abbé, den er auf fein Bett legte.

»Ich danke.« sprach der Abbé, an allen Gliedern zitternd, als käme er aus einem Eiswasser. »Das Übel tritt ein, ich verfall in die Starrsucht; vielleicht werde ich keine Bewegung machen, keine Klage ausstoßen; vielleicht werde ich aber auch schäumen, schreien. Geben Sie sich Mühe, daß man mein Geschrei nicht hört; es ist von Wichtigkeit, denn man könnte mir dann ein anderes Zimmer geben und uns für immer trennen. Wenn Sie mich unbeweglich, kalt und gleichsam tot sehen, dann, aber auch dann erst, hören Sie wohl, drücken Sie mir die Zähne mit dem Messer auseinander, flößen Sie mit acht bis zehn Tropfen von diesem Tranke in meinen Mund, und vielleicht komme ich wieder zu mit.«

»Vielleicht!« rief Dantes schmerzlich.

»Zu Hilfe, zu Hilfe!« rief der Abbé, »ich . . . ich . . . ster . . . «

Der Anfall kam so rasch und so heftig, daß der unglückliche Gefangene nicht einmal das begonnene Wort vollenden konnte. Eine Wolke zog schnell und düster wie die Stürme des Meeres über seine Stirne hin. Die Krise erweiterte seine Augen, verdrehte seinen Mund, färbte seine Wangen purpurrot. Er arbeitete mit Händen und Füßen, schäumte, brüllte; aber Dantes erstickte, wie er es ihm selbst empfohlen hatte, sein Geschrei unter seiner Decke. Dies dauerte zwei Stunden. Dann aber fiel er, träger als eine tote Masse, kälter als der Marmor, mehr gebrochen, als ein mit den Füßen getretenes Rohr, zurück, erstarrte in einer letzten Convulsion und wurde leichenbleich.

Edmond wartete, bis dieser scheinbare Tod den Körper erfaßt, und bis zum Herzen vereist hatte. Dann nahm er das Messer, drang mit seiner Klinge zwischen die Zähne, löste mit unsäglicher

Mühe die zusammengepreßten Kinnbacken, zählte, einen nach dem andern, zehn Tropfen von dem röthlichen Saft, und wartete.

Es verlief eine Stunde, ohne daß der Greis die geringste Bewegung machte. Dantes befürchtete, zu lange gewartet zu haben, und betrachtete ihn, beide Hände in seinen Haaren. Endlich erschien eine leichte Färbung auf seinen Wangen; beständig offen und matt geblieben, nahmen seine Augen ihren Blick wieder an; ein leichter Seufzer entstieg seinem Munde und er machte eine Bewegung.

»Gerettet! Gerettet!« rief Dantes.

Der Kranke konnte noch nicht sprechen, aber er streckte mit sichtbarer Angst die Hand nach der Thüre aus. Dantes horchte und vernahm die Tritte des Gefangenenwärters; es war nahe an sieben Uhr und Dantes hatte nicht Muße gehabt, die Zeit zu messen.

Der junge Mann sprang gegen die Öffnung, drang in dieselbe, legte die Platte wieder über seinen Kopf und kehrte in sein Zimmer zurück.

Einen Augenblick nachher öffnete sich seine Thüre, und der Kerkermeister fand den Gefangenen wie gewöhnlich auf seinem Bette sitzend.

Kaum hatte er ihm den Rücken gewendet, kaum hatte sich das Geräusch der Tritte in der Flur verloren, als Dantes von Ungeduld verzehrt, ohne an das Essen zu denken den Weg wieder einschlug, den er kurz zuvor gemacht hatte, und, die Platte mit seinem Kopfe aufhebend, in das Zimmer des Abbé zurückkehrte.

Dieser war wieder zum Bewußtsein gekommen; aber er lag immer noch träge und kraftlos auf seinem Bette ausgestreckt.

»Ich dachte, ich würde Sie nicht wiedersehen,« sagte er zu Dantes.

»Warum dies?« fragte der junge Mann; »glaubten Sie sterben zu müssen?«

»Nein, aber Alles ist zu Ihrer Flucht bereit, und ich glaubte, Sie würden fliehen.«

Die Rothe der Entrüstung färbte die Wangen von Dantes.

»Ohne Sie!« rief er, wähten Sie mich wirklich dessen fähig?«

»Jetzt sehe ich, daß ich mich getäuscht habe,« sprach der Kranke. »Ah! ich bin sehr schwach, sehr entkräftet.«

»Mut! Ihre Kräfte werden wiederkehren,« sagte Dantes, setzte sich neben sein Bett und nahm ihn bei den Händen.

Der Abbé schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Das letzte Mal dauerte der Anfall eine halbe Stunde, wonach ich Hunger hatte und allein aufstand; heute kann ich weder mein Bein, noch meinen rechten Arm rühren; mein Kopf ist eingenommen, was eine Ergießung des Gehirns andeutet. Das dritte Mal werde ich völlig gelähmt bleiben oder auf der Stelle sterben.«

»Nein, nein, beruhigen Sie sich, Sie werden nicht sterben; der dritte Anfall, wenn er Sie wirklich faßt, wird Sie frei finden, wir werden Sie retten, wie diesmal und besser als diesmal, denn es steht uns dann jede erforderliche Hilfe zu Gebot.«

»Mein Freund,« sprach der Greis, »täuschen Sie sich nicht, die Krise, welche so eben vorübergegangen ist, hat mich zu einer lebenslänglichen Gefangenschaft verurteilt: um zu fliehen, muß man gehen können.«

»Nun, wir warten acht Tage, einen Monat, zwei Monate, wenn es sein muß, mittlerweile bekommen Sie Ihre Kräfte wieder. Alles ist zu unserer Flucht vorbereitet, und wir können nach unserem Belieben die Stunde und den Augenblick dazu wählen. Am Tage, wo Sie sich kräftig genug fühlen, um zu schwimmen, bringen wir unsern Plan in Ausführung.«

»Ich werde nicht mehr schwimmen,« erwiderte Faria, »dieser Arm ist gelähmt, nicht für einen Tag, sondern für immer. Heben Sie ihn selbst auf und sehen Sie, wie schwer er ist.«

Der junge Mann hob ihn auf, und er fiel unempfindlich wieder zurück. Er stieß einen Seufzer aus.

»Sie sind nun überzeugt, nicht wahr, Edmond?« sprach der Abbé, »glauben Sie mir, ich weiß, was ich sage; seit dem ersten Anfall, den ich von diesem Übel hatte, dachte ich unablässig darüber nach. Ich erwartete es, denn es ist eine Familienerbschaft; mein Vater starb an der dritten Krise, mein Großvater ebenfalls. Der Arzt, der mir diesen Trank bereitete und der kein Anderer ist, als der berühmte Cabanis, weissagte mir dasselbe Schicksal.«

»Der Arzt täuscht sich,« rief Dantes; »Ihre Lähmung aber hindert mich nicht, ich nehme Sie auf meine Schultern und schwimme so mit Ihnen.«

»Kind,« entgegnete der Abbé, »Sie sind ein Seemann, Sie sind ein Schwimmer und müssen folglich wissen, daß ein Mensch mit einer solchen Last nicht fünfzig Klafter im Meere machen würde, Lassen Sie sich nicht länger durch Chimären täuschen, von denen Ihr vortreffliches Herz nicht einmal bethört wird. Ich werde hier bleiben, bis die Stunde meiner Befreiung schlägt, welche jetzt nur die des Todes sein kann. Was Sie betrifft, . . . fliehen Sie! Sie sind jung, stark und gewandt; kümmern Sie sich nicht um mich; ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück.«

»Gut,« sprach Dantes, »gut, so bleibe ich auch hier.«

Dann stand er auf, streckte feierlich eine Hand gegen den Greis aus und rief:

»Bei dem Blute Christi schwöre ich, daß ich Sie nur bei Ihrem Tode verlasse!«

Faria schaute den so edlen, so einfachem so erhabenen jungen Mann an, und las in seinen von dem Ausdrücke der reinsten Ergebenheit belebten Zügen die Aufrichtigkeit seiner Zuneigung und die Redlichkeit seines Schwures.

»Wohl,« sprach der Kranke, »ich nehme es an und danke.«

Hierauf Edmond die Hand, reichend, fuhr er fort: »Sie werden vielleicht für diese uneigennützig Ergebenheit belohnt; da ich aber nicht gehen kann und Sie nicht gehen wollen, so müssen wir notwendig den unterirdischen Gang verstopfen, den wir unter der Galerie gemacht haben; der Soldat kann das Schallen der unterhöhlten Stelle wahrnehmen, einen Aufseher darauf aufmerksam machen, und dann würden wir entdeckt und getrennt. Vollbringen Sie dieses Geschäft, wobei ich Sie leider nicht mehr unterstützen kann; verwenden Sie die ganze Nacht dazu, wenn es sein muß, und kommen Sie erst morgen nach dem Besuche des Gefangenenwärters zurück; ich habe Ihnen wohl etwas Wichtiges zu sagen . . . «

Dantes nahm den Abbé bei der Hand; dieser beruhigte ihn durch ein Lächeln, und er entfernte sich mit dem Gehorsam und der Achtung, die er für seinen alten Freund hegte.

Achtzehntes Kapitel. *Der Schatz*

Als Dantes am andern Morgen in das Zimmer seines Mitgefangenen zurückkehrte, fand er Faria mit ruhigem Antlitz unter dem Strahle sitzend, welcher durch das enge Fenster seiner Zelle glitt. Er hielt offen in seiner linken Hand, der einzigen, deren Gebrauch ihm, wie man sich erinnert, geblieben warf ein Stück Papier, das, gewöhnlich in einen Band zusammengerollt, die Form eines gegen die Ausbreitung widerspenstigen Cylinders angenommen hatte. Er zeigte, ohne etwas zu sagen das Papier Dantes.

»Was ist das?« fragte dieser.

»Sehen Sie es wohl an,« erwiderte der Abbé lächelnd.

»Ich schaue mit allen meinen Augen, und sehe nichts, als ein halbverbranntes Papier, auf welches gothische Charaktere mit einer seltsamen Tinte gezeichnet sind.«

»Dieses Papier, mein Freund,« sprach Faria, »ist, ich kann Ihnen nun Alles sagen, da ich Sie geprüft habe, ist mein Schatz, von dem von heute an die Hälfte Ihnen gehört.«

Kalter Schweiß lief über die Stirne von Dantes. Bis auf diesen Tag, und während welches Zeitraumes! hatte er es vermieden, mit Faria über diesen Schatz zu sprechen, aus welchem die Wahnsinns-Beschuldigung hervorgegangen war, die auf dem armen Abbé lastete. Mit seinem instinktartigen Zartgefühl zog es Edmond immer vor, diese schmerzliche vibrierende Saite nicht zu berühren; Faria schwieg ebenfalls, und er hielt das Stillschweigen des Greises für eine Rückkehr zur Vernunft. Heute aber schienen die paar Worte, welche Faria nach einer so peinvollen Krise entschlüpfen, einen schweren Rückfall geistiger Verrückung anzukündigen.

»Ihr Schatz?« stammelte Dantes.

Faria lächelte.

»Ja,« sagte er; »Sie sind in jeder Hinsicht ein edles Herz, Edmond, und ich entnehme Ihrer Blässe und Ihrem Schauer, was in diesem Augenblick in Ihnen vorgeht. Nein! seien Sie ruhig, ich bin kein Narr, dieser Schatz besteht, Dantes, und wenn es mir nicht gegeben gewesen ist, ihn zu besitzen, so werden Sie ihn wenigstens besitzen. Niemand wollte mich hören, Niemand wollte mir glauben, weil man mich für verrückt hielt, aber Sie, der Sie wissen, daß ich es nicht bin, hören Sie mich, und Sie werden mir hernach glauben, wenn Sie wollen.«

»Ach!« murmelte Edmond, »er leidet also an einem Rückfall; dieses Unglück fehlte mir noch.«

Dann sprach er laut zu Faria:

»Mein Freund; Ihr Anfall hat Sie vielleicht ermüdet; wollen Sie nicht ein wenig ausruhen? Morgen, wenn Sie es wünschen; höre ich Ihre Geschichte, heute aber will ich Sie nur pflegen; überdies,« fuhr er lächelnd fort; »hat ein Scheiß so große Eile für uns?«

»Große Eile, Edmond;« antwortete der Greis; »wer weiß; ob nicht vielleicht morgen; übermorgen der dritte Anfall kommt? Bedenken Sie, daß dann Alles vorbei wäre. Ja, es ist wahr, oft habe ich mit einem bitteren Vergnügen an diese Reichtümer gedacht, welche das Glück von zehn Familien gründen würden, während sie für die Menschen, die mich verfolgen, verloren sind; dieser Gedanke diente mir als Rache, und ich genoß ihn langsam in der Nacht meines Kerkers und in der Verzweiflung meiner Gefangenschaft; nun aber, da ich der Welt aus Liebe für Sie verziehen habe, nun da ich Sie jung und voll Hoffnung sehe, nun da ich bedenke, welches Glück für Sie aus einer solchen Enthüllung hervorgehen kann, bebe ich vor jeder Zögerung und habe bange, so vielen vergrabenen Reichtümern nicht einen so würdigen Eigenthümer, wie Sie dies sind; zu sichern.«

Edmond wandte seufzend seinen Kopf ab.

»Sie verharren in Ihrer Ungläubigkeit; Edmond;« fuhr Faria fort; »meine Stimme hat Sie nicht überzeugt. Ich sehe, daß Sie der Beweise bedürfen. Nun wohl, lesen Sie dieses Papier, das ich nie einem Menschen gezeigt habe.«

»Morgen, mein Freund,« sprach Edmond, dem es widerstrebte, sich dem Wahne des Greises hinzugeben; »ich glaubte; wir waren übereingekommen; hiervon erst morgen zu sprechen.«

»Wir werden erst morgen davon sprechen; doch lesen Sie dieses Papier heute.«

»Wir wollen ihn nicht reizen,« dachte Edmond.

Und er nahm das Papier; von dem die Hälfte, welche ohne Zweifel durch irgend einen Unfall verzehrt worden war, fehlte, und las . . .

»Nun!« sagte Faria, als der junge Mann zu Ende gelesen hatte.

»Ich sehe da nur verstümmelte Zeilen, Worte ohne Folge,« erwiderte Dantes; »die Charaktere sind durch die Wirkung des Feuers unterbrochen und bleiben unverständlich.«

»Für Sie, mein Freund, der Sie zum ersten Male lesen, aber nicht für mich, der ich viele Nächte hindurch darüber erleicht bin, der ich jeden Satz wieder aufgebaut, jeden Gedanken vervollständigt habe.«

»Und Sie glauben den aufgehobenen Sinn wiedergefunden zu haben?«

»Ich bin dessen gewiss; Sie sollen selbst urteilen; vernehmen Sie aber zuerst die Geschichte dieses Papiers.«

»Stille!« rief Dantes; »Tritte! . . . man naht . . . ich gehe . . . Gott befohlen!«

Glücklich, der Geschichte und der Erläuterung zu entgehen, welche ihm unfehlbar das Unglück seines Freundes bestätigt haben würden, schlüpfte Dantes in den engen Gang, während Faria, durch den Schrecken einer gewissen Thätigkeit zurückgegeben, mit dem Fuße die Matte zurückstieß, die er mit einer Matte bedeckte, um vor den Augen die Trennung des Zusammenhangs zu verbergen welche verschwinden zu machen er nicht mehr Zeit gehabt hatte.

Es war der Gouverneur, der durch den Kerkermeister von dem Unfalle Farias unterrichtet, zu diesem kam, um sich selbst von der Bedeutung desselben zu versichern. Faria empfing ihn sitzend, vermied jede verräterische Gebärde, und so gelang es ihm, vor dem Gouverneur die Lähmung zu verbergen, welche bereits die Hälfte seiner Person tödlich getroffen hatte. Er befürchtete hauptsächlich, von Mitleid für ihn ergriffen, konnte ihn der Gouverneur in ein gesünderes Gefängnis bringen lassen und dadurch von seinem jungen Gefährten trennen; aber es war dem glücklicher Weise nicht so, und der Gouverneur entfernte sich, überzeugt, sein armer Narr, für den er im Grunde seines Herzens eine gewisse Teilnahme hegte, wäre nur von einer leichten Unpäßlichkeit heimgesucht.

Mittlerweile suchte Edmond, auf seinem Bette sitzend und den Kopf in seinen Händen, seine Gedanken zu sammeln; Alles war in Faria, seitdem er ihn kannte, so vernünftig, so groß und so logisch, daß er diese erhabene Weisheit in allen Punkten in Verbindung mit der Unvernunft in einem einzigen nicht begreifen konnte: war es Faria, der sich über seinen Schatz täuschte? Dantes blieb den ganzen Tag in seinem Kerker, ohne daß er zu seinem Freunde zurückzukehren wagte. Er wollte so den Augenblick verschieben, wo er Gewißheit erlangen würde, der Abbé wäre ein Narr; diese Überzeugung müßte schrecklich für ihn sein. Doch gegen Abend, nach der Stunde des gewöhnlichen Besuches, unternahm es Faria, da er den jungen Mann nicht zurückkehren sah, den Raum zurückzulegen, der ihn von demselben trennte. Edmond schauerte, als er hörte, welche schmerzliche Anstrengungen der Greis machte, um sich fortzuschleppen: sein Bein war lahm, und er konnte sich nicht mehr mit seinem Arme helfen. Edmond war genötigt, ihn an sich zu ziehen, denn er hätte nie aus der schmalen Öffnung herauskommen können, welche in die Stube von Dantes ging.

»Ich verfolge Sie mit unbarmherziger Erbitterung,« sagte er mit einem von Wohlwollen strahlenden Lächeln; »Sie glaubten, meiner Freigebigkeit entgehen zu können, aber dem wird nicht so sein. Hören Sie also.«

Edmond sah, daß er nicht ausweichen konnte; er ließ den Greis auf sein Bett sitzen und setzte sich zu ihm auf seinen Schämel.

»Sie wissen,« sprach der Abbé, »daß ich der Sekretär, der Vertraute, der Freund des Grafen Spada, des letzten von den Fürsten dieses Namens war. Ich verdanke diesem guten Herrn jegliches Glück, das ich in diesem Leben genossen habe. Er war nicht reich, obgleich man die Reichtümer

seiner Familie als Sprichwort gebrauchte, und ich oft sagen hörte: Reich wie ein Spada. Aber er lebte und starb, wie die öffentliche Meinung, auf diesem Rufe des Überflusses. Sein Palast wurde mir zum Paradies. Ich unterrichtete seine Neffen, welche starben, und als er allein auf der Welt war, gab ich ihm dadurch, daß ich ihm ganz und gar seinem Willen lebte, zurück, was er seit zehn Jahren für mich getan hatte.

Das Haus des Grafen hatte bald keine Geheimnisse mehr für mich; oft sah ich den Gebieter emsig in alten Büchern nachschlagen und den Staub von Familienhandschriften durchwühlen. Als ich ihm eines Tags die unnützen Nachtwachen und eine gewisse Niedergeschlagenheit vorwarf, welche auf dieselben folgte, schaute er mich bitter lächelnd an und öffnete mir ein Buch, die Geschichte der Stadt Rom enthaltend. Hier in dem zwanzigsten Kapitel des Lebens von Papst Alexander VI. standen folgende Zeilen, die ich nie habe vergessen können.

»»Die großen Kriege der Romagna waren beendet; Cesare Borgia, der seine Eroberung beschlossen hatte, brauchte Geld, um ganz Italien zu erkaufen; der Papst hatte ebenfalls Geld nötig, um mit dem König von Frankreich, Ludwig XII., der trotz seiner letzten Unfälle immer noch mächtig war, zu Ende zu kommen. Es handelte sich also darum, eine gute Speculation zu machen, was in dem armen, erschöpften Italien eine schwierige Sache war.

»»Seine Heiligkeit beschloß, zwei Cardinäle zu ernennen.

»»Wählte der heilige Vater zwei vornehme und besonders zwei reiche Personen von Rom, so ging Folgendes aus seiner Speculation für ihn hervor: zuerst hatte er die großen Stellen und herrlichen Ämter verkaufen, in deren Besitz diese zwei zukünftigen Cardinäle waren; sodann konnte er auf einen sehr glänzenden Preis für den Verkauf der zwei Hüte rechnen.

»»Es blieb noch ein dritter Teil der Speculation, welcher bald zum Vorschein kommen wird. Der Papst und Cesare Borgia fanden vor Allem die zwei zukünftigen Cardinäle; es waren dies Giovanni Rospigliosi, der für sich allein vier von den höchsten Würden des heiligen Stuhles inne hatte, und Cesare Spada, einer der edelsten und reichsten Römer. Beide fühlten den Wert einer solchen Gunst von Seiten des Papstes; sie waren ehrgeizig. Waren diese Männer gefunden, so fand Cesare bald auch Käufer für ihre Stellen.

»»Daraus ging hervor, daß Rospigliosi und Spada für ihre Cardinalshüte und acht Andere dafür bezahlten, daß sie wurden, was die zwei Cardinäle neuerer Schöpfung vorher gewesen waren. Es floßen acht mal hunderttausend Thaler in die Kassen der Speculanten.

»»Es ist nun Zeit, zu dem leisten Teile der Speculation überzugehen. Nachdem der Papst Rospigliosi und Spada mit Schmeicheleien überhäuft, nachdem er ihnen die Insignien der Cardinalswürde übertragen hatte, lud er, überzeugt, daß sie, um die nicht eingebildete Schuld ihrer Dankbarkeit abzutragen, zum Behuf ihrer Feststellung in Rom ihr Vermögen hatten realisiren müssen, lud er sagen wir, in Gemeinschaft mit Cesare Borgia diese zwei Cardinäle zum Mittagmahle ein. Es war dies der Gegenstand eines Streites zwischen dem heiligen Vater und seinem Sohne, Cesare dachte, man könnte eines von den Mitteln gebrauchen, welches er stets für seine innigsten Freunde bereit hielt: nämlich einmal den berüchtigten Schlüssel, mit welchem man gewisse Leute einen gewissen Schrank zu öffnen bat, dieser Schlüssel hatte eine kleine eiserne Spitze, – eine Nachlässigkeit des Arbeiters. Wandte man Gewalt an, um den Schrank zu öffnen, dessen Schloß schwierig war, so stach man sich mit dieser Spitze und starb am andern Tage. Sodann war noch der Ring mit dem Löwenkopfe vorhanden, den Cesare an den Finger steckte, wenn er gewisse Händedrucke gab. Der Löwe biß in die Oberhaut dieser begünstigten Hände, und der Biß hatte nach vier und zwanzig Stunden den Tod zur Folge. Cesare schlug nun seinem Vater vor, die zwei Cardinäle entweder den Schrank öffnen zu lassen oder jedem von ihnen einen herzlichen Händedruck zu geben. Aber Alexander VI. erwiderte ihm:

»»Es soll uns nicht auf ein Mittagmahl ankommen, wenn es sich um die vortrefflichen Cardinäle Spada und Rospigliosi handelt. Es sagt mir irgend Etwas, daß wir das Geld dafür

wiedererlangen werden. Überdies vergeßt Ihr, Cesare, daß sich eine Unverdaulichkeit sogleich erklärt, während ein Stich oder ein Biß erst nach einem oder zwei Tagen ihre Folge haben.««

»»Cesare fügte sich diesen Gründen. und die Cardinäle wurden zum Mittagmahle eingeladen. Man bereitete die Tafel in einer Villa, welche der Papst unfern von Rom besaß: ein reizender Ort, den die Cardinäle dem Rufe nach kannten. Ganz betäubt von seiner neuen Würde machte Rospigliosi seinen Magen und sein besseres Gesicht zurecht; Spada aber, ein kluger Mann, der einzig und allein seinen Neffen, einen jungen. Kapitän von den schönsten Hoffnungen liebte, nahm Papier, eine Feder, und machte sein Testament. Er ließ sodann seinem Neffen sagen, er möge ihn in der Gegend der Villa erwarten, aber es scheint, der Diener fand ihn nicht.

»»Spada kannte die Sitte der Einladungen. Seitdem das unendlich civilisirende Christentum seine Fortschritte nach Rom gebracht hatte, war es nicht mehr ein Centurio, welcher im Namen des Tyrannen erschien und zu der betreffenden Person sprach: »Cäsar will, daß du stirbst; sondern es kam ein **Legat a latere** mit lächelndem Munde und sagte im Auftrage des Papstes: »Seine Heiligkeit wünscht, daß Ihr mit ihr speiset.« Spada ging gegen zwei Uhr nach der Villa ab. Der Papst erwartete ihn. Das erste Gesicht, welches ihm in die Augen fiel, war das seines herrlich geschmückten Neffen, an den Cesare Borgia alle mögliche Artigkeiten verschwendete. Spada erbleichte, und Cesare, der einen Blick voll Ironie auf ihn abschob, ließ merken, daß er Alles vorhergesehen hatte, und daß die Falle gut gerichtet war.

»»Man speiste, Spada konnte nur seinen Neffen fragen: »Hast Du meine Botschaft erhalten?« Der Neffe verneinte und begriff vollkommen das Gewicht dieser Frage. Es war zu spät, denn er hatte bereits ein Glas vortrefflichen, besonders von dem Mundschenk des Papstes für ihn aufgestellten Wein getrunken. Spada sah in demselben Augenblick eine andere Flasche kommen, von der man ihm gastfreundlich anbot. Eine Stunde nachher erklärte ein Arzt, es seien Beide durch giftige Schwämme vergiftet worden. Spada starb auf der Schwelle der Villa, der Neffe verschied an seiner Thüre, indem er seiner Frau ein Zeichen machte, das diese nicht verstand.

»»Sogleich fielen Cesare und der Papst, unter dem Vorwande, die Papiere untersuchen zu müssen, über die Erbschaft her. Aber diese Erbschaft bestand in einem Stücke Papier, auf welches Spada geschrieben hatte: »Ich vermache meinem Neffen meine Kisten, meine Bücher, worunter mein Brevier mit goldenen Ecken, mit dem Wunsche, daß er mich im Andenken behalten möge.« Die Erben suchten überall, bewunderten das Brevier, zertrümmerten die Geräthschaften, und staunten, daß Spada, der reiche Mann, in Wirklichkeit der Elendeste der Oheime war, nirgends ein Schatz, wenn nicht in der Bibliothek oder in den Laboratorien enthaltene Schätze der Wissenschaft. Das war Alles: Cesare und sein Vater suchten, wühlten, spähten, man fand nichts oder nur wenig: für tausend Thaler Goldschmiedearbeiten und für ungefähr eben so viel gemünztes Silber; doch der Neffe hatte Zeit gehabt. zurückkehrend zu seiner Frau zu sagen, »Suche unter den Papieren meines Oheims, es ist ein wirkliches Testament vorhanden.«

»»Man suchte vielleicht noch emsiger, als es die erhabenen Erben getan hatten, aber es war vergebens. Es waren noch zwei Paläste und eine Villa hinter dem Palatino vorhanden; zu jener Zeit hatten jedoch die unbeweglichen Güter einen geringen Wert; die zwei Paläste und die Villa blieben der Familie als der Raubgier des Papstes und seines Sohnes unwürdig. Monate und Jahre verliefen; Alexander VI. Starb vergiftet, man weiß, durch welchen Mißgriff: zugleich mit ihm vergiftet, wechselte Cesare nur die Haut, wie eine Schlange, und nahm eine neue Hülle an, worauf das Gift Flecken, denen ähnlich, welche man auf einem Tigerfelle sieht, zurückließ; endlich gezwungen, Rom zu meiden, ließ er sich in einem nächtlichen Scharmützel und beinahe von der Geschichte vergessen töten.

»»Nach dem Tode des Papstes, nach der Verbannung seines Sohnes, erwartete man allgemein, die Familie würde wieder in dem fürstlichen Glanze erscheinen, den sie zur Zeit des Cardinals gehabt hatte; aber dem war nicht so: die Spada blieben in einem zweifelhaften Wohlstande, ein ewiges Geheimnis ruhte auf dieser finsternen Angelegenheit, und es ging das Gerücht. Cesare, ein besserer

Politiker, als sein Vater, habe dem Papst das Vermögen der beiden Cardinäle gestohlen, ich sage der beiden, weil der Cardinal Rospigliosi., der keine Vorsichtsmaßregel getroffen hatte, völlig geplündert wurde.««

»Bis jetzt,« unterbrach sich Faria lächelnd. »nicht wahr, bis jetzt scheint Ihnen dieses sehr unsinnig?«

»Oh! mein Freund,« sprach Dantes, »es kommt mir im Gegenteil vor, als läse ich eine Chronik voll Interesse. Fahren Sie fort., ich bitte Sie.«

»Ich fahre fort:

»»Die Familie gewöhnte sich an diese Dunkelheit. Die Jahre verliefen. Unter den Abkömmlingen waren die Einen Soldaten, die Andern Diplomaten; diese Geistliche, Jene Banquiers; die Einen bereicherten sich, die Andern richteten sich vollends zu Grunde. Ich komme zu den Letzten der Familie, zu demjenigen. Dessen Sekretär ich war, zu dem Grafen Spada. Oft hörte ich ihn sich über, das Mißverhältniß seines Ranges und seines Vermögens beklagen, und rieth ihm deshalb, das Wenige, was ihm blieb, in Leibrenten anzulegen; er folgte diesem Rathe und verdoppelte dadurch seine Einkünfte. Das berühmte Brevier war in der Familie geblieben. und der Graf Spada besaß dasselbe: man hatte es vom Vater auf den Sohn erhalten; denn die seltsame Klausel des einzigen Testaments, welches man vorfand, hatte eine wahre Reliquie daraus gemacht, welche mit abergläubischer Verehrung in der Familie aufbewahrt wurde. Es war ein mit den schönsten gothischen Figuren ausgemaltes Buch und so schwer an Gold. daß es an großen Festtagen stets ein Diener vor dem Cardinale hertrug.

»Bei dem Anblick von Papieren aller Art, von Titeln, Verträgen, Pergamenten, die man in den Familien-Archiven aufbewahrte, und welche insgesamt von dem vergifteten Cardinal herrührten, machte ich es mir, wie zwanzig Diener, zwanzig Intendanten, zwanzig Sekretäre, welche mir vorangegangen waren, ebenfalls zur Aufgabe, diese furchtbaren Stöße zu durchforschen. Trotz meiner emsigen und gewissenhaften Nachsuchungen fand ich durchaus nichts. Ich hatte indessen eine genaue und beinahe ephemerische Geschichte der Familie Borgia nicht nur gelesen, sondern sogar selbst geschrieben, einzig und allein in der Absicht, mich zu überzeugen, ob ein Vermögenszuwachs diesen Fürsten bei dem Tode des Cardinals Cesare Spada zugekommen sei, bemerkte aber nur eine Vermehrung durch die Güter des Cardinals Rospigliosi, seines Unglücksgefährten. Ich war also beinahe sicher, daß die Erbschaft weder den Borgia. noch der Familie Nutzen gebracht hatte, sondern herrenlos geblieben war, wie jene Schätze der arabischen Märchen, welche unter der Bewachung eines Geistes im Schooße der Erde ruhen. Ich wühlte, ich zählte, ich überrechnete tausend und aber tausend mal die Einnahmen und Ausgaben der Familie seit dreihundert Jahren; Alles war vergeblich; ich verharrte in meiner Unwissenheit und der Graf in seiner Armut.

»Mein Patron starb. Er hatte von seiner Leibrente seine Familienpapiere, seine aus fünftausend Bänden bestehende Bibliothek und sein berühmtes Brevier ausgenommen; er vermachte mir dies Alles nebst tausend römischen Thalern, die er in baarem Gelde besaß, unter der Bedingung, daß ich alljährig Messen lesen ließe und einen Stammbaum, so wie eine Geschichte seines Hanfes entwerfen würde; was ich auch pünktlich vollzog . . .

»Beruhigen Sie sich, mein lieber Edmond, wir sind dem Ende nahe . . .

»Im Jahre 1807, einen Monat vor meiner Verhaftung, und vierzehn Tage nach dem Tode des Grafen von Spada, am 25. December (Sie werden sogleich begreifen, warum mir das Datum dieses merkwürdigen Tages im Gedächtnis geblieben ist), las ich zum tausendsten Male diese Papiere, welche ich zusammenordnete, denn da der Palast nunmehr einem Fremden gehörte war ich im Begriff, von Rom zu scheiden, um mich in Florenz niederzulassen, wohin ich ein Dutzend tausend Bücher, die ich besaß, meine Bibliothek und mein berühmtes Brevier mitnehmen wollte, als ich erkundet durch dieses anhaltende Studieren, mißstimmt durch ein unverdauliches Mittagsbrot meinen Kopf in meine beiden Hände fallen ließ und entschlummerte; es war drei Uhr Nachmittags. Ich erwachte, als die Uhr sechs Uhr schlug: sobald ich den Kopf emporhob, sah ich daß ich mich in der

tiefsten Finsternis befand. Ich klingelte, damit man mir Licht brächte, Niemand kam. Nun beschloß ich, mich selbst zu bedienen, nahm mit einer Hand die Kerze, welche bereit stand, und suchte mit der andern, in Ermanglung von Schwefelhölzchen, ein Papier, das ich mit einem Reste im Herde glimmenden Feuers anzuzünden gedachte; aber aus Furcht in der Dunkelheit ein kostbares Papier statt eines unnützen zu nehmen, zögerte ich, als es mir einfiel, daß ich in dem berühmten Brevier, das auf einem Tische neben mir lag, ein altes oben vergilbtes Papier gesehen hatte, welches ohne Zweifel als Zeichen gebraucht und Jahrhunderte hindurch aus Ehrfurcht vor den Erben an seinem Platze erhalten worden war. Ich suchte tastend dieses unnütze Papier, fand dasselbe, wickelte es zusammen, streckte es nach der Flamme aus und zündete es an; doch unter meinen Fingern sah ich, je mehr das Feuer zunahm, wie durch einen Zauber gelbliche Charaktere aus dem weißen Papier hervorkommen und auf dem Blatte erscheinen. Da erfaßte mich der Schrecken; ich drückte in meinen Händen das Papier zusammen, erstickte das Feuer, und zündete sodann die Kerze unmittelbar am Herde an; mit einer nicht zu schildernden Bewegung öffnete ich das zerknitterte Schreiben und erkannte, daß mit einer geheimnisvollen, sympathischen Tinte die Buchstaben welche erst bei der Berührung der lebendigen Wärme zum Vorschein kamen, gezeichnet worden waren; etwas über ein Drittel dieses Papiere hatte die Flamme verzehrt. Es ist das Papier, welches Sie diesen Morgen gelesen haben; Dantes; lesen Sie es noch einmal, und ich werde ihnen dann die unterbrochenen Sätze vervollständigen.«

Und triumphierend bot Faria das Papier Dantes, der diesmal gierig die mit einer röthlichen, rostähnlichen Tinte geschriebenen Worte las:

»Heute den 25. April 1498 zum
Alexander VI. und befürchtend, nicht zu
ließ, wolle sie von mir erben und be-
und Bentivoglio, welche an Gift
meinem Universalerben, daß ich vergr
mit mir besucht hat, nämlich in
Insel Monte Christo, Alles was ich
Diamanten, Juwelen bef
dieses Schatzes, der sich auf zwei Mil
allein bekannt ist und daß er ihn find
zwanzigsten Stein vom Krek öst.
Zwei Öffnungen sind in diesen Grott
Der Schatz liegt in der entfernt
und diesen Schatz vermache ich ihm und trete
einzigem Erben

25 Apr. 1498.

Ces

»Nun lesen Sie das andere Papier, «sprach der Abbé und reichte Dantes ein zweites Blatt mit Bruchstücken von Zeilen.

»Und nun halten Sie die zwei Bruchstücke an einander und urteilen Sie selbst,« fügte er bei, als er sah daß Dantes zu der letzten Zeile gelangt war:

Dantes gehorchte; an einander gehalten, gaben die beiden Bruchstücke Folgendes:

»Heute den 25, April 1498 zum Mittagessen eingeladen von Seiner Heiligkeit Alexander VI. Und befürchtend, nicht zu . . . frieden damit, daß sie mich meinen Hut bezahlen ließ, wolle sie von mir erben und be . . . reite mit das Schicksal der Cardinäle Caprara und Bentivoglio, welche an Gift . . . starben, erkläre ich meinem Neffen Guido Spada, meinem Universallegatar, daß ich vergr . . . aben habe, an einem Orte, den er kennt, weil er ihn mit mir besucht hat, nämlich in . . . den Grotten der kleinen Insel Monte Christo, Alles, was ich . . . an Goldstangen, gemünztem Golde,

Edelsteinen, Diamanten, Juwelen bes . . . aß, daß das Vorhandensein dieses Schatzes, der sich auf zwei Mil . . . lionen röm. Thaler beläuft mir allein bekannt ist, und daß er ihn find . . . en wird, wenn er den zwanzigsten Stein vom Krek öst . . . lich angefangen weggehoben hat. Zwei Öffnungen sind in diesen Grott . . . en angebracht worden. Der Schatz liegt in der entfernt . . . esten Ecke der zweiten; und diesen Schatz vermache ich ihm und trete . . . ich ihm in das volle Eigentum ab, als meinen einzigen Erben.
25. Apr. 1498.
Cesare Spada.

»Nun! begreifen Sie endlich?« fragte Faria.

»Das war die Erklärung des Cardinal Spada und das Testament, welches man so lange suchte,« sprach Edmond, immer noch ungläubig,

»Ja, tausend Mal ja.«

»Wer hat es so wiederhergestellt?«

»Ich der ich mit Hilfe des übriggebliebenen Bruchstückes den Rest erriet, indem ich die Länge der Zeilen nach der des Papiere maß, und in den verborgenen Sinn mittelst des sichtbaren Sinnes eindrang, wie man sich in einem unterirdischen Gange einen Rest von Licht, welcher von oben kommt, führen läßt.«

»Und was thaten Sie, als Sie diese Überzeugung erlangt zu haben glaubten?«

»Ich wollte abreisen, und reiste auch sogleich ab, wobei ich den Anfang meiner großen Arbeit über die Einheit eines Königreiches Italien mit mir nahm: aber die kaiserliche Polizei, welche damals, im Widerspruch mit dem, was Napoleon gewollt hat, seitdem ihm ein Sohn geboren worden ist, die Teilung der Provinzen wollte, hatte seit langer Zeit die Augen auf mich gerichtet; meine eilige Abreise, deren Ursache sie entfernt nicht ahnte, erregte Verdacht bei ihr, und ich wurde in dem Augenblicke, wo ich mich in Piombino einschiffte, verhaftet. Nun, mein Freund,« fuhr Faria fort, indem er Dantes mit einem beinahe väterlichen Ausdrucke anschaute, »nun wissen Sie so viel als ich. Wenn wir uns je mit einander flüchten, so gehört die Hälfte meines Schatzes Ihnen; sterbe ich hier und Sie fliehen allein, so gehört er Ihnen ganz.«

»Aber,« fragte Dantes zögernd, »ist in der Welt nicht irgend Jemand, der mehr rechtlichen Anspruch auf diesen Schatz hätte als, wir?«

»Nein, nein, beruhigen Sie sich, die Familie ist völlig ausgestorben. Der letzte Graf von Spada hat mich überdies zu seinem Erben eingesetzt; indem er mir dieses symbolische Brevier vermachte, vermachte er mir auch, was es enthielt. Nein, nein, seien Sie unbesorgt, wenn wir von diesem Vermögen Besitz ergreifen, können wir es ohne Gewissensbisse genießen.«

»Und Sie sagen, dieser Schatz belaufe sich . . . ?«

»Auf zwei Millionen römische Thaler, ungefähr dreizehn Millionen unseres Geldes.«

»Unmöglich!« rief Dantes erschrocken über diese ungeheure Summe.

»Unmöglich! Und warum?« versetzte der Greis. »Die Familie Spada war eine der ältesten und mächtigsten Familien des fünfzehnten Jahrhunderts. Überdies sind in Zeiten, wo es gänzlich an Speculation und Gewerbsfleiß gebricht, solche Anhäufungen von Gold und Juwelen nicht selten, noch heutigen Tages gibt es römische Familien, welche Hungers sterben, und gegen eine Million in Diamanten und Edelsteinen besitzen, die sich durch Majorat vererbt haben und von ihnen nicht veräußert werden dürfen.«

Edmond glaubte zu träumen; er schwebte zwischen der Ungläubigkeit und der Freude.

»Ich habe die Sache nur so lange vor Ihnen geheim gehalten,« fuhr Faria fort, »einmal um Sie zu prüfen, und dann um Sie zu überraschen. Wären wir vor meinem Starrsuchtanfall geflohen, so hatte ich Sie nach Monte Christo geführt; nun aber,« fügte er mit einem Seufzer bei, »werden Sie mich führen. Wie, Dantes, Sie danken mir nicht?«

»Dieser Schatz gehört Ihnen, mein Freund,« sprach Dantes; »er gehört Ihnen allein, und ich habe kein Recht darauf; ich bin kein Verwandter von Ihnen.«

»Sie sind mein Sohn, Dantes,« rief der Greis.

269

»Sie sind das Kind meiner Gefangenschaft. Mein Zustand verurteilte mich zum Cölibat; Gott hat Sie mir geschickt, um zugleich den Mann, der nicht Vater, und den Gefangenen, der nicht frei sein konnte, zu trösten.« Und Faria streckte den Arm, der ihm blieb, gegen Dantes aus, und dieser fiel ihm weinend um den Hals.«

Neunzehntes Kapitel. *Der dritte Anfall*

Nun, da dieser Schatz, welcher der Gegenstand so langen Nachsinnens des Abbé gewesen war, das zukünftige Glück desjenigen sichern könnte, welchen er wirklich wie seinen Sohn liebte, hatte er in seinen Augen einen doppelten Wert; jeden Tag verweilte er bei dem Betrage dieses Schatzes und setzte Dantes auseinander, was ein Mensch in unseren Zeiten mit einem Vermögen von dreizehn bis vierzehn Millionen seinen Freunden Gutes tun könnte; dann verfinsterte sich das Antlitz von Dantes, denn sein Racheschwur mit vor sein Inneres, und er bedachte, wie viel Schlimmes in unseren Zeiten ein Mensch mit einem Vermögen von dreizehn bis vierzehn Millionen seinen Feinden zuzufügen vermochte.

Der Abbé kannte die Insel Monte Christo nicht, aber Dantes kannte sie, er war oft an dieser Insel vorübergekommen, welche fünf und zwanzig Meilen von Pianosa zwischen Corsica und der Insel Elba liegt, und einmal hatte er daselbst auch angehalten. diese Insel war, ist immer gewesen, und ist noch völlig öde; es ist ein Felsen von beinahe conischer Form, der, wie es scheint, durch irgend einen vulkanischen Ausbruch aus der Tiefe des Abgrundes auf die Oberfläche des Meeres empor getrieben wurde. Dantes entwarf Faria einen Plan der Insel, und Faria gab Dantes Rathschläge über die Mittel, welche anzuwenden wären, um den Schatz wiederzufinden.

Aber Dantes war entfernt nicht so enthusiastisch und vertrauensvoll wie der Greis; allerdings hatte er sich nun überzeugt, daß Faria kein Verrückter war, und die Art, wie er die Entdeckung gemacht; der zu Folge man ihn für einen Wahnwitzigen gehalten hatte, vermehrte noch seine Bewunderung für ihn; er konnte jedoch nicht glauben, daß das vergrabene Gut, angenommen, es habe bestanden, noch bestehe, und wenn er den Schatz auch nicht als chimärisch betrachtete, so betrachtete er ihn doch als abwesend. Doch als wollte das Geschick die Gefangenen ihrer letzten Hoffnung berauben und ihnen begreiflich machen; sie waren zu einer ewigen Gefangenschaft verurteilt, traf sie ein neues Unglück: die Galerie am Rande des Meeres, welche seit langer Zeit einzustürzen drohte, war wieder aufgebaut worden; man hatte die Schichten wiederhergestellt und mit ungeheuren Felsblöcken das von Dantes bereits halb gefüllte Loch verstopft; ohne diese Vorsichtsmaßregel von Dantes, welche dem jungen Manne, wie man sich erinnert, von dem Abbé geraten wurde, wäre ihr Unglück noch viel größer gewesen, denn man hatte ihren Entweichungsversuch entdeckt und sie unzweifelbar getrennt. Eine neue Thüre, stärker, unerbittlicher als die anderen; hatte sich also vor ihnen geschlossen.

»Sie sehen,« sagte Dantes mit sanfter Traurigkeit, zu Faria, »Sie sehen, daß mir Gott sogar das Verdienst dessen, was Sie meine Ergebenheit für Sie nennen, nehmen will. Ich habe Ihnen versprochen, ewig bei Ihnen zu bleiben; und es steht mir nun nicht mehr frei, mein Versprechen zu halten; ich werde den Schatz eben so wenig haben, als Sie, und wir sollen weder der Eine noch der Andere von hier wegkommen. Übrigens mein wahrer Schatz, Freund, derjenige, welcher mich unter den düsteren Mauern dieses Gefängnisses erwartete, ist Ihre Gegenwart, ist unser Zusammensein fünf bis sechs Stunden täglich, trotz unserer Kerkermeister. Es sind die Verstandesstrahlen, die Sie in mein Gehirn ergossen, es sind die Sprachen, die Sie in mein Gedächtnis gepflanzt haben und die nun mit allen ihren philologischen Verzweigungen emportreiben. Die verschiedenen Wissenschaften, die Sie mir durch die tiefen Kenntnisse welche Sie davon besitzen, und durch die Schärfe der Grundsätze, auf welche Sie dieselben zurückführten, so leicht machten, sie sind mein Schatz, Freund, darin haben Sie mich reich und glücklich gemacht. Glauben Sie mir und trösten Sie sich, dies ist für mich mehr wert als Tonnen Goldes und Kisten voll Diamanten, und wären sie auch nicht problematisch wie jene Wolken, die man am Morgen über dem Meere, schweben sieht, die man für festes Land hält, während sie sich verdunsten, verflüchtigen und verschwinden, wenn man ihnen näher kommt. Sie so lange als möglich bei mir haben, Ihre beredte Stimme hören, meinen Geist schmücken, mein Gemüth stählen, meine ganze Organisation zu großen und furchtbaren Dingen fähig machen, wenn ich je frei werde,

sie so gut ausführen, daß die Verzweiflung, der ich mich überlassen wollte, als ich Sie kennen lernte, keinen Platz mehr findet, das ist mein Vermögen; und es ist nicht chimärisch, ich habe es Ihnen wirklich zu verdanken, und alle Fürsten der Erde, und wären es lauter Cesare Borgia, vermöchten es mir nicht zu entreißen.«

Die darauf folgenden Tage waren auch für die zwei Unglücklichen, wenn nicht gerade glückliche Tage, doch wenigstens Tage, welche schnell vergingen. Faria, der so lange Zeit das tiefste Stillschweigen über den Schatz beobachtet hatte kam jetzt bei jeder Gelegenheit darauf zu sprechen. Er blieb, wie er es vorhergesehen, am rechten Arme und am linken Beine gelähmt, und verlor beinahe jede Hoffnung, jemals wieder davon Gebrauch machen zu können; aber er träumte beständig für seinen jungen Gefährten entweder eine Befreiung oder eine Entweichung, und er ergötzte sich dann daran für ihn. Aus Furcht, die Schrift könnte eines Tages verloren gehen, nötigte er Dantes, sie auswendig zu lernen, und Dantes konnte sie auch von dem ersten bis zum letzten Worte auswendig. Dann zerstörte er den zweiten Teil, fest überzeugt daß man den ersten finden und sich desselben bemächtigen könnte, ohne den wahren Sinn zu erraten. Zuweilen gingen ganze Stunden damit hin, daß Faria Dantes Lehren gab, welche ihm am Tage seiner Freiheit ersprießlich sein mußten. Von dem Tage, von der Stunde, von dem Augenblicke seiner Befreiung an sollte er nur noch einen einzigen Gedanken haben, den, Monte Christo durch irgend ein Mittel zu erreichen, dort unter einem Vorwande, der keinen Verdacht erregen würde, zu bleiben, und einmal daselbst, einmal allein, die wunderbaren Grotten wiederzufinden suchen und den bezeichneten Ort zu durchforschen; der bezeichnete Ort war, wie man sich erinnert, der entfernteste Winkel der zweiten Öffnung.

Mittlerweile vergingen die Stunden, wenn nicht rasch, doch wenigstens erträglich; ohne den Gebrauch seiner Hand und seines Beines wiedergefunden zu haben, hatte Faria doch die ganze Schärfe seines Geistes wiedererlangt, und allmählig, außer den von uns erwähnten moralischen Kenntnissen, seinem jungen Gefährten das geduldige und erhabene Gewerbe des Gefangenen beigebracht, der aus nichts etwas zu machen weiß. Faria suchte sich zu beschäftigen, aus Furcht sich altern zu sehen, Dantes aus Furcht, sich seiner beinahe erloschenen Vergangenheit zu erinnern, welche in der Tiefe seines Gedächtnisses schwebte, wie ein fernes in der Nacht sich verlierendes Bild; Alles ging somit wie bei jenen Existenzen; woran das Unglück nichts verändert hat und welche maschinenmäßig und ruhig unter dem Auge der Vorsehung verlaufen. Doch unter dieser ruhigen Oberfläche gab es in dem Herzen des jungen Mannes und in dem des Greises vielleicht viele zurückgehaltene Ergüsse, viele zurückgedämmte Seufzer, welche zu Tage ausgingen; wenn Faria allein war und Edmond sich in seine, Zelle zurückgezogen hatte.

In einer Nacht erwachte Edmond plötzlich und glaubte sich rufen gehört zu haben. Er öffnete die Augen und suchte die dichte Finsternis zu durchdringen. Sein Name oder vielmehr eine klagende Stimme; welche seinen Namen zu artikulieren sich bemühte; gelangte bis zu ihm. Er erhob sich in seinem Bette und horchte; Angstschweiß auf der Stirne. Es unterlag keinem Zweifel mehr; die Klage kam aus dem Kerker seines Gefährten.

»Großer Gott!« murmelte Dantes; »sollte es. .?«

Und er verrückte sein Bett; zog den Stein heraus; eilte in den Gang und gelangte zu dem entgegengesetzten Ende; die Platte war aufgehoben. Bei dem Schimmer der ungestalteten, flackernden Lampe, von der wir früher gesprochen haben; sah Edmond den Greis bleich; noch stehend und sich an dem Holze seines Bettes anklammernd. Seine Züge waren verstört durch die Dantes bereits bekannten Symptome; welche ihn so sehr erschreckt hatten; als er sie zum ersten Male wahrnahm.

»Nun; mein Freund,« sagte Faria gelassen; »nicht wahr; Sie begreifen; und ich brauche Ihnen nichts zu erklären?«

Edmond stieß einen schmerzlichen Schrei aus; stürzte völlig den Kopf verlierend nach der Thüre und rief:

»Zu Hilfe! zu Hilfe!«

Faria hatte noch die Kraft; ihn am Arme zurückzuhalten.

»Stille!« sagte er; »oder Sie sind verloren. Wir wollen nur an Sie denken, mein Freund. um Ihre Gefangenschaft erträglich oder Ihre Flucht möglich zu machen. Sie brauchten Jahre, um alles das allein wiederherzustellen, was ich hier gemacht habe, und was auf der Stelle zerstört würde, wenn unsere Wächter von unserem Einverständnis Kenntnis bekämen. Seien Sie übrigens unbesorgt, mein Freund, das Gefängnis, welches ich verlasse, wird nicht lange leer bleiben; ein anderer Unglücklicher wird meinen Platz einnehmen. Diesem Anderen werden Sie wie ein rettender Engel erscheinen. Vielleicht ist er jung, stark und geduldig wie Sie, und kann Sie in Ihrer Flucht unterstützen, während ich sie verhinderte. Sie werden nicht mehr einen halben Leichnam an sich gefesselt haben, um alle Ihre Bewegungen zu lähmen, Gott tut offenbar endlich etwas für Sie; er gibt Ihnen mehr, als er Ihnen nimmt, und es ist Zeit, daß ich sterbe.«

Edmond vermochte nur die Hände zu falten und auszurufen:

»Oh! mein Freund, mein Freund. schweigen Sie!«

Dann seine durch diesen unvorhergesehenen Schlag einen Augenblick erschütterten Kräfte, und seinen durch die Worte des Greises gesunkenen Mut wieder zusammenraffend, sprach er:

»Ob! ich habe Sie bereits ein Mal gerettet und werde Sie gewiss zum zweiten Male retten.«

Und er hob den Fuß des Bettes auf und zog die von dem roten Saft noch halb volle Flasche hervor.

»Sehen Sie,« sagte er. »es ist noch von dem rettenden Tranke übrig. Geschwinde, sagen Sie mir, was habe ich zu tun? Bedarf es neuer Instructionen? Sprechen Sie, mein Freund, ich höre.«

»Es ist keine Hoffnung mehr vorhanden,« erwiderte Faria den Kopf schüttelnd, »doch gleichviel, Gott will, daß der Mensch, den er geschaffen hat und in dessen Herz er die Liebe zum Leben so tiefe Wurzeln schlagen ließ, Alles thue, was er vermag, um dieses zuweilen so peinliche, stets aber so teure Dasein zu erhalten.«

»Oh! Ja, ja!« rief Dantes, und ich werde Sie retten.«

»Wohl, versuchen Sie es, die Kalte übermannt mich, ich fühle, wie das Blut meinem Gehirn zuströmt; das furchtbare Zittern, das meine Zähne klappern macht und meine Knochen zu trennen scheint, beginnt an meinem Körper zu rütteln; in fünf Minuten wird das Übel ausbrechen, in einer Viertelstunde ist nur noch eine Leiche von mir übrig.«

»Oh!« rief Dantes, das Herz von Schmerzen zerrissen.

»Sie machen es wie das erste Malz nur warten Sie nicht so lange. Alle Federn des Lebens sind zu dieser Stunde sehr abgenutzt und der Tod,« fuhr er auf seine gelähmten Glieder deutend fort. »wird nur noch die Hälfte des Geschäftes zu verrichten haben. Sehen Sie, wenn Sie mir zwölf Tropfen statt zehn eingeflößt, daß ich nicht zu mir komme, so flößen Sie mir den Rest ein. Nun:Kragen Sie mich auf mein Bett, denn ich kann nicht mehr stehen.«

Edmond nahm den Greis in seine Arme und legte ihn auf sein Bett.

»Mein Freund,« sprach Faria, »einziger Trost meines elenden Lebens, Sie, den mir der Himmel ein wenig spät gegeben, aber dennoch gegeben, als ein unschätzbares Geschenk, wofür ich ihm danke, in dem Augenblick, wo wir uns für immer trennen, wünsche ich Ihnen alles Glück, die ganze Wohlfahrt, die Sie verdienen. Mein Sohn, ich segne Sie.«

Der junge Mann warf sich auf die Knie und stützte den Kopf an das Bett des Greises.

»Hören Sie wohl, was ich Ihnen in diesem Augenblicke sage. Der Schatz der Spada ist vorhanden; Gott gestattet, daß es für mich weder Entfernung noch Hinderniß mehr gibt. Ich sehe ihn im Hintergrunde der zweiten Grotte, meine Augen durchdringen die Tiefen der Erde und sind geblendet von so vielen Reichtümern . . . Wenn Ihnen die Flucht gelingt, so erinnern Sie sich, daß der arme Abbé, den die ganze Welt für verrückt hielt, es nicht war. Eilen Sie nach Monte Christo, benützen Sie unser Vermögen, benützen Sie es, Sie haben genug gelitten.«

Eine heftige Erschütterung unterbrach den Greis. Dantes richtete den Kopf auf und sah, wie seine Augen sich rot unterliefen; es war, als stiege eine Blutwoge aus seiner Brust, nach seiner Stirne auf.

»Gott befohlen!« murmelte der Greis, indem er krampfhaft nach der Hand des jungen Mannes griff; »Gott befohlen«

»Oh! noch nicht, noch nicht,« rief dieser, »O mein Gott; verlaß uns nicht! steh' ihm bei . . . Zu Hilfe! zu Hilfe! . . . «

»Stille! Stille!« murmelte der Sterbende. »damit man uns nicht trennt. wenn Sie mich retten.«

»Sie haben Recht! Oh ja, seien Sie ruhig. ich werde Sie retten. Übrigens scheinen Sie mir, obgleich Sie sehr leiden, doch weniger zu leiden, als das erste Mal.«

»Oh! täuschen Sie sich nicht, ich leide weniger, weil weniger Kraft zum Leiden in mir ist. In Ihrem Alter hat man Vertrauen zum Leben, es ist das Vorrecht der Jugend, zu glauben und zu hoffen; aber die Greise sehen den Tod klarer vor Augen. Oh! er kommt, er ist da . . . es ist vorbei . . . mein Gesicht verliert sich . . . mein Geist entflieht . . . Ihre Hand, Dantes . . . Gott befohlen! . . . «

Und mit einer letzten Anstrengung, wobei er alle seine Kräfte zusammenraffte, sich erhebend. sprach er:

»Monte Christo! vergessen Sie Monte Christo nicht!«

Und er fiel auf sein Bett zurück..

Die Krise war furchtbar: gekrümmte Glieder, aufgeschwollene Augendeckel, ein blutiger Schaum, ein Körper ohne Bewegung, dies war es, was auf dem Schmerzenslager statt des verständigen Wesens blieb, das sich einen Augenblick vorher niedergelegt hatte. Dantes nahm die Lampe, stellte sie oben an das Bett auf einen vorspringenden Stein, von wo aus der zitternde Schein mit einem seltsamem phantastischen Reflexe das entstellte Gesicht und den trägen, steifen Körper beleuchtete. Hier erwartete er unerschütterlich den Moment, um das rettende Mittel einzuflößen. Als er glaubte, es wäre Zeit drückte er die Zähne auseinander, welche weniger Widerstand boten, als das erste Mal, zählte einen nach dem andern zwölf Tropfen, und wartete; die Phiole enthielt ungefähr noch das Doppelte von dem, was er eingeflößt hatte. Er wartete zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, nichts rührte sich. Zitternd, die Haare starr, die Stirne von kaltem Schweiß übergossen, zählte er die Sekunden an den Schlägen seines Herzens.

Er dachte nun, der Augenblick wäre gekommen, um den letzten Versuch zu machen, näherte die Phiole den bläulichen Lippen von Faria und flößte ihm, ohne daß er ihm die Kinnladen, welche offen geblieben waren, auseinander zu drücken brauchte, den ganzen Trank ein. Das Mittel brachte eine galvanische Wirkung hervor, ein heftiges Zittern schüttelte die Glieder des Greises, seine Augen öffneten sich furchtbar anzuschauen, er stieß einen Seufzer aus, der einem Schrei glich; dann kehrte dieser ganze bebende Körper allmählig in eine Unbeweglichkeit zurück; die Augen allein blieben offen.

Eine halbe Stunde, eine Stunde, anderthalb Stunden vergingen. Während dieser bange anderthalb Stunden fühlte Edmond, über seinen Freund gebeugt, die Hand auf sein Herz gelegt, wie nach und nach dieser Körper erkaltete und das immer dumpfere und tiefere Schlagen dieses Herzens erlosch. Endlich lebte nichts mehr, das letzte Beben des Herzens hörte auf, das Gesicht wurde bleifarbig, die Augen blieben offen, aber der Blick verglaste.

Es war sechs Uhr Morgens, der Tag fing an zu scheinen und sein matter Strahl machte, in den Kerker eindringend, das sterbende Licht der Lampe erbleichen. Seltsame Reflexe zogen über das Antlitz des Leichnams hin und gaben ihm von Zeit zu Zeit einen Anschein von Leben. So lange dieser Streit zwischen Tag und Nacht währte, konnte Dantes noch zweifeln; aber sobald der Tag gesiegt hatte, begriff er, daß er mit einer Leiche allein war. Da bemächtigte sich seiner ein heftiger, unüberwindlicher Schrecken, er wagte es nicht mehr, diese Hand zu drücken, welche vom Bette herabhing; er wagte es nicht seine Augen auf diese starren, weißen Augen zu heften, die er vergebens zu schließen suchte, denn sie öffneten sich immer wieder. Er löschte die Lampe aus, verbarg sie sorgfältig, und entfloh, indem er die Platte so gut als möglich wieder über seinem Haupte einzufügen suchte. Es war übrigens Zeit, der Kerkermeister sollte kommen. Diesmal fing er seinen Besuch bei Dantes an; als er dessen Kerker verließ, wollte er sich in den von Faria begeben, dem er Frühstück

und Wäsche brachte. Nichts deutete bei diesem Menschen an, daß er von dem, was vorgefallen war, Kenntnis hatte. Er entfernte sich.

Dantes erfaßte nun eine unsägliche Ungeduld, zu erfahren, was in dem Kerker seines Freundes vorgehen würde; er kehrte deshalb in den Gang zurück, und kam zu rechter Zeit, um die Stimme des Schließers zu hören, welcher nach Hilfe rief. Bald traten die andern Schließer ein, dann vernahm man den schweren, den Soldaten auch außer dem Dienste eigenthümlichen Tritt. Hinter den Soldaten kam der Gouverneur. Edmond hört das Geräusch des Bettes, worauf man den Leichnam hin und her bewegte; er hörte, wie der Gouverneur Befehl gab, ihm Wasser in das Gesicht zu spritzen, und als er sah, daß der Gefangene bei der Benetzung nicht zu sich kam, den Arzt holen ließ. Der Gouverneur entfernte sich, und einige Worte des Mitleids drangen vermisch mit spöttischem Lachen zu dem Ohre von Dantes.

»Vorwärts,« sagte der Eine, »der Narr hat sich zu seinen Schätzen begeben: glückliche Reise!«

»Mit allen seinen Millionen wird er nicht so viel haben, daß er ein Leintuch bezahlen kann,« sprach der Andere.

»Oh!« versetzte ein Dritter, »die Leichentücher von Castell If kosten nicht sehr viel.«

»Vielleicht wird man einigen Aufwand für ihn machen.« sagte derjenige, welcher zuerst gesprochen hatte.

»Es mag ihm die Ehre des Sackes zu Teil werden.«

Edmond horchte und verlor kein Worte verstand aber nicht viel von allem dem. Bald erloschen die Stimmen und es kam ihm vor, als ob die Leute die Zelle verließen. Er wagte es jedoch nicht, hinein zu gehen, denn man konnte einen Schließer zu Bewachung des Toten zurückgelassen haben. Er blieb daher stumm, unbeweglich und hielt seinen Atem an sich. Nach Verlauf einer Stunde belebte sich die Stille durch ein Geräusch, das bald zunahm. Es war der Gouverneur, welcher, gefolgt von dem Arzte und mehreren Offizieren, zurückkehrte.

Es wurde wieder einen Augenblick still; der Arzt näherte sich offenbar dem Bette und untersuchte den Leichnam. Bald begannen die Fragen. Der Arzt analysierte das Übel, welchem der Kranke unterlegen war, und erklärte ihn für tot. Fragen und Antworten wurden mit einer Gleichgültigkeit gemacht, welche Dantes empörte. Es schien ihm, als müßte die ganze Welt für den armen Abbé einen Teil der Zuneigung fühlen, die er für ihn hegte.

»Es ärgert mich, was Sie mir da ankündigen,« sprach der Gouverneur, in Erwiederung der von dem Arzte kundgegebenen Gewißheit über den Tod des Greises; »es war ein sanfter, harmloser, mit seiner Narrheit belustigender und besonders leicht zu bewachender Gefangener.«

»Oh!« versetzte der Schließer, »oh! man hätte ihn gar nicht bewachen dürfen. Ich stehe dafür, der wäre fünfzig Jahre hier geblieben, ohne einen Entweichungsversuch zu machen.«

»Meiner Ansicht nach,« sprach der Gouverneur, »wäre es indessen notwendig, trotz Ihrer Überzeugung, – nicht als ob ich an Ihrer Wissenschaft zweifelte. sondern meiner eigenen Verantwortlichkeit wegen – uns zu versichern, daß der Gefangene wirklich tot ist.«

Es herrschte einen Augenblick vollkommenes Stillschweigen, immer horchend dachte Dantes. der Arzt untersuche und betaste nun zum zweiten Male den Leichnam.

»Sie können unbesorgt sein,« sagte der Arzt sodann, »er ist tot. dafür siehe ich Ihnen.«

»Sie wissen. mein Herr,« versetzte beharrlich der Gouverneur, »Sie wissen, daß wir uns bei solchen Fällen mit der einfachen Prüfung nicht begnügen; wollen Sie daher, trotz alles Anscheins, die Sache nach den vom Gesetze vorgeschriebenen Förmlichkeiten behandeln.«

»Man lasse Eisen glühend machen,« sprach der Arzt; »doch in der Tat. diese Vorsichtsmaßregel ist überflüssig.«

Der Befehl. Eisen glühend zu machen, erregte Schauer in Dantes. Man hörte eilige Tritte, das Aechzen der Thüre, ein Hin- und Hergehen im Innern, und nach einigen Augenblicken trat ein Schließer ein und sagtet:

»Hier ist die Gluth mit einem Eisen.«

Es wurde abermals stille, dann vernahm man das Knistern des brennenden Fleisches, dessen dichter, widriger Geruch die Mauer durchdrang, hinter welcher Dantes voll Schrecken horchte. Bei diesem Gerüche von verkohltem Menschenfleisch, schoß der Schweiß aus der Stirne des jungen Mannes, und er glaubte, ohnmächtig zu werden.

»Sie sehen mein Herr, daß er tot ist, sprach der Arzt; »dieser Brand auf der Ferse entscheidet: der arme Narr ist von seinem Wahne geheilt und von seiner Gefangenschaft befreit.«

»Nannte er sich nicht Faria?« fragte einer von den Offizieren, welche den Gouverneur begleiteten.

»Ja, mein Herr, und dies war, wie er behauptete, ein alter Name; er war übrigens sehr gelehrt und ganz vernünftig in allen Punkten, welche nicht seinen Schatz berührten, doch in dieser Hinsicht ließ sich nichts mit ihm machen.«

»Es ist dies ein Leiden, welches wir Monomanie nennen.« sagte der Arzt.

»Sie haben sich nie über ihn zu beklagen gehabt.« fragte der Gouverneur den Schließer, welcher dem Abbé die Lebensmittel zu bringen beauftragt gewesen war.

»Nie, Herr Gouverneur,« antwortete dieser, »nie, gar nie; er unterhielt mich im Gegenteil früher ungemein, indem er mir Geschichten erzählte; als meine Frau eines Tages krank war, gab er mir sogar ein Recept, das sie heilte.«

»Ah! Ah!« rief der Arzt. »ich wußte nicht, daß ich es mit einem Kollegen zu tun hatte; ich hoffe, Herr Gouverneur,« fügte er lachend bei, »Sie werden ihn dem gemäß behandeln.«

»Ja, ja, seien Sie unbesorgt, er soll anständig in dem neuesten Sack, den man finden kann, begraben werden; sind Sie damit zufrieden?«

»Haben wir diese letzte Förmlichkeit in Ihrer Gegenwart zu erfüllen, Herr Gouverneur,« fragte der Schließer.

»Allerdings, aber man beeile sich nicht, ich kann nicht den ganzen Tag in dieser Stube bleiben.«

Neues Kommen und Gehen ließ sich vernehmen, einen Augenblick nachher drang ein Geräusch wie von Leinwand, welche an einander gerieben wird, an das Ohr von Dantes, das Bett krachte auf seinen Federn, ein schwerer Tritt, wie der eines Mannes, welcher eine Last aufhebt, drückte auf die Platte, dann krachte das Bett abermals unter der Last, die man ihm zurückgab.

»Diesen Abend,« sagte der Gouverneur.

»Wird eine Messe stattfinden?« fragte einer von den Offizieren.

»Unmöglich,« antwortete der Gouverneur. »Der Kaplan des Schlosses hat mich gestern um einen Urlaub gebeten, um auf acht Tage nach Tiers zu reisen. Ich habe mich für meine Gefangenen während dieser ganzen Zeit verantwortlich gemacht; der arme Abbé hätte sich nicht so sehr beeilen dürfen, und er würde sein *Requiem* bekommen haben.«

Bah! Bah!« sagte der Arzt, mit den Leuten seines Gewerbes eigenthümlichen Gottlosigkeit, »er ist ein Geistlicher, der Herr wird auf den Stand Rücksicht nehmen und der Hölle nicht das boshafte Vergnügen machen, ihr einen Priester zuzuschicken.«

Ein schallendes Gelächter erfolgte auf diesen schlechten Scherz. Mittlerweile wurden die Vorbereitungen zum Begräbniß fortgesetzt.

»Diesen Abend,« sagte der Gouverneur, als man damit zu Ende war.

»Um welche Stunde?« fragte der Kerkermeister.

»Gegen zehn oder elf Uhr.«

»Soll man bei dem Toten wachen?«

»Warum? Man schließt den Kerken als ob er lebte, mehr nicht.«

Hierauf entfernten sich die Tritte, die Stimmen wurden schwächer, das Geräusch der Thüre mit ihren lärmenden Schlosse und ihren ächzenden Riegeln ließ sich vernehmen. Ein Stillschweigen, düsterer als das der Einsamkeit, ergriff Alles, selbst die vereiste Seele des jungen Mannes. Dann hob er sachte die Platte mit seinem Kopfe auf und warf einen forschenden Blick in die Zelle; die Zelle war leer. Dantes trat aus der Galerie.



Zwanzigstes Kapitel. *Der Friedhof von Castell If*

Auf dem Bette sah man, seiner Länge nach gelegt und schwach durch einen nebeligen Tag beleuchtet, der durch das Fenster drang, einen Sack von grober Leinwand, unter dessen Falten sich verworren eine lange, steife Gestalt hervorhob; es war das letzte Leintuch von Faria. dieses Leintuch, welches nach den Worten der Schließer so wenig kostete. Somit war Alles vorbei; es bestand bereits eine materielle Trennung zwischen Dantes und seinem alten Freunde; er konnte diese Augen nicht mehr sehen, welche offen geblieben waren, als wollten sie über den Tod hinaus schauen; er konnte diese fleißige Hand nicht mehr drücken, welche für ihn den Schleier verborgener Dinge gelüftet hatte, Faria, der nützliche, der gute Gefährte, an den er sich mit so viel Kraft gewöhnt hatte, war nur noch in seiner Erinnerung vorhanden. Da setzte er sich oben an sein Bett und versank in düstere, bittere Sehweermuth.

Allein! er war wieder allein geworden! er war in das Stillschweigen zurückgefallen und fand sich abermals dem Nichts gegenüber. Allein, nicht einmal mehr der Anblick, nicht einmal mehr die Stimme des einzigen menschlichen Wesens, durch das er noch mit der Erde zusammenhing! War es nicht besser, auf die Gefahr, durch das finstere Thor der Leiden wandern zu müssen, hinzugehen und Gott über das Rätsel des Lebens zu befragen? Durch seinen Freund verjagt, durch dessen Gegenwart entfernt, erhob sich wieder der Gedanke des Selbstmordes wie ein Gespenst vor der Leiche von Faria.

»Wenn ich sterben könnte.« sagte er, »so ginge ich. wohin er geht, und würde ihn sicherlich finden. Aber wie sterben? Das ist sehr leicht, fuhr er lachend fort. »Ich bleibe hier, werfe mich auf den Ersten, welcher eintritt, erdrossle ihn, und man guillotiniert mich.«

Aber da bei den großen Schmerzen, wie bei den großen Stürmen der Abgrund sich zwischen den zwei Wellengipfeln findet, so wich Dantes bei dem Gedanken an diesen entehrenden Tod zurück, und ging plötzlich von seiner Verzweiflung zu einem glühenden Durste nach Leben und Freiheit über.

»Sterben! o nein! es lohnt sich nicht der Mühe, so viel gelebt, so viel gelitten zu haben, um jetzt zu sterben. Sterben! das war gut, als ich den Entschluß dazu faßte, früher, vor Jahren, doch nun hieße es wahrlich mein elendes Geschick nur zu sehr unterstützen. Nein, ich will leben; nein, ich will bis zum Ende kämpfen; nein, ich will das Glück, das man mir gestohlen hat, wiedererringen. Ich vergaß, daß ich, ehe ich sterbe, meine Henker zu bestrafen, und, wer weiß? vielleicht auch einige Freunde zu belohnen habe: aber nun vergißt man mich hier, und ich werde meinen Kerker nur wie Faria verlassen.«

Bei diesem Worte blieb Dantes unbeweglich, die Augen starr, wie ein Mensch, der von einem Gedanken erfaßt wird, den aber dieser Gedanke erschreckt. Plötzlich stand er auf, fuhr mit der Hand nach der Stirne, als ob er den Schwindel hätte, ging einige Male in der Zelle auf und ab, und blieb dann wieder vor dem Bette stehen.

»Oh! Oh!« murmelte er, »wer schickt mir diesen Gedanken? Bist Du es, mein Gott? Da nur die Toten von hinnen ziehen, so wollen wir die Stelle der Toten einnehmen.«

Und als wollte er seinem Geiste keine Zeit lassen, diesen verzweifelten Gedanken zu zerstören, neigte er sich über den häßlichen Sack, öffnete ihn mit dem Messer, das Faria gemacht hatte, zog den Leichnam heraus, trug ihn in seine Zelle, legte ihn auf sein Bett, umwickelte seinen Kopf mit dem linnenen Fetzen, dessen er sich gewöhnlich bediente, bedeckte ihn mit seiner Decke, küßte zum letzten Male diese eisige Stirne, versuchte es, die widerspänstigen Augen zu schließen, welche durch die Abwesenheit des Geistes furchtbar anzuschauen, fortwährend offen blieben, drehte den Kopf gegen die Wand, damit der Schließer, wenn er das Abendbrot brachte, glaubte, er wäre schlafen gegangen, wie er es oft getan hatte, kehrte in die Galerie zurück, zog das Bett an die Wand, ging in das andere Zimmer, holte aus dem Schranke Nadel und Faden, warf seine Lumpen ab, damit man unter der Leinwand das nackte Fleisch fühlen würde, schlüpfte in den ausgeleerten Sack, holte die

Lage, welche der Leichnam gehabt hatte, und schloß die Naht wieder von innen. Man hätte sein Herz schlagen hören können, wenn man unglücklicher Weise in diesem Augenblick eingetreten wäre.

Dantes wurde vielleicht bis nach dem Abendbesuche gewartet haben, aber er hatte bange, der Gouverneur dürfte bis dahin seinen Entschluß ändern, und man würde den Leichnam wegnehmen. Dann war seine letzte Hoffnung verloren. In jedem Fall war sein Plan nun festgestellt. Er gedachte folgender Maßen zu Werke zu gehen.

Erkannten die Totengräber unter Weges, daß sie einen Lebendigen statt eines Toten trugen, so ließ ihnen Dantes keine Zeit sich zu besinnen; mit einem kräftigen Messerschnitte öffnete er den Sack von oben bis unten, bemühte ihren Schrecken und entfloh, wollten sie ihn festnehmen, so wehrte er sich mit seinem Messer. Brachten sie ihn bis auf den Friedhof und legten sie ihn in ein Grab, so ließ er sich mit Erde bedecken; sobald hernach die Totengräber den Rücken gewendet hatten, machte er sich Raum durch die weiche Erde und entfloh. Er hoffte, das Gewicht der Erde wurde nicht zu groß sein, daß er es aufheben könnte. Tauschte er sich, war die Erde im Gegenteil zu schwer, so starb er erstickt, und desto besser: Alles war vorbei.

Dantes hatte seit dem vorhergehenden Tage nichts gegessen, am Morgen hatte er nicht an den Hunger gedacht, und er dachte noch nicht daran. Seine Lage war zu unsicher, um ihm Zeit zu gönnen, den Geist auf irgend einem andern Gedanken haften zu lassen. Die erste Gefahr, welche Dantes lief, war, daß der Schließer, wenn er um sieben Uhr sein Abendbrot brachte, die Verwechslung wahrnahm. Zum Glücke hatte Dantes aus menschenfeindlicher Laune oder aus Müdigkeit, den Schließer sehr oft im Bette liegend empfangen, und dann setzte dieser Mensch gewöhnlich sein Brot und seine Suppe auf den Tisch und entfernte sich, ohne mit ihm zu sprechen. Aber diesmal konnte der Schließer von seiner gewöhnlichen Stummheit abgehen, mit Dantes sprechen, und wenn er sah, daß dieser ihm nicht antwortete, sich dem Bette nähern und Alles entdecken.

Als sieben Uhr Abends herannahte, fing die Angst von Dantes wirklich an. An das Herz gedrückt, suchte die eine Hand dessen Schläge zurückzudrängen, während die andere den Schweiß seiner Stirne abwischte, der an den Schläfen herabrieselte, zuweilen durchlief ein Schauer seinen ganzen Körper und presste ihm das Herz wie in einem eisigen Schraubstocke zusammen. Dann glaubte er, er würde sterben. Die Stunden verliefen ohne eine Bewegung im Castell herbeizuführen und Dantes begriff, daß er dieser ersten Gefahr entgangen war. Das galt als ein gutes Vorzeichen. Zu der von dem Gouverneur bestimmten Stunde ließen sich endlich Tritte auf der Treppe hören. Edmond sah ein, daß der Augenblick gekommen war, raffte seinen ganzen Mut zusammen, und hielt den Atem an sich . . . glücklich, wenn er zu gleicher Zeit und wie diesen die hastigen Pulsschläge seiner Arterien hätte zurück halten können.

Man blieb an der Thüre stehen; der Tritt war doppelt, Dantes erriet, daß es die zwei Totengräber waren, welche ihn holen sollten, diese Mutmaßung verwandelte sich in Gewißheit, als er das Geräusch hörte, das sie beim Niederstellen der Tragbahre machten. Die Thüre öffnete sich, ein verschleiertes Licht drang zu den Augen von Dantes; durch die Leinwand, die ihn bedeckte, sah er, wie sich zwei Schatten seinem Bette näherten. Ein dritter blieb eine Stocklaterne in der Hand haltend an der Thüre. Jeder von den beiden Männern, welche sich dem Bette genähert hatten, faßte den Sack an einem von seinen Enden.

»Der ist noch schwer für einen so magern Greis,« sagte einer von ihnen, indem er ihn beim Kopfe aufhob.

»Man sagt, ein jedes Jahr füge ein halbes Pfund dem Gewichte der Knochen bei,« sprach der Andere, und faßte ihn bei den Füßen.

»Haft Du Deinen Knoten gemacht?« fragte der Erste.

»Es wäre sehr dumm, wenn wir uns eine unnütze Last aufladen würden,« erwiderte der Zweite, »ich werde ihn unten machen.«

»Du hast Recht, vorwärts!«

»Warum einen Knoten?« fragte sich Dantes.

Man legte den vermeintlichen Toten vom Bette auf die Tragbahre; Edmond machte sich steif, um die Rolle des Hingeschiedenen besser zu spielen, und beleuchtet von dem Manne mit der Stocklaterne, welcher voraus ging, marschierte der Zug die Treppe hinab. Plötzlich überströmte Edmond die frische, scharfe Nachtluft. Dantes erkannte den Mistral⁴. Es war eine rasche Empfindung, zugleich voll Wonne und Angst. Die Träger machten ungefähr zwanzig Schritte, dann blieben sie stille stehen und setzten die Tragbahre auf die Erde. Einer von den Trägern entfernte sich und Dantes hörte seine Schuhe auf den Platten dröhnen.

»Wo bin ich denn?« fragte er sich,

»Weißt Du, daß er gar nicht leicht ist?« sagte derjenige, welcher bei Dantes geblieben warf und setzte sich auf den Rand der Tragbahre.

Der erste Gedanke von Dantes war, sich zu entfernen; zum Glück hielt er an sich.

»Leuchte mir doch, Tier,« sprach derjenige von den zwei Trägern, welcher weggegangen war, »oder ich finde nimmermehr, was ich suche.«

Der Mann mit der Stocklaterne gehorchte diesem Befehle, obgleich er, wie man gesehen, in wenig höflichen Worten gegeben wurde.

»Was sucht er denn?« fragte sich Dantes, »vermuthlich einen Spaten.«

Ein Ausruf der Zufriedenheit deutete an daß der Totengräber gefunden hatte, was er suchte.

»Endlich,« sagte der Andere, »das kostete Mühe.«

»Ja, aber er wird beim Warten nichts verloren haben.«

Bei diesen Worten näherte er sich Edmond, der einen schweren schallenden Körper neben sich niederlegen hörte; zu gleicher Zeit umgab ein Strick mit einem schmerzhaften Drucke seine Füße.«

»Nun, ist der Knoten gemacht?« fragte derjenige von den Totengräbern, welcher unthätig geblieben war.

»Und zwar gut gemacht,« erwiderte der Andere, »dafür stehe ich Dir.«

»Also vorwärts!«

»Und die Tragbahre wurde wieder aufgehoben und fortgeschleppt.

Man machte ungefähr fünfzig Schritte, blieb abermals stehen, um eine Thüre zu öffnen, und setzte sich dann wieder in Marsch, das Tosen der Wellen, welche sich an den Felsen brachen, worauf das Castell gebaut ist, gelangte immer deutlicher zu dem Ohre von Dantes, je mehr man vorrückte.

»Schlimmes Wetter!« sagte einer von den Trägern, »es wird diese Nacht nicht gut in der See sein.«

»Ja, der Abbé? läuft große Gefahr, naß zu werden,« sprach der Andere.

Und sie brachen in ein schallendes Gelächter aus.

Dantes verstand den Scherz nicht, aber seine Haare sträubten sich nichtsdestoweniger auf seinem Haupte.

»Gut! wir sind an Ort und Stelle,« sagte der Erste.

»Weiter, weiter,« rief der Andere; »Du weißt wohl, daß der Letzte auf dem Wege geblieben und an den Felsen zerschellt ist, und daß uns der Gouverneur am andern Tage gesagt hat, wir wären Taugenichtse.«

Man machte, beständig steigend, noch fünf bis sechs Schritte, dann fühlte Dantes, daß man ihn beim Kopfe und bei den Füßen nahm und schaukelte.

»Eins!« sprachen die Totengräber, »zwei drei!«

Zu gleicher Zeit fühlte sich Dantes wirklich in einen ungeheuren leeren Raum geschleudert; er durchschnitt die Luft wie ein verwundeter Vogel und fiel fortwährend mit einem Schrecken, der ihm das Herz vereiste. Obgleich durch ein Ding hinabgezogen, das seinen raschen Flug noch beschleunigte, kam es ihm doch vor, als währte sein Sturz ein Jahrhundert. Endlich schoß er mit

⁴ Mistral oder Maëstral, Nordwestwind im mittelländischen Meere. D. Übers.

einem furchtbaren Getöse wie ein Pfeil in das kalte Wasser das ihm einem in demselben Augenblick durch das Eintauchen unterdrückten, Schrei auspreßte.

Dantes war in das Meer geschleudert worden, in dessen Tiefe ihn eine an seine Füße gebundene Kugel von sechs und dreißig Pfund hinabzog. Das Meer ist der Friedhof vom Castell If.

Einundzwanzigstes Kapitel. *Die Insel Tiboulen*

Betäubt; beinahe erstickt, hatte Dantes noch die Geistesgegenwart, seinen Atem zurückzuhalten, und da seine rechte Hand, für alle Fälle bereit, sein Messer geöffnet hielt, so schlitzte er rasch den Sack auf und streckte zuerst den Arm und dann den Kopf heraus; nun aber fühlte er sich, trotz seiner Bewegungen, um die Kugel aufzuheben, fortwährend hinabgezogen; da bückte er sich, suchte den Strich welcher seine Beine zusammenhielt, und durchschnitt diesen mit einer äußersten Anstrengung gerade in dem Augenblick ab, wo er ersticken sollte. Hierauf stieg er mittelst eines kräftigen Fußstoßes frei auf die Oberfläche des Meeres, während die Kugel in unbekannte Tiefen das grobe Gewebe hinabzog, welches ihm zum Leichentuche hatte dienen sollen. Dantes nahm sich nur Zeit, um Atem zu holen, und tauchte um zweiten Male unter, denn es mußte seine erste Vorsichtsmaßregel sein die Blicke zu vermeiden.

Als er zum zweiten Male erschien, war er bereits wenigstens fünfzig Schritte vom Orte seines Sturzes entfernt; er sah über seinem Haupte einen schwarzen stürmischen Himmel, an dessen Oberfläche der Wind eilige Wolken hinpeitschte, während zuweilen ein Azurwinkel entblößt wurde, auf welchem ein Stern hervortrat. Vor ihm dehnte sich die düstere, tosende Fläche aus, deren Wogen wie beim Herannahen eines Sturmes zu brodeln anfangen, während hinter ihm; schwärzer als das Meer, schwärzer als der Himmel, einem drohenden Gespenste ähnlich; der Granitriese sich erhob, dessen Spitze wie ein Arm anzuschauen war, der sich ausstreckte, um seine Beute wieder zu fassen. Auf dem höchsten Felsen erblickte er eine Stocklaterne, welche zwei Schatten beleuchtete. Es kam ihm vor, als neigten sich diese zwei Schatten unruhig zum Meere herab. Die seltsamen Totengräber mußten wirklich den Schrei gehört haben den er den Raum durchschneidend ausstieß. Dantes tauchte abermals unter und machte eine ziemlich lange Fahrt unter dem Wasser, dieses Manoeuvre war ihm einst eigenthümlich und versammelte gewöhnlich in der Bucht des Pharo zahlreiche Bewunderer um ihn, welche ihn sehr oft für den geschicktesten Schwimmer von Marseille erklärten.

Als er wieder auf die Oberfläche des Wassers kam, war die Stocklaterne verschwunden. Er mußte sich orientieren. Von allen Inseln welche das Schloß If umgeben, sind Ratonneau und Pomègue die nächsten, aber Ratonneau und Pomègue sind bewohnt; ebenso ist es mit der kleinen Insel Daume. Die sicherste Insel war also Tiboulen oder Lemaire. Die Inseln Tiboulen oder Lemaire sind eine starke Stunde von Castell If entfernt. Dantes beschloß nichtsdestoweniger eine von diesen beiden Inseln zu erreichen. Aber wie sie mitten in der Nacht finden, welche sich immer mehr um ihn her verdichtete? In diesem Augenblick sah er wie einen Stern den Leuchtturm von Planir. Wenn er sich gerade gegen diesen Leuchtturm wandte, ließ er die Insel Tiboulen etwas links, er mußte also die Insel auf seinem Wege finden, wenn er etwas links schwamm. Doch es war, wie gesagt, wenigstens eine starke Stunde von dem Castell If nach dieser Insel.

Im Gefängnisse wiederholte Faria oft dem jungen Manne, wenn er ihn niedergeschlagen und träge sah, »Dantes, geben Sie sich nicht dieser Verweichlichung hin, Sie werden ertrinken, wenn Sie die Flucht versuchen und Ihre Kräfte sind nicht erhalten worden.« Unter der schweren, bitteren Welle tönte dieses Wort an das Ohr von Dantes, er beeilte sich aufzusteigen und die Wellen zu durchschneiden, um zu sehen, ob er wirklich seine Kräfte nicht verloren hätte: mit Freuden sah er, daß ihm seine gezwungene Untätigkeit nichts von seiner Macht und Behändigkeit genommen, und er fühlte, daß er noch Herr des Elementes war, an dem er sich schon als ein kleines Kind ergötzt hatte. Die Furcht, diese rasche Verfolgerin, verdoppeln überdies die Kräfte von Dantes. Auf die Höhe der Wellen geneigt, horchte er, ob kein Geräusch zu ihm drang. So oft er sich auf die Spitze einer Welle erhob, umfaßte sein rascher Blick den sichtbaren Horizont und suchte in die dicke Finsternis zu tauchen. Jede Welle, welche etwas höher war, als die andern, schien ihm eine zu seiner Verfolgung

ausgeschickte Barke zu fein; dann verdoppelte er seine Anstrengungen, die ihn allerdings entfernten, aber durch Wiederholung rasch seine Kräfte aufzehrten.

Er schwamm jedoch! und bereits war das furchtbare Schloß etwas in dem nächtlichen Dunste verschmolzen. Er konnte es nicht mehr unterscheiden, fühlte es aber immer noch. Es verging eine Stunde, während welcher Dantes begeistert durch das Gefühl der Freiheit, das sich seiner ganzen Person bemächtigt hatte, die Wellen in der Richtung, die er gewählt, zu durchschneiden fortfuhr.

»Nun schwimme ich bald eine Stunde,« sagte er zu sich selbst, »doch da mir der Wind entgegen bläst, mußte ich eine Viertelstunde von meiner Geschwindigkeit verlieren. Ich kann indessen, wenn ich mich nicht in der Richtung getäuscht habe, jetzt nicht mehr fern von der Insel Tiboulen sein. Wenn ich mich aber getäuscht hätte!«

Ein Schauer durchlief den Körper des Schwimmers. Er suchte sich einen Augenblick auf den Rücken zu legen, um auszuruhen, aber das Meer wurde immer heftiger, und er fühlte, daß dieses Erleichterungsmittel, auf welches er gerechnet hattete unmöglich war.

»Nun wohl!« sagte er: »ich werde bis zum Ende fortfahren, bis meine Arme nachlassen, bis meine Beine erstarren, bis Krämpfe sich meines Körpers bemächtigen, und dann sinke ich auf den Grund.«

Und er schwamm wieder mit der Kraft und dem Antriebe der Verzweiflung. Plötzlich kam es ihm vor als ob der bereits dunkle Himmel sich noch mehr verdüsterte, und als ob eine dichte, schwere, gedrängte Wolke sich auf ihn herabsenkte. Zu gleicher Zeit fühlte er einen heftigen Schmerz am Knie. Die Einbildung mit ihrer unberechenbaren Geschwindigkeit sagte ihm nun, es wäre der Schlag einer Kugel, und er würde sogleich den Knall eines Flintenschusses hören, aber der Knall ertönte nicht; Dantes streckte die Hand aus und fühlte einen Widerstand. Er zog sein anderes Bein an sich und berührte die Erde. Nun sah er, was der Gegenstand war, den er für eine Wolke gehalten hatte. Zwanzig Schritte von ihm erhob sich eine Felsenmasse von so bizarren Formen, daß man sie hätte für einen mitten in seinem glühendsten Brande versteinerten Herd halten können. Es war die Insel Tiboulen.

Dantes erhob sich, machte ein paar Schritte vorwärts, und streckte sich aus, Gott auf den Granitspitzen dankend, welche ihm zu dieser Stunde weicher schienen, als ihm je das weichste Bett vorgekommen war. Dann entschlummerte er, trotz des Windes, trotz des Sturmes, trotz des Regens, welcher zu fallen anfang, völlig gerädert durch die Anstrengung, zu jenem köstlichen Schlummer des Menschen, dem der Körper erstarrt, dessen Seele aber mit dem Bewußtsein eines unerwarteten Glückes fortglüht. Nach einer Stunde erwachte Edmond wieder unter dem ungeheuren krachen eines Donners; der Sturm war im Raume entfesselt und peitschte die Luft mit seinem geräuschvollen Flügelschlage. Von Zeit zu Zeit fuhr ein Blitz wie eine Feuerschlange vom Himmel herab und beleuchtete die Wellen und die Wolken, welche vor einander herrollten, wie die Wogen eines unermesslichen Chaos.

Dantes hatte sich mit seinem Seemannsblicke nicht getäuscht: er hatte an der ersten von den zwei Inseln gelandet; welche wirklich Tiboulen ist; er wußte, daß sie kahl und öde war und nicht den geringsten Zufluchtsort bot. Wenn sich aber der Sturm gelegt hätte; würde er sich wieder in die See werfen und nach der; zwar ebenfalls unfruchtbaren; aber viel größeren und folglich gastlicheren Insel Lemaire schwimmen. Ein überhängender Felsen bot Dantes einen augenblicklichen Schutz; er flüchtete sich darunter; und beinahe gleichzeitig brach der Sturm in seiner ganzen Wut los. Edmond fühlte, wie der Fels zitterte, der ihn beschirmte; an der Base der riesigen Pyramide sich brechend; sprangen die Wellen bis zu ihm zurück. Obgleich in Sicherheit, wurde er unter diesem furchtbaren Tosen; unter diesen blendenden Blitzen von einer Art von Schwindel ergriffen; es kam ihm vor, als bebte die Insel unter ihm und würde jeden Augenblick, wie ein vor Anker liegendes Schiff; sein Kabeltau zerreißen und ihn in den ungeheuren Strudel fortziehen. Nun erinnerte er sich; daß er seit vier und zwanzig Stunden nichts gegessen; er hatte Hunger; er hatte Durst. Dantes streckte die Hände und den Kopf aus; und trank das Wasser des Sturmes aus der Höhlung des Felsen.

Als er sich erhob; beleuchtete ein Blitz, der den Himmel bis zu dem Fuße des blendenden Thrones von Gott zu öffnen schien, den weiten Raum. Bei dem Schimmer dieses Blitzes sah Dantes; zwischen der Insel Lemaire und dem Cap Croiselle; eine Viertelstunde von sich entfernt; wie ein von der Höhe einer Welle in den Abgrund geleitetes Gespenst, ein kleines Fischerfahrzeug erscheinen; das zugleich vom Sturme und der Woge fortgetragen wurde. Eine Sekunde nachher erschien das Gespenst; mit furchtbarer Geschwindigkeit sich nähernd, auf dem Gipfel einer zweiten Welle, Dantes wollte schreien; er suchte einen Fetzen Leinwand; den er in der Luft flattern lassen könnte; um ihnen anzudeuten; daß sie ihrem Verderben entgegen gingen; aber sie sahen es wohl selbst. Bei dem Schimmer eines andern Blitzes gewahrte der junge Mann vier an den Matten und Stangen angeklammerte Männer; ein fünfter hielt sich an der Stange des zerbrochenen Steuerruders. Diese Männer, welche er sah, sahen ihn wohl ebenfalls, denn verzweiflungsvolles Geschrei, von den pfeifenden Windspitzen fortgetragen, drang an sein Ohr. Über dem wie ein Rohr gekrümmten Maste flatterte ein Segel in Fetzen. Plötzlich brachen die Bande, welche es noch zurück hielten, und es verschwand, fortgerissen in den dunkeln Tiefen des Himmels, wie jene großen weißen Vögel, die sich auf den schwarzen Wolken hervorheben.

Zu gleicher Zeit vernahm man ein furchtbares Krachen, Todesgeschrei gelangte zu Dantes. Wie ein Sphinx an seinen Felsen geklammert, von wo er hinausschaute in die Sturmfluth, zeigte ihm der Blitz das zerschellte kleine Fahrzeuge und unter den Trümmern Köpfe mit verzweifelm Gesicht und Arme zum Himmel emporgestreckt. Dann versank Alles in Nacht; das furchtbare Schauspiel hatte die Dauer des Blitzes gehabt.

Dantes stürzte nach dem schlüpfrigen Abhang des Felsen, auf die Gefahr, selbst in die See zu rollen. Er schaute, er horchte, aber er hörte und sah nichts mehr: kein Geschrei, keine Anstrengung eines Menschen mehr, der Sturm allein, diese große Sache Gottes, fuhr fort mit den Winden zu brüllen und mit den Wellen zu schäumen. Nach und nach legte sich der Wind, der Himmel wälzte gegen Westen große graue, durch den Sturm gleichsam entfärbte Wolken; das Azur erschien wieder mit Sternen, welche heller funkelten als je, bald zeigte gegen Osten ein langer röthlicher Streifen am Horizont schwarzblaue Wellenlinien, die Wogen sprangen, ein rascher Schimmer lief über ihre Höhe hin und verwandelte ihre schäumenden Gipfel in eine Goldmähne. Es war der Tag.

Dantes blieb unbeweglich und stumm vor diesem großen Schauspiel, als, erblickte er es zum ersten Male, er hatte es in der Tat seit der Zeit, die er im Castell If war, vergessen. Sich nach der Festung umwendend, befragte er mit einem Kreisblicke zugleich das Land und das Meer. Das düstere Gebäude trat aus dem Schooße der Wellen mit der eindrucksvollen Majestät der unbeweglichen Dinge hervor, welche zugleich zu bewachen und zu befehlen scheinen. Es mochte ungefähr fünf Uhr sein; das Meer beruhigte sich immer mehr. »In zwei bis drei Stunden,« sagte Edmond zu sich selbst. »wird der Schließer in mein Zimmer kommen, den Leichnam meines armen Freundes finden, ihn erkennen, mich vergebens suchen und Lärm machen. Dann wird man das Loch, die Galerie finden; man wird die Menschen befragen, welche mich in das Meer geschleudert und den Schrei, den ich ausstieß, hören mußten. Sobald die Barken mit bewaffneten Soldaten gefüllt sind, werden sie dem unglücklichen Flüchtling nachsetzen, da man wohl weiß, daß er nicht fern sein kann. Die Kanone wird die ganze Küste benachrichtigen, daß sie einem Menschen, den man umherirrend, nackt und ausgehungert finden werde, keine Zufluchtsstätte geben soll. Die Spione und Alguazils werden in Kenntnis gesetzt und durchstreifen die Küste, während der Gouverneur der Insel If das Meer durchstreift. Umstellt auf dem Wasser, abgeschnitten auf dem Lande, was soll dann aus mir werden? Ich hungere, ich friere, ich habe Alles bis auf das rettende Messer, das mir im Schwimmen hinderlich war, weggeworfen; ich bin der Gnade des nächsten Bauern preisgegeben, der gern durch meine Auslieferung zwanzig Franken verdienen möchte; ich habe weder mehr Kraft, noch einen Gedanken, noch Entschlossenheit. Oh! mein Gott! mein Gott! Siehe, ob ich genug gelitten habe, und ob Du für mich mehr tun kannst, als ich selbst für mich zu tun vermag.«

In dem Augenblick, wo Edmond in einer Art von Delirium, veranlaßt durch die Erschöpfung seiner Kräfte und die Leere seines Gehirns, angstvoll dem Schlosse If zugewendet, dieses glühende Gebet sprach, sah er an der Spitze der Insel Pomègue; sein lateinisches Segel vom Horizont abhebend, und wie eine Möwe, welche die Wellen kreisend einherfliegt, ein kleines Fahrzeug erscheinen, in welchem nur das Auge eines Seemanns eine genuesische Tartane auf der noch dunkeln Linie des Meeres zu erkennen vermochte. Sie kam aus dem Hafen von Marseille und gewann die Höhe; indem sie den funkelnden Schaum vor dem scharfen Vorderteil hertrieb; das ihren runden Seiten eine leichtere Bahn öffnete.

»Oh!« rief Edmond; »wenn ich bedenke, daß ich in einer halben Stunde dieses Schiff erreicht hätte, befürchtete ich nicht, befragt, für einen Flüchtling erkannt und nach Marseille zurückgeführt zu werden! Was soll ich tun? was soll ich sagen? welche Fabel soll ich erfinden, von der sie bethört werden dürften? Diese Leute sind insgesamt Schleichhändler, Halbpiraten. Unter dem Vorwande der Küstenfahreirei treiben sie Seeräuberei; sie werden mich lieber verkaufen; als eine unfruchtbare, wenn auch gute Handlung ausführen, Wir wollen warten . . . Doch das Warten ist etwas Unmögliches; ich sterbe vor Hunger; in ein paar Stunden wird das Wenige, was mir von Kraft übrig geblieben ist; vollends verschwunden sein; überdies naht die Stunde des Besuches, man hat noch nicht Lärm gemacht, vielleicht wird man nichts vermuten, ich kann mich für einen von den Matrosen des kleinen Schiffes ausgeben, das in dieser Nacht gescheitert ist, dieser Fabel wird es nicht an Wahrscheinlichkeit gebrechen. Keiner wird zurückkehren, um mir zu widersprechen, denn das Meer hat sie insgesamt verschlungen.«.

Während Dantes diese Worte sprach, wandte er die Augen nach der Stelle, wo das kleine Schiff zerschellt war, und bebte. An dem Rande eines Felsen war die phrygische Mütze von einem der schiffbrüchigen Matrosen hängen geblieben, und' nahe dabei schwammen einige Trümmer vom Kiel. träge Balken, die das Meer an die Base der Insel warf, an welche sie wie ohnmächtige Widder stießen.

Der Entschluß von Dantes war auf der Stelle gefaßt, er warf sich in die See, schwamm nach der Mütze, bedeckte sich den Kopf damit, ergriff einen von den Balken. und wandte sich, um in die Linie zugelangen, welche das Schiff verfolgen mußte.

»Nun bin ich gerettet.« murmelte er.

Und diese Überzeugung, verlieh ihm wieder seine Kräfte. Bald erblickte er die Tartane, welche, da sie widrigen Wind hatte, zwischen dem Schlosse If und dem Thurme von Planir lavierte. Dantes befürchtete einen Augenblick, das kleine Schiff könnte statt sich an der Küste zu halten, in die offene See gehen, wie es dasselbe zum Beispiel getan hätte, wenn Corsica oder Sardinien seine Bestimmung gewesen wäre; aber an der Art und Weise, wie es manoeuvrirte, erkannte der Schwimmer, daß es, nach der Gewohnheit der Schiffe, welche nach Italien gehen, zwischen der Insel Jaros und der Insel Calasareigne durchzufahren wünschte.

Indessen näherten sich das Schiff und der Schwimmer einander unmerklich; bei einem seiner Schläge kam sogar das kleine Fahrzeug auf eine Viertelstunde zu Dantes. Da erhob er sich auf den Wellen und bewegte seine Mütze als Notzeichen, aber Niemand bemerkte ihn auf dem Schiffe, welches schwankte und einen neuen Schlag begann. Dantes gedachte zu rufen, er maß jedoch mit dem Auge die Entfernung und sah ein, daß seine Stimme, zum Voraus weggetragen und bedeckt von dem Seewind und dem Geräusche, der Wellen, nicht bis zu dem Schiffe gelangen würde. Er wünschte sich nun Glück, daß er so vorsichtig gewesen, sich auf einem Balken auszustrecken, Geschwächt, wie er war, hätte er sich vielleicht nicht auf dem Meere halten können, bis er die Tartane, erreicht haben würde, und fuhr die Tartane vorüber, ohne ihn zu sehen, was im Reiche der Möglichkeit lag, so wäre er nicht im Stande gewesen, die Küste wieder zu erreichen. Obgleich des Weges beinahe gewiss, den das Schiff verfolgte, begleitete es Dantes doch mit seinen Augen in einer gewissen Angst bis zu der Minute, wo es umlegte und zu ihm zurückkam; dann schwamm er ihm entgegen; aber ehe sie zusammentrafen, fing das Schiff an umzudrehen. Sogleich erhob sich Dantes mit einer äußersten Anstrengung, daß er beinahe auf dem Wasser stand, bewegte seine Mütze in der Luft und

gab einen von jenen kläglichen Schreien von sich, wie die Seeleute in der Not ausstoßen, und die eines Meergeistes Klage zu fein scheinen.

Diesmal hörte und sah man ihn. Die Tartane unterbrach ihr Manoeuvre und drehte ihr Vorderteil nach seiner Seite; zu gleicher Zeit bemerkte er, daß man eine Schaluppe in das Meer zu setzen sich anschickte. Einen Augenblick nachher wandte sich die Schaluppe, mit zwei Matrosen bemannt und das Meer mit seinem doppelten Ruder peitschend gegen ihn. Dantes ließ nun den Balken los, dessen er nicht mehr zu bedürfen glaubte, und schwamm kräftig, um denjenigen, welche ihm entgegenkamen, den halben Weg zu ersparen. Der Schwimmer hatte indessen auf beinahe mangelnde Kräfte gerechnet; er fühlte nun, von welchem Nutzen ihm das Stück Holz gewesen wäre, das bereits träge hundert Schritte von ihm schwamm. Seine Augen fingen an steif zu werden, seine Beine hatten ihre Biegsamkeit verloren, seine Bewegungen wurden hart und gestoßen, seine Brust keuchte.

Er stieß einen zweiten Schrei aus, die Ruderer verdoppelten ihre Thätigkeit, und einer von ihnen rief ihm italienisch: »Mut!« zu. Das Wort drang in dem Augenblick zu ihm, wo eine Woge, die er zu überwältigen nicht mehr Kraft hatte, über seinem Kopfe hing und ihn mit Schaum bedeckte.

Er erschien wieder, das Meer mit den ungleichen verzweifelten Bewegungen eines Ertrinkenden bearbeitend, stieß einen dritten Schrei aus und fühlte, wie er untersank, als hätte er noch die tödliche Kugel am Fuße. Das Wasser ging über seinen Kopf, und durch das Wasser sah er den bleifarbenen Himmel mit schwarzen Flecken. Eine gewaltige Anstrengung brachte ihn auf die Oberfläche zurück. Es kam ihm vor, als ob man ihn bei den Haaren faßte, dann sah er nichts mehr, hörte er nichts mehr: er war ohnmächtig. Als er die Augen wieder öffnete, befand er sich auf dem Verdeck der Tartane, die ihren Weg fortsetzte; er schaute vor Allem, welche Richtung sie verfolgte; man entfernte sich immer mehr von dem Schlosse If.

Dantes war so erschöpft, daß der Ausruf der Freude den er von sich gab, für einen Schmerzensseufzer gehalten wurde. Er lag, wie gesagt, auf dem Verdeck; ein Matrose rieb ihm die Glieder mit einer wollenen Decke; ein Anderer, den er als denjenigen erkannte, welcher ihm Mut zugerufen hatte, schob ihm die Mündung einer Kürbisflasche durch die Lippen, ein Dritter, ein alter Seemann, der zugleich der Lotse und der Patron war, schaute ihn mit dem selbstsüchtigen Mitleid an, das im Allgemeinen die Menschen für ein Unglück fühlen, welchem sie am Tage zuvor entgangen sind, und das sie am nächsten Tage treffen kann. Einige Tropfen Rhum, welche die Kürbisflasche enthielt, belebten den geschwächten Magen des jungen Mannes, während die Reibungen, die der vor ihm kniende Matrose mit der Wolle an seinem Körper fortsetzte, seinen Gliedern wieder Geschmeidigkeit verliehen.«

»Wer seid Ihr?« fragte in schlechtem Französisch der Patron.

»Ich bin ein maltesischer Matrose,« antwortete Dantes in schlechtem Italienisch; »wir kommen von Syrakus und hatten Wein und Panoline geladen. Der Sturm von dieser Nacht überfiel uns bei Cap Morgiou, und wir scheiterten an den Felsen, die Ihr dort sehet.«

»Woher kommt Ihr?«

»Von jenen Felsen, an denen ich mich glücklicher Weise anklammern konnte, während sich unser armer Kapitän den Kopf daran zerschellte. Unsere anderen drei Gefährten ertranken, und ich bin, glaube ich, allein am Leben geblieben; ich erblickte Euer Schiff, befürchtete zu lange auf der Einsamen, öden Insel warten zu müssen, und wagte mich auf ein Trumm unseres Fahrzeuges, um zu Euch zu gelangen. Ich danke, daß Ihr mir das Leben gerettet habt; ich war verloren, als mich einer von Euren Matrosen bei den Haaren faßte.«

»Das war ich,« sagte ein Matrose mit treuherzigem, von einem langen schwarzen Barte umgebenen Gesichte, »und es war Zeit, denn Ihr sanket unter.«

»Ja,« sprach Dantes, ihm die Hand reichend, »ja, mein Freund, ja, und ich danke Euch zum zweiten Male.«

»Meiner Treue!« sagte der Matrose, »ich zögerte beinahe; mit Eurem sechs Zoll langen Barte und Euren Fuß langen Haaren habt Ihr eher das Aussehen eines Räubers, als das eines ehrlichen Mannes.«

Dantes erinnerte sich in der Tat, daß er sich seit seinem Aufenthalt im Schlosse If weder die Haare geschnitten noch rasiert hatte. »Ja,« sagte er, »ich habe in einem Augenblick der Gefahr der heiligen Jungfrau ein Gelübde getan, mir zehn Jahre lang weder die Haare noch den Bart abzuschneiden. Heute läuft mein Gelübde ab, und ich wäre beinahe am Jahrestage ertrunken.«

»Was sollen wir nun mit Euch machen?« fragte der Patron,

»Ach, ! was Ihr wollt. Die Felucken, zu der ich gehörte, ist verloren, der Kapitän ist tot. Ich bin demselben Schicksale entgangen, aber wie Ihr seht; völlig nackt. Zum Glück darf ich mich als einen ziemlich guten Matrosen betrachten. Setzt mich in dem nächsten dem besten Hafen, wo Ihr Euch vor Anker legt, aus, und ich werde auf einem Handelsschiffe Beschäftigung finden.«

»Ihr kennt das mittelländische Meer?«

»Ich fahre darauf seit meiner Kindheit.«

»Ihr wißt, wo gute Ankerplätze zu finden sind?«

»Es gibt wenige Häfen, selbst unter den schwierigsten, wo ich nicht mit geschlossenen Augen aus und einzufahren vermöchte.«

»Sagt, Patron,« fragte der Matrose, welcher Dantes Mut zugerufen hatte, »warum soll der Kamerad nicht bei uns bleiben, wenn er die Wahrheit spricht?«

»Ja, wenn er die Wahrheit spricht,« erwiderte der Patron mit einer Miene des Zweifels; »aber in dem Zustande, in welchem sich der arme Teufel befindet, verspricht man viel, und hält dann eben gerade, was man kann.«

»Ich werde mehr halten, als ich versprochen habe.« versetzte Dantes.

»Oh! oh!« rief der Patron lachend. »wir werden sehen.«

»Wann Ihr wollt.« sagte Dantes aufstehend. »Wohin fahrt Ihr?«

»Nach Livorno.«

»Warum preßt Ihr nicht, statt Schläge zu tun, wobei Ihr eine kostbare Zeit verliert, ganz einfach den Wind so fest als möglich,«

»Weil wir gerade auf die Insel Rion zulaufen würden.«

»Ihr kommt auf mehr als zwanzig Faden daran vorbei.«

»So nehmt das Steuerruder,« sagte der Patron, »und wir werden Euer Wissen beurteilen.«

Der junge Mann setzte sich an das Steuerruder, überzeugte sich durch einen leichten Druck, daß das Schiff gehorsam war, und rief, als er sah, daß es, ohne von erster Feinheit zu sein, sich nicht weigerte:

»An die Brassens und Boleinen.«

Die vier Matrosen, welche die Mannschaft bildeten, liefen an ihre Posten; während ihnen der Patron zuschaute.«

»Holt an!« fuhr Dantes fort.

Die Matrosen gehorchten ziemlich pünktlich.

»Und nun bindet an; gut.«

Dieser Befehl wurde wie die zwei ersten ausgeführt, und statt mit Schlägen fortzulaufen; rückte das kleine Schiff gegen die Insel Rion vor, an welcher es, wie dies Dantes vorhergesagt hatte, vorüber kam, indem es dieselbe auf zwanzig Faden vom Steuerbord ließ.

»Bravo!« rief der Kapitän.

»Bravo!« wiederholten die Matrosen.

Und Alle schauten verwundert diesen Mann an; dessen Blick wieder einen Geist, dessen Körper wieder eine Kraft gefunden hatte, wie man es entfernt nicht bei ihm vermutete.

»Ihr seht,« sagte Dantes; den Helmstock verlassend; »Ihr seht, daß ich Euch auf der Fahrt wenigstens zu etwas nütze sein könnte; wollt Ihr mich in Livorno nicht behalten, nun, so laßt Ihr mich

dort, und von meinen ersten Monaten Sold entschädige ich Euch für meine Kost bis dahin und für die Kleider; die Ihr mir leihen werdet.«

»Gut! Gut!« versetzte der Patron. »Die Sache läßt sich machen; wenn Ihr billig sein werdet.«

»Ein Mann ist so viel wert, als der andere,« sprach Dantes; »was Ihr den Kameraden gebt, gebt Ihr mir auch, und es ist abgemacht.«

»Das ist nicht richtig;« rief der Matrose, welcher Dantes aus dem Meere gezogen hatte; »denn Ihr versteht mehr als wir.«

»Was den Teufel geht das Dich an, Jacopo,« sagte der Patron; »es steht Jedem frei; sich für die Summe zu verdingen, die ihm beliebt.«

»Allerdings,« versetzte Jacopo, »es war auch nur eine Bemerkung von mir.«

»Du würdest besser daran tun; diesem braven Jungen, der ganz nackt ist eine Hose und ein Wamms zu leihen, vorausgesetzt, Du hast so viel Vorrath.«

»Nein,« sagte Jacopo, »aber ich habe ein Hemd und eine Hose.«

»Mehr brauche ich nicht,« rief Dantes; »ich danke, mein Freund.«

Jacopo schlüpfte durch die Luke hinab und kam in einem Augenblick mit den zwei Kleidungsstücken zurück, welche Dantes mit unbeschreiblicher Freude anzog.

»Braucht Ihr noch etwas Anderes?« fragte der Patron.

»Ein Stück Brot und noch einen Schluck von dem vortrefflichen Rhum, den ich gekostet, denn ich habe sehr lange nichts mehr zu mir genommen.«

In der Tat ungefähr vierzig Stunden.

Man brachte Dantes ein Stück Brot und Jacopo reichte ihm die Flasche.

»Den Helmstock an Backbord,« rief der Patron sich gegen den Rudergänger umwendend.

Dantes warf einen Blick nach derselben Seite, während er die Flasche nach seinem Munde führte, aber die Flasche blieb auf halbem Wege.

»Halt,« fragte der Patron, »was geht im Castell If vor?«

Eine kleine weiße Wolke, welche die Aufmerksamkeit von Dantes erregt hatte, war wirklich die Zinnen der südlichen Bastei von Castell If bekränzend erschienen. Eine Secunde nachher erstarb der Lärm eines entfernten Knalles an Bord der Tartane. Die Matrosen schauten einander an.

»Was soll das bedeuten?« fragte der Patron.

»Es wird ein Gefangener in dieser Nacht entwichen sein, und man feuert die Lärmkanone ab,« sagte Dantes.

Der Patron warf einen Blick auf den jungen Mann, der, während er diese Worte sprach, die Kürbisflasche an den Mund gesetzt hatte, aber er sah ihn den Trank, den sie enthielt, mit solcher Ruhe schlürfen, daß wenn er einen Verdacht hatte, dieser nur seinen Geist durchzog und sogleich wieder erlosch.

»Euer Rhum ist teuflermäßig stark,« sagte Dantes, mit dem Hemdärmel seine von Schweiß tiefende Stirne abtrocknend.

»Ist er es,« murmelte der Kapitän ihn anschauend, »desto besser, ich habe in jedem Fall einen tüchtigen Mann bekommen.«

Unter dem Vorwande von Müdigkeit bat Dantes, sich an das Steuerruder setzen zu dürfen. Sehr erfreut, seiner Funktionen überhoben zu sein, fragte der Rudergänger den Patron mit dem Auge, und dieser bedeutete ihm durch ein Zeichen, er könnte den Helmstock seinem neuen Gefährten übergeben. In dieser Stellung konnte Dantes seine Augen auf Marseille gerichtet halten.

»Den wievielten des Monats haben wir?« fragte Dantes Jacopo, der sich das Castell If aus dem Gesichte verlierend zu ihm gesetzt hatte.

»Den 28sten Februar,« antwortete dieser.

»Von welchem Jahre?« fragte abermals Dantes.

»Von welchem Jahre? Ihr fragt, von welchem Jahre?«

»Ja,« versetzte der junge Mann.

»Ihr habt das Jahr vergessen, in welchem wir uns befinden?«

»Was wollt Ihr,« sagte Dantes lachend, »ich habe diese Nacht eine solche Angst ausgestanden, daß ich darüber beinahe den Geist verlor, und mein Gedächtnis ist noch völlig gestört, ich frage Euch also den 28sten von welchem Jahre haben wir?«

»Vom Jahre 1829,« sagte Jacopo.

Es waren auf den Tag vierzehn Jahre, daß man Dantes verhaftet hatte. Mit neunzehn Jahren war er in das Castell If gekommen, und er verließ dasselbe mit drei und dreißig Jahren. Ein schmerzliches Lächeln zog über seine Lippen hin; er fragte sich, was aus Mercedes während dieser Zeit, wo sie ihn hatte für tot halten müssen, geworden wäre. Dann entzündete sich ein Blitz des Hasses in seinen Augen, indem er an die drei Menschen dachte, denen er eine so lange und grausame Gefangenschaft zu verdanken hatte, und er erneuerte gegen Danglars, Fernand und Villefort den Schwur unversöhnlicher Rache, den er in seinem Gefängnis ausgesprochen hatte; und sein Schwur war keine leere Drohung, denn zu dieser Stunde hätte der beste Schnellsegler des mittelländischen Meeres sicherlich die kleine Tartane nicht mehr einholen können, welche mit voller Kraft nach Livorno fuhr.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. *Die Schmuggler*

Dantes war noch keinen Tag an Bord- als er bereits wußte, mit wem er es zu tun hatte. Ohne in der Schule des Abbé Faria gewesen zu sein, verstand der würdige Patron *der jungen Amalie* (dies war der Name der genuesischen Tartane) beinahe alle Sprachen, welche man um den großen See, genannt das mittelländische Meer, spricht, von dem Arabischen bis zum Provençalischen. Das ersparte ihm die Dolmetscher, stets langweilige und indiskrete Leute, und erleichterte ihm den Verkehr mit den Schiffen, die er auf der See traf, mit den kleinen Barken, welche er die Küsten entlang benützte, sowie mit den Leuten ohne Namen, ohne Vaterland, ohne scheinbaren Stand, wie man sie beständig auf den Platten der Kaie in der Nähe von Seehäfen trifft, Menschen, welche von geheimnisvollen, verborgenen Quellen leben, die ihnen, wie man glauben muß, in gerader Linie von der Vorsehung zukommen, weil sie keine für das bloße Auge sichtbare Existenzmittel haben. Man errät, daß Dantes an Bord eines Schmugglerschiffes war. Der Patron hatte ihn auch Anfangs mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen; er war allen Douaniers der Küste sehr wohl bekannt, und da unter diesen Herren und ihm ein Austausch von Listen stattfand, von denen die eine immer feiner ausgedacht und geschickter ausgeführt war, als die andere, so meinte er zuerst, Dantes wäre ganz einfach Emissär von Dame Gabelle, welche dieses geistreiche Mittel anwendet um einige Geheimnisse des Gewerbes zu ergründen; aber die glänzende Art und Weise, wie Dantes aus der Prüfung hervorgegangen war, hatte ihn völlig überzeugt; als er sodann den leichten Rauch wie einen Lampenkranz über der Bastei des Castells If schweben sah und das entfernte Geräusch des Knalles hörte, dachte er einen Augenblick, er hätte denjenigen an Bord genommen, welchem man, wie den Königen bei ihren Ein- und Auszügen, die Ehre der Kanone bewilligte. Dies beunruhigte ihn schon weniger, als wenn der Ankömmling ein Douanier gewesen wäre; doch die zweite Mutmaßung verschwand bald, wie die erste, bei dem Anblick der vollkommenen Ruhe seines Rekruten.

Edmond hatte also den Vorteil, zu wissen, was sein Patron war, ohne daß sein Patron wissen konnte, was er war. Von welcher Seite ihn auch der alte Seemann und seine Kameraden angriffen, er gab nicht nach und machte kein Geständnis, sondern erzählte nur viel von Neapel und Malta, was er wie Marseille kannte, und er hielt seine erste Angabe mit einer Festigkeit aufrecht, die seinem Gedächtnis Ehre machte. Es ließ sich also der Genueser, so listig er auch war, von Dantes bethören, zu dessen Gunsten seine Sanftmuth, seine nautische Erfahrenheit und besonders eine äußerst kluge Verstellung sprachen. Vielleicht war der Genueser einer von den gescheidten Menschen, welche immer nur das wissen, was sie wissen sollen, und nur glauben, was sie zu glauben ein Interesse haben. In dieser gegenseitigen Stellung gelangte man nach Livorno.

Edmond mußte hier eine erste Probe machen: er mußte erforschen, ob er sich nach den vierzehn Jahren, die er sich nicht gesehen, selbst erkennen würde. Er hatte eine ziemlich genaue Erinnerung von dem bewahrt was der Jüngling gewesen war, und wollte nun wissen, wie es sich mit dem Manne verhielt. In den Augen seiner Kameraden war sein Gelübde erfüllt; er war bereits zwanzigmal in Livorno vor Anker gegangen. Edmond kannte einen Barbier in der San-Fernando-Straße, er trat bei ihm ein, um sich den Bart und die Haare schneiden zu lassen. Der Barbier schaute mit Erstaunen den Mann mit den langen Haaren und dem dicken schwarzen Barte an, der einem von den schönen Köpfen von Tizian glich. Es war damals noch nicht Mode, Haare und Bart in so starker Entwicklung zu tragen; heutzutage dürfte ein Barbier wohl staunen, wenn ein mit so großen körperlichen Vorzügen ausgerüsteter Mensch sich freiwillig derselben begeben würde. Der livornesische Barbier ging ohne eine Bemerkung zu machen an die Arbeit.

Als die Operation beendet war, als Edmond sich völlig rasiert fühlte und die Haare wieder ihre gewöhnliche Länge hatten, verlangte er einen Spiegel und beschaute sich. Er war nun, wie gesagt, drei und dreißig Jahre alt, und die vierzehn Jahre Gefängnis hatten gleichsam eine große

moralische Veränderung in seinem Gesichte hervorgebracht. Dantes war in das Castell If mit dem runden, lachenden, blühenden Gesichte des glücklichen Jünglings gekommen, dem die ersten Schritte im Leben leicht gewesen sind, und der auf die Zukunft wie auf die natürliche Folge der Vergangenheit rechnet. Alles Dies hatte sich sehr verändert. Sein ovales Gesicht war länglich geworden, sein lachender Mund hatte die festen Formen angenommen, welche Entschlossenheit andeuten, seine Brauen waren unter einer einzigen nachdenklichen Falke gebogen, seine Augen hatten das Gepräge tiefer Traurigkeit angenommen, woraus zuweilen die düsteren Blitze der Misanthropie und des Hasses hervorsprangen; so lange von dem Lichte und den Sonnenstrahlen entfernt, hatte seine Gesichtshaut die matte Farbe angenommen, welche, wenn das Gesicht von schwarzen Haaren umrahmt ist, die aristokratische Schönheit der Männer des Norden bildet. Das tiefe Wissen, welches er erlangt, hatte dabei über sein ganzes Antlitz den Widerschein einer Glorie geistiger Sicherheit verbreitet. Überdies hatte er, obgleich von Natur ziemlich hoch gewachsen, jene gedrängte Stärke eines seine Kräfte beständig in sich selbst concentrirenden Körpers erlangt. Auf die Zierlichkeit von nervigen, schlanken Formen war das Entschiedene runder, muskuliger Formen gefolgt. Die Gebete, das Schluchzen und die Verwünschungen hatten seine Stimme bald in einen Klang von seltsamer Weichheit, bald in eine rauhe, beinahe rohe Betonung verwandelt. Unablässig in einem Halblichte und in der Dunkelheit, hatten seine Augen, wie die der Hyäne und des Wolfes, die seltene Fähigkeit bekommen, die Gegenstände bei der Nacht zu unterscheiden. Edmond lächelte, als er sich sah; sein bester Freund, wenn ihm noch ein Freund übrig blieb, konnte ihn unmöglich erkennen; er erkannte sich selbst nicht mehr.

Der Parton *der jungen Amalie*, dem viel daran gelegen war, einen Mann von dem Werte von Edmond unter seinen Leuten zu behalten, bot ihm einen Vorschuß auf seinen Anteil am zukünftigen Nutzen an, was Edmond auch annahm. Als er den Barbier verließ, welcher die erste Metamorphose bei ihm bewerkstelligt hatte, war es seine Hauptaufgabe, in ein Magazin zu gehen und einen vollständigen Matrosenanzug zu kaufen. Ein solcher Anzug ist bekanntlich sehr einfach; er besteht aus einer weißen Hose, einem gestreiften Hemde und einer phrygischen Mütze. In diesem Gewande erschien Edmond wieder vor dem Patron *der jungen Amalie*, dem er seine Geschichte wiederholen mußte. Der Patron wollte in dem zierlichen Matrosen den Mann mit dem dicken Barte und Haaren voll Seegrass und mit einem von Wasser triefenden Leibe nicht erkennen, den er nackt und sterbend auf dem Verdecke seines Schiffes aufgenommen hatte. Ergriffen von seinem guten Aussehen erneuerte er Dantes seine Anwerbungsanschläge; aber Dantes hatte seine Pläne und willigte nur auf drei Monate ein.

Die Mannschaft *der jungen Amalie* benahm sich sehr thätig und gehorsam gegen die Befehle eines Patrons, der seine Zeit nicht zu verlieren gewohnt war. Kaum befand er sich acht Tage in Livorno, als die runden Flanken des Schiffes von Mousselin, von verbotenen Baumwollenwaaren, von englischem Pulver und von Taback voll waren, auf welchen die Regie ihren Stempel zu setzen vergessen hatte. Es handelte sich darum, alles Dies ohne Hafengebühren zu bezahlen und folglich frei von jeder Visitation von Livorno wegzubringen und auf dem Gestade von Corsica auszushippen, wo gewisse Speculanten es übernahmen, die Ladung nach Frankreich zu schaffen. Man ging ab. Edmond durchschnitt abermals das azurblaue Meer, den ersten Horizont seiner Jugend, den er so oft in den Träumen seiner Gefangenschaft gesehen hatte. Er ließ zu seiner Rechten Gorgono, zu seiner Linken Pinosa, und segelte nach dem Vaterlande von Paoli und Napoleon. Als der Patron am andern Morgen auf das Verdeck stieg, was er immer frühzeitig that, fand er Dantes, der an die Schiffswand gelehnt mit einem seltsamen Ausdruck einen Haufen von Granitfelsen betrachtete, welche die aufgehende Sonne mit rosigem Licht übergoß: es war die Insel Monte Christo. *Die junge Amalie* ließ sie auf ungefähr drei Viertelstunden von ihrem Steuerbord und setzte ihren Weg nach Corsica fort.

Als Dantes an dieser Insel mit dem für ihn so klingenden Namen hinfuhr, dachte er, er hätte nur in das Meer zu springen und in einer halben Stunde wäre er auf dem gelobten Lande. Aber was sollte er dort tun, ohne Werkzeuge, um seinen Schatz zu entdecken, ohne Waffen, um ihn zu

verteidigen? Was würden überdies die Matrosen sagen? was würde der Patron denken? Er mußte warten. Glücklicher Weise verstand Dantes zu warten: er hatte vierzehn Jahre auf seine Freiheit gewartet, und konnte nun, da er frei war, auch sechs Monate oder ein Jahr auf seinen Reichtum warten. Hatte er nicht die Freiheit ohne Reichtum angenommen, würde man sie ihm angeboten haben? War überdies dieser Reichtum nicht ganz chimärisch? War er, in dem kranken Gehirne des Abbé Faria geboren, nicht mit diesem gestorben? Allerdings war der Brief des Cardinal Spada seltsam genau. Und Dantes wiederholte in seinem Gedächtnis von einem Ende zum andern den Brief, von dem er kein Wort vergessen hatte.

Es kam der Abend; Edmond sah die Insel durch alle Tinten ziehen, welche die Dämmerung mit sich führt, und dann für Jedermann in der Dunkelheit sich verlieren; er aber, dessen Blick an die Dunkelheit des Gefängnisses gewöhnt war, sah sie ohne Zweifel immer noch, denn er blieb der letzte auf dem Verdeck. Am andern Morgen erwachte man auf der Höhe von Aleria. Man lavierte den ganzen Tag; am Abend entzündeten sich Feuer auf der Küste. Aus der Verteilung dieser Feuer ersah man ohne Zweifel, daß man ausschiffen konnte, denn statt der Flagge wurde eine Schiffslaterne auf dem kleinen Fahrzeuge aufgesteckt, und man näherte sich dem Ufer auf Schußweite.

Dantes hatte bemerkt, daß der Patron *der jungen Amalie*, ohne Zweifel für feierliche Veranlassungen. als er sich dem Lande näherte, zwei kleine Feldschlangen, Wallbüchsen ähnlich aufpflanzen ließ, welche ohne großes Geräusch zu machen, eine hübsche Kugel von vier auf das Pfund auf tausend Schritte schleudern konnten. Für diesen Abend war jedoch seine Maßregel überflüssig; Alles ging auf das Sanfteste und Artigste der Welt. Vier Schaluppen näherten sich mit sehr geringem Getöse dem Schiffe, das, wohl um ihnen Ehre anzutun, seine eigene Schaluppe in die See setzte, und diese fünf Schaluppen, verstanden sich jeden Falls so gut, daß um zwei Uhr Morgens die ganze Ladung vom Bord *der jungen Amalie* auf das Festland übergeschifft war. Noch in derselben Nacht, in solchem Maße war der Patron *der jungen Amalie* ein Mann von Ordnung, fand die Verteilung statt: jeder Mann bekam für seinen Teil ungefähr achtzig Franken.

Doch die Expedition war noch nicht zu Ende: man legte sich gegen Sardinien. Es handelte sich darum, das Schiff, das man gelöscht hattete wieder zu laden.

Die zweite Operation ging so günstig vorüber, als die erste; *die junge Amalie* war im Glücke. Für das Großherzogtum Lucca bestimmt, bestand die neue Ladung beinahe nur aus Havanna-Cigarren, Xeres- und Malagaweinen. Hier gerieth man in Streit mit der Douane, dieser ewigen Feindin des Patrone *der jungen Amalie*. Ein Zollwächter blieb auf dem Platze, und zwei Matrosen wurden verwundet. Dantes war einer von diesen beiden Matrosen; eine Kugel hatte das Fleisch seiner linken Schulter durchdrungen.

Dantes war beinahe glücklich über dieses Scharmützel und beinahe zufrieden mit seiner Wunde; diese rauhen Lehrerinnen zeigten ihm, mit welchem Auge er die Gefahr betrachtete und mit welchem Mute er das Leiden ertrug. Er hatte die Gefahr lachend angeschaut, und als er den Schuß erhielt, sagte er wie der griechische Philosoph: »Schmerz, du bist kein Übel.« Überdies hatte er den auf den Tod verwundeten Zollwächter untersucht, und, sei es nun die Hitze des in Thätigkeit begriffenen Blutes, sei es Erkaltung der menschlichen Gefühle, dieser Anblick brachte nur einen leichten Eindruck auf ihn hervor. Dantes war auf dem Wege, den er durchlaufen wollte, und ging dem Ziele zu, das er zu erreichen gedachte. Sein Herz war im Begriff, sich in seiner Brust zu versteinern. Jacopo, der Dantes, als er ihn fallen sah, für tot hielt, stürzte auf ihn zu; hob ihn auf und pflegte ihn, sobald er einmal aufgehoben war; als vortrefflicher Kamerad.

Die Welt war also nicht so gut, wie sie Doktor Pangloß ansah, aber sie war auch nicht so schlecht, wie dies Dantes glaubte, da dieser Mensch, der nichts von seinem Gefährten zu erwarten hatte, als daß er seinen Prisenanteil erben würde, einen so lebhaften Kummer darüber kundgab, daß er ihn sterben sehen sollte? Glücklicher Weise, war Edmond nur verwundet. Durch Anwendung gewisser Kräuter, welche von sardinischen alten Weibern zu gewissen Zeiten gesammelt und an die Schmuggler verkauft wurden, schloß sich die Wunde bald wieder. Edmond wollte Jacopo prüfen; er

bot ihm für die Pflege; die er von ihm empfangen hattest seinen Prisenanteil; aber Jacopo schlug es mit Entrüstung aus.

Die Folge der sympathischen Ergebenheit; welche Jacopo Edmond von dem ersten Augenblick, wo er ihn sah, widmete, war, daß Edmond Jacopo eine gewisse Summe Zuneigung bewilligte. Aber Jacopo verlangte nicht mehr; er hatte instinktmäßig bei Edmond die Überlegenheit wahrgenommen, die dieser vor den Andern zu verbergen wußte, und der brave Seemann war mit dem Wenigen, was ihm Edmond zugestand, zufrieden. Während der langen Fahrtage, wenn das Schiff mit Sicherheit auf diesem Azurmeere lief und bei dem günstigsten Winde; der seine Segel schwellte, nur der Hilfe des Rudergängers bedurfte, machte sich Edmond; eine Seekarte in der Hand, zum Lehrer bei Jacopo, wie der arme Abbé Faria sein Lehrer gewesen war. Er prägte ihm die Lage der Küsten ein, er erklärte ihm die Veränderungen des Kompasses, lehrte ihn lesen in dem großen über unsern Häuptern geöffneten Buche, das man den Himmel nennt, und auf dessen Blau Gott mit Diamantbuchstaben geschrieben hat.

Und wenn Jacopo ihn fragte: »Wozu soll es nutzen, daß Du einen armen Matrosen meiner Art alle diese Dinge lehrst?« so antwortete Edmond: »Wer weiß, Du wirft vielleicht eines Tags Schiffskapitän; Dein Landsmann Bonaparte ist Kaiser geworden.«

Wir haben vergessen, zu bemerken, daß Jacopo Corsicaner war.

Man hatte bereits dritthalb Monate in diesen auf einander folgenden Fahrten zugebracht. Edmond war ein eben so geschickter Küstenfahrer geworden, als er zuvor ein kühner Seefahrer gewesen war; er hatte mit allen Schmugglern des Gestades Bekanntschaft gemacht und alle jene Maurerzeichen erlernt, mit deren Hilfe diese Halbpiraten sich erkennen. Er war zwanzigmal vor seiner kleinen Insel Monte Christo hin- und hergefahren, hatte aber bei allem dem nie Gelegenheit gefunden, daselbst zu landen. Er faßte daher einen Entschluß: sobald sein Vertrag mit dem Patrone *der jungen Amalie* zu Ende wäre, wollte er eine kleine Barke für seine eigene Rechnung miethen (Dantes konnte dies, denn bei seinen verschiedenen Fahrten hatte er sich ein hundert Piaster erspart), und sich unter irgend einem Vorwande nach der Insel Monte Christo begeben. Dort wurde er in aller Freiheit seine Nachforschungen vornehmen . . . Nicht in aller Freiheit, denn er würde ohne Zweifel von denjenigen, welche ihn geführt, beobachtet werden; aber in dieser Welt muß man wohl etwas wagen.

Edmond war im Gefängnis klug geworden, und er hatte gerne nichts gewagt. Aber er mochte immerhin in seiner Einbildungskraft suchen, so fruchtbar sie auch war, er fand kein anderes Mittel, auf die so sehr ersehnte Insel zu gelangen, als das, sich dahin führen zu lassen. Dantes war in diesem Zögern begriffen, als der Patron, der ein großes Vertrauen in ihn setzte und Edmond in seinem Dienste zu behalten wünschte, diesen eines Abends beim Arme nahm und ihn in eine Taverne der Via dei Oglia führte, wo sich das Beste versammelte, was es in Livorno an Schmugglern gab. Hier wurden gewöhnlich die Küstenangelegenheiten abgemacht. Dantes war schon mehrere Male in dieser Seebörse gewesen und hatte sich, die kühnen Seeräuber betrachtend, die ein Litoral von mehr als zweitausend Stunden lieferte wiederholt gefragt, über welche Macht ein Mann verfügen würde, dem es gelänge, den Impuls seines Willens allen diesen vereinigten oder von einander sich entfernenden Fäden zu verleihen. Diesmal war von einer großen Angelegenheit die Rede: es handelte sich um ein mit türkischen Teppichen, Stoffen aus der Levante und Kaschemir, beladenes Schiff; man mußte ein neutrales Gebiet finden, wo der Austausch statthaben könnte, und dann die Gegenstände auf die französische Küste zu werfen suchen. Die Prämie war ungeheuer, wenn es gelangt man sprach von fünfzig bis sechzig Piastern für den Mann.

Der Patron *der jungen Amalie* schlug als Ausschiffungsort die Insel Monte Christo vor, welche gänzlich verlassen war und, sowohl der Douaniers als der Soldaten entbehrend, mitten in das Meer zur Zeit des heidnischen Olympos von Mercur gesetzt worden zu sein scheint, von diesem Gotte der Kaufleute und Diebe, Classen, die wir getrennt, wenn auch nicht unterschieden haben, während sie das Altertum in dieselbe Kategorie einreichte. Bei dem Namen Monte Christo bebte Dantes vor Freude: er stand auf, um seine Bewegung zu verbergen, und machte einen Gang durch die rauchige

Taverne, wo sich alle Idiome der bekannten Welt in der fränkischen Sprache verschmolzen. Als er sich den zwei Redenden wieder näherte, ward beschlossen, vor Monte Christo vor Anker zu legen und diese Expedition in der folgenden Nacht anzutreten. Um Rath gefragt, drückte Edmond die Ansicht aus, es böte die Insel alle mögliche Sicherheit, und große Unternehmungen, wenn sie gelingen sollen, müßten schnell ausgeführt werden. Es wurde also nichts an dem Programm verändert, das man entworfen hatte. Man sollte am nächstfolgenden Abend die Anker lichten und, bei schöner See und günstigem Winde, am zweiten Abend die Gewässer der neutralen Insel zu erreichen suchen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. *Die Insel Monte Christo*

In Folge eines von jenen unerwarteten Glücksfällen, wie sie zuweilen denjenigen begegnen, an welchen sich die Strenge des Schicksals lange Zeit abgemühet hat, sollte also Dantes sein Ziel durch ein äußerst einfaches und natürliches Mittel erreichen und den Fuß auf die Insel setzen, ohne irgend Jemand Verdacht einzuflößen.

Nur eine Nacht trennte ihn noch von der so sehr ersehnten Abreise, diese Nacht war eine der fieberhaftesten, welche Dantes je zugebracht hatte. Alle guten und schlimmen Möglichkeiten stellten sich abwechselnd vor seinen Geist; wenn er die Augen schloß, sah er den Brief des Cardinal Spada in flammenden Charakteren an die Mauer geschrieben; entschlummerte er einen Augenblick, so wirbelten die unsinnigsten Träume in seinem Gehirne umher; er stieg in Grotten mit Pflastern von Smaragden, mit Wänden von Rubinen, mit Stalaktiten von Diamanten; die Perlen fielen Tropfen auf Tropfen herab, wie gewöhnlich das unterirdische Wasser sickert. Entzückt, geblendet, füllte Edmond seine Taschen mit Edelsteinen; dann kehrte er an das Tageslicht zurück, und diese Edelsteine hatten sich in einfache Kiesel verwandelt; bald versuchte er es, abermals in diese nur halberschauten Höhlen einzudringen, doch der Weg krümmte sich in endlosen Schneckenlinien; der Eingang war wieder unsichtbar geworden; er suchte vergebens in seinem Gedächtnis das magische, geheimnisvolle Wort, welches dem arabischen Fischer die glänzenden Höhlen von Ali-Baba öffnete. Alles war fruchtlos: der verschwundene Schatz war wieder das Eigentum der Erdgeister geworden, denen er denselben zu entreißen gehofft hatte.

Der Tag kam beinahe ebenso fieberhaft, als es die Nacht gewesen war, aber er führte allmählig die Logik herbei, und Dantes vermochte einen bis jetzt unbestimmt in seinem Gehirne schwebenden Plan festzustellen. Es kam der Abend, und mit dem Abend wurden Vorkehrungen zur Abreise getroffen, diese Vorkehrungen waren für Dantes ein Mittel, seine Aufregung zu verbergen. Im Verlauf der Zeit hatte er bei seinen Gefährten ein solches Ansehen gewonnen, daß er befehlen konnte, als ob er der Herr des Schiffes gewesen wäre; und da seine Befehle stets klar, pünktlich und leicht ausführbar waren, so gehorchten ihm seine Gefährten nicht nur mit Eilfertigkeit, sondern auch mit Vergnügen. Der alte Seemann ließ ihn gewähren; er hatte ebenfalls die Überlegenheit von Dantes über seine anderen Matrosen und über ihn selbst erkannt; er sah in dem jungen Manne seinen natürlichen Nachfolger und bedauertet daß er keine Tochter hatte, um Edmond durch diese hohe Verbindung zu fesseln.

Um sieben Uhr Abends war Alles bereit; um sieben Uhr zehn Minuten umsegelte man den Leuchtturm gerade in dem Augenblick; wo er sich entzündete. Das Meer war ruhig; mit einem Winde; welcher von Nordost wehte. Man schiffte unter einem Azurhimmel; woran Gott auch nach und nach sein Leuchtfeuer anzündete; von denen jedes eine Welt ist, Dantes erklärte; es könnte Jedermann sich schlafen legen, er würde das Steuer übernehmen. Hatte der Malteser (so nannte man Dantes) eine solche Erklärung gemacht, so genügte dies; und Jedermann legte sich ruhig nieder. So geschah es manchmal. Aus der Einsamkeit wieder in die Welt geworfen; fühlte Dantes von Zeit zu Zeit das gebieterische Bedürfnis nach der Einsamkeit. Welche zugleich unermesslichere und poetischere Einsamkeit gibt es aber, als die eines einzelnen Schiffes, das in der Dunkelheit der Nacht; in der Stille des ungeheuren Raumes und unter dem Blicke des Herrn auf dem Meere schwimmt? Diesmal wurde die Einsamkeit von seinen Gedanken bevölkert, die Nacht von seinen Illusionen erleuchtet und die Stille von seinen Gelöbnissen belebt.

Als der Patron erwachte; ging das Schiff unter allen seinen Segeln: es war kein Fetzen Leinwand darauf; der nicht vom Winde aufgeblasen wurde. Man machte mehr als drittehalb Lieues in einer Stunde. Die Insel Monte Christo wuchs am Horizont. Edmond übergab das Schiff seinem Herrn und streckte sich ebenfalls in seiner Hängematte aus; aber trotz seiner schlaflosen Nacht vermochte er die

Augen nicht eine Minute zu schließen. Zwei Stunden nachher stieg er wieder auf das Verdeck. Das Schiff umsegelte eben die Insel Elba. Man war auf der Höhe von Mareciano oberhalb der flachen grünen Insel Pianosa und sah am Azur des Himmels die flammende Spitze von Monte Christo sich erheben. Dantes befahl dem Rudergänger; den Helmstock an Backbord zu legen, um Pianosa rechts zu lassen; er hatte berechnet, daß dieses Manoeuvre den Weg um zwei bis drei Knoten abkürzen mußte. Gegen fünf Uhr Abends hatte man die Insel vollkommen im Angesicht. Man gewahrte die geringsten Einzelheiten in Folge jener atmosphärischen Durchsichtigkeit, welche dem Lichte eigenthümlich ist, das die Strahlen der Sonne bei ihrer Neige ergießen.

Edmond verschlang mit den Augen diese Felsenmasse, welche, durch alle Farben der Abenddämmerung zog, – vom lebhaften Rosa bis zum Dunkelblau; zuweilen stiegen ihm glühende Strömungen in das Gesicht, seine Stirne war mit Purpur übergossen und eine dunkelrote Wolke zog vor seinen Augen hin. Nie fühlte einen Spieler, dessen ganzes Vermögen auf die Würfel gestellt ist, bei einem Wurf die Bangigkeit, welche Dantes bei seinen Hoffnungs-Parorysmen empfand. Es kam die Nacht. Um zehn Uhr landete man. *Die junge Amalie* war die erste beim Rendezvous. Trotz seiner gewöhnlichen Selbstbeherrschung war Dantes nicht im Stande, sich zu halten; er sprang zuerst an das Ufer; wenn er es gewagt hätte, würde er, wie Brutus, die Erde geküßt haben. Es war finstere Nacht; doch um elf Uhr flog der Mond mitten aus dem Meere auf, dessen Bewegungen er versilberte; dann begannen seine Strahlen; je mehr er sich erhob, in weißen Lichtcascaden auf den aufgehäuften Felsen dieses zweiten Pelion zu spielen.

Die Mannschaft der jungen Amalie war mit der Insel vertraut; sie gehörte zu ihren gewöhnlichen Stationen. Dantes hatte sie zwar bei jeder von seiner Reisen nach der Levante gesehen; war aber nie dasselbe an das Land gestiegen. Er fragte Jacopo:

»Wo werden wir die Nacht zubringen?«

»Am Bord der Tartane,« antwortete der Matrose.

»Wären wir nicht besser in den Grotten?«

»In welchen Grotten?«

»In den Grotten der Insel.«

»Ich kenne hier keine Grotten,« sagte Jacopo.

Kalter Schweiß floß über die Stirne von Dantes.

»Es gibt keine Grotten auf Monte Christo?« fragte er.

»Nein.«

Dantes blieb einen Augenblick ganz betäubt; dann dachte er, diese Grotten könnten seit kurzer Zeit durch irgend einen Zufall aufgefüllt oder sogar aus Vorsicht von dem Cardinal Spada verstopft worden sein. Es hing in diesem Falle Alles davon ab, daß man die verlorene Öffnung wiederfand; sie in der Nacht zu suchen war unnütz; Dantes verschob daher die Nachforschung auf den andern Tag; ein Signal, welches auf eine halbe Stunde in der See gegeben wurde, und das *die junge Amalie* sogleich durch ein ähnliches Signal erwiderte, deutete überdies an, daß der Augenblick, an das Geschäft zu gehen, gekommen war. Beruhigt durch das Signal, das dem zuletzt Ankommenden zu erkennen geben sollte, daß man mit aller Sicherheit zusammentreffen könnte, erschien das zweite Schiff bald weiß und schweigsam, wie ein Gespenst, und ankerte eine Kabellänge vom Ufer. Sogleich begann die Überschaffung.

Dantes dachte während der Arbeit an das freudige Hurra, das er unter diesen Leuten mit einem einzigen Worte hervorrufen könnte, wenn er ganz laut den Gedanken sagen würde, der beständig ganz leise an seinem Ohre und an seinem Herzen summt; aber statt das herrliche Geheimnis zu enthüllen, befürchtete er im Gegenteil, schon zu viel gesagt und durch sein Hin- und Hergehen, durch seine wiederholten Fragen, durch seine ängstlichen Beobachtungen und durch seine Unruhe Verdacht erregt zu haben; zum Glücke, unter diesen Umständen wenigstens, hatte eine sehr schmerzliche Vergangenheit seinem Antlitz das Gepräge einer unvertilgbaren Schwermut verliehen, und die

Strahlen der Heiterkeit, welche man zuweilen unbestimmt unter dieser Wolke erblickte waren in der Tat nur Blitze.

Niemand vermutete etwas, und als Dantes am andern Tage, ein Gewehr, Pulver und Blei nehmend, das Verlangen äußerte, eine von den zahlreichen wilden Ziegen zu schießen, die man von Fels zu Fels springen sah, schrieb man seinen Ausflug nur der Liebe zur Jagd oder der Sehnsucht nach der Einsamkeit zu. Jacopo allein bat dringend, ihm folgen zu dürfen. Dantes wollte sich nicht widersetzen, aus Furcht, durch sein Widerstreben gegen die Begleitung Verdacht einzuflößen. Aber kaum war er eine Viertelstunde gegangen und hatte Gelegenheit gefunden, eine junge Ziege zu erlegen, so schickte er Jacopo mit derselben zu seinen Gefährten zurück, wobei er den Auftrag gab, sie braten zu lassen, und ihm, wenn sie fertig war, durch einen Flintenschuß ein Zeichen zu geben. Einige getrocknete Früchte und ein Fiasco Wein von Montepulciano sollten das Mahl vervollständigen. Dantes setzte seinen Weg, sich von Zeit zu Zeit umwendend, fort. Auf der Spitze eines Felsen angelangt, sah er tausend Fuß unter sich seine Gefährten, mit denen Jacopo wieder zusammen getroffen war, bereits emsig mit der Zubereitung eines Frühstücks beschäftigt, das sich durch die Geschicklichkeit von Edmond um ein Hauptstück vermehrt hatte.

Edmond betrachtete sie einen Augenblick mit dem sanften, traurigen Lächeln des überlegenen Mannes und sprach:

»In zwei Stunden werden diese Leute fünfzig Piaster reich wieder abfahren und ihr Leben an den Versuch sehen, weitere fünfzig Piaster zu gewinnen; dann werden sie mit sechs hundert Livres in der Börse zurückkehren und diesen Schatz mit dem Stolze der Sultane und dem Vertrauen der Nabobs verschleudern. Die Hoffnung macht, daß ich heute ihren Reichtum verachte, der mir das tiefste Elend zu sein scheint; morgen wird mich die Täuschung vielleicht nötigen, dieses tiefe Elend als das höchste Glück zu betrachten . . . Oh, nein!« rief Edmond, »das wird nicht der Fall sein, der unfehlbare Faria wird sich nicht in dieser einzigen Sache getäuscht haben. Überdies wäre es besser zu sterben, als dieses untergeordnete, erbärmliche Leben zu führen.« So hatte Dantes, der drei Monate zuvor nur nach der Freiheit schmachtete, bereits nicht mehr genug an dieser Freiheit, und seine ganze Sehnsucht war auf den Reichtum gerichtet; das war nicht der Fehler von Dantes, sondern von Gott, der, die Macht des Menschen beschränkend, endlose Wünsche in ihn gelegt hat.

Einem zwischen zwei Felsmauern verlorenen, wahrscheinlich durch Sturzbäche ausgehöhlten Wege folgend, den ohne Zweifel noch kein menschlicher Fuß betreten hatte, näherte sich Dantes indessen dem Orte, wo seiner Vermutung nach die Grotten bestanden haben mußten. Während er am Meeresstrande fortwanderte und die geringsten Gegenstände mit strenger Aufmerksamkeit prüfte, glaubte er an gewissen Felsen von der Hand des Menschen ausgehöhlte Kerben zu bemerken.

Die Zeit, welche auf jede physische Sache ihren Moosmantel wirft, wie auf die moralischen Dinge ihren Mantel der Vergessenheit, schien diese Zeichen verschont zu haben, die mit-einer gewissen Regelmäßigkeit und ohne Zweifel in der Absicht, eine Spur anzudeuten, gemacht waren. Von Zeit zu Zeit verschwanden jedoch die Zeichen unter Myrtengebüschen, welche sich in großen, mit Blüten bedeckten Sträußen ausbreiteten, oder unter Schmarotzerpflanzen. Dann mußte Edmond die Zweige auf die Seite schieben oder die Moose aufheben, um die Merkmale zu finden, welche ihn in diesem zweiten Labyrinth leiteten. Diese Zeichen hatten übrigens Edmond frohe Hoffnung verliehen. Warum sollte sie nicht der Cardinal gemacht haben, damit sie im Falle einer Catastrophe, welche er nicht so ganz hatte voraussehen können, seinem Neffen als Führer dienen mochten? Der Einsame Ort mußte wohl einem Manne zu sagen, der einen Schatz vergraben wollte. Doch hatten die ungetreuen Zeichen nicht andere Augen angezogen, als diejenigen, für welche sie bestimmt waren, oder hatte die Insel mit den düsteren Wundern treu ihr herrliches Geheimnis bewahrt?

Ungefähr sechzig Schritte vom Hafen kam es indessen Edmond, der durch die Gestalt des Bodens stets vor seinem Gefährten verborgen war, vor, als ob die Kerben aufhörten, ohne daß sie jedoch gegen eine Grotte einmündeten. Ein großer, runder, auf eine feste Grundlage gestellter Fels war das einzige Ziel, nach welchem sie zu führen schienen. Edmond dachte, statt das Ende

erreicht zu haben, wäre er vielleicht im Gegenteil erst am Anfang; er nahm daher die Rückspur und kehrte auf seinem Wege um. Während dieser Zeit bereiteten seine Gefährten das Frühstück, schöpften sie Wasser an der Quelle, brachten Brot und Früchte an das Land und ließen die junge Ziege braten. Gerade in dem Augenblick, wo sie diese von dem improvisierten Spieße zogen, gewahrten sie Edmond, welcher leicht und verwegen wie eine Gemse von Fels zu Fels sprang; sie feuerten eine Flinte ab, um ihm das Signal zu machen. Der Jäger veränderte sogleich die Richtung und beeilte sich, zu ihnen zurückzulaufen. Aber in der Sekunde, wo ihm Alle mit den Augen in dem Fluge folgten, den er ausführte, wobei sie seine Gewandheit als eine Vermessenheit betrachteten, glitschte Edmond, gleichsam um ihre Befürchtungen zu rechtfertigen, der Fuß aus; er strauchelte auf dem Gipfel eines Felsens, stieß einen Schrei aus und verschwand.

Alle sprangen gleichzeitig auf, denn Alle liebten Edmond froh seines Übergewichts, Jacopo kam jedoch zuerst an Ort und Stelle. Er fand Edmond blutend und beinahe ohne Bewußtsein ausgestreckt. Der Arme war von einer Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß herabgerollt. Man flößte ihm einige Tropfen Rhum ein, und dieses Mittel, welches bereits so viel Wirksamkeit bei ihm geäußert hatte, war von demselben Erfolge begleitet, wie das erste Mal.

Edmond schlug die Augen wieder auf und beklagte sich über einen heftigen Schmerz am Knie, über große Schwere des Kopfes und über unerträgliche Stiche in den Lenden. Man wollte ihn an das Gestade bringen, als man ihn aber berührte, erklärte er seufzend, obgleich Jacopo die Sache leitete, er fühle sich nicht kräftig genug, den Transport zu ertragen. Es war für Dantes begreiflicher Weise von keinem Frühstück die Rede; er forderte jedoch seine Kameraden, welche nicht dieselben Ursachen hatten, wie er, Diät zu halten, auf, an ihren Posten zurückzukehren. Edmond behauptete, er brauche für sich nur ein wenig Ruhe, und wenn sie wiederkämen, würden sie ihn erleichtert finden. Die Matrosen ließen sich nicht zu sehr bitten; sie hatten Hunger, der Geruch der jungen Ziege gelangte bis zu ihnen, und unter Seewölfen ist man nicht zu ceremoniös.

Nach einer Stunde kamen sie zurück. Edmond hatte nicht mehr tun können, als sich durch einen Raum von etwa zehn Schritten schleppen, um sich an einen moosigen Felsen zu lehnen, Aber weit entfernt, nachzulassen, hatten die Schmerzen von Dantes eher an Heftigkeit zugenommen. Genötigt, am Morgen abzureisen, um seine Ladung zwischen Piemont und Frankreich, zwischen Nizza und Frejus niederzulegen, forderte der alte Patron Dantes dringend auf, er möge sich zu erheben suchen. Dantes machte übermenschliche Anstrengungen, um dieser Aufforderung zu entsprechen; doch bei jedem Versuche fiel er klagend und erbleichend zurück,

»Er hat die Lenden gebrochen,« sagte ganz leise der Patron; »gleichviel, es ist ein guter Kamerad, und wir dürfen ihn nicht verlassen; versuchen wir es, ihn auf die Tartane zu schaffen.«

Aber Dantes erklärte, daß er lieber sterben wolle, wo er war, als die grausamen Schmerzen ertragen, die ihm die Bewegung machte, so schwach Sie auch wäre.

»Wohl,« sprach der Patron, »komme, was da will; man kann nicht sagen, daß wir einen braven Kameraden, wie Ihr seid, ohne Hilfe gelassen haben, Wir brechen erst diesen Abend auf.«

Dieser Entschluß setzte die Matrosen sehr in Erstaunen, aber keiner von ihnen bekämpfte ihn, im Gegenteil. Der Patron war ein so strenger Mann, daß man ihn bei dieser Veranlassung zum ersten Male auf ein Unternehmen Verzicht leisten, oder nur dessen Ausführung verzögern sah. Dantes wollte auch nicht leiden, daß man zu seinen Gunsten einen so schweren Einbruch in die an Bord festgestellten Regeln der Disziplin machte.

»Nein,« sagte er zu dem Patron, »ich war ein Ungeschickter, und es ist billig, daß ich die Strafe für meine Ungeschicklichkeit erdulde. Laßt mir ein wenig Vorrath an Zwieback, eine Flinte, Pulver und Blei, um Ziegen zu erlegen oder um mich zu verteidigen, und eine Haue, um mir, wenn Ihr mich zu lange nicht abholen würdet, eine Art von Haus zu machen.«

»Aber Du wirst Hungers sterben,« erwiderte der Patron.

»Lieber dies,« sprach Edmond, »als die unerhörten Schmerzen ertragen, welche mir die geringste Bewegung verursacht.«

Der Patron kehrte sich nach dem Schiffe um, das sich, bereit in die See zu gehen, sobald seine Toilette vollendet wäre, in dem kleinen Hafen schaukelte.

»Was sollen wir denn tun, Malteser?« sagte er. »Wir können Dich nicht so verlassen und können doch auch nicht hier bleiben.«

»Geht! Geht!« rief Dantes.

»Wir sind wenigstens acht Tage abwesend,« entgegnete der Patron, »und wir müssen auch von unserem Wege abgehen, um Dich zu holen.«

»Hört,« sprach Dantes, »wenn Ihr in zwei bis drei Tagen von jetzt an irgend ein Fischerboot oder ein anderes Fahrzeug trifft, das in diese Gegend kommt, so empfiehlt mich demselben; ich bezahle fünf und zwanzig Piaster für meine Rückkehr nach Livorno. findet Ihr keines, so kommt selbst.«

Der Patron schüttelte den Kopf.

»Hört, Patron Baldi, es gibt ein Mittel, Alles in das Reine zu bringen,« sagte Jacopo; »geht, ich bleibe bei dem Verwundeten um ihn zu pflegen.«

»Und Du leistest auf Deinen Anteil am Gewinn Verzicht, um bei mir zu bleiben?« sprach Edmond.

»Ja, und zwar ohne Bedauern.«

»Du bist ein braver Bursche, Jacopo,« rief Edmond, »und Gott wird Dich für Deinen guten Willen belohnen; aber ich brauche Niemand und danke Dir; ein oder zwei Tage Ruhe werden mich wiederherstellen, und ich hoffe an diesen Felsen Kräuter zu finden, welche für Quetschungen vortrefflich sind.«

Ein seltsames Lächeln zog über die Lippen von Dantes; er drückte Jacopo mit freundschaftlichem Ergüsse die Hand, war aber unerschütterlich in seinem Entschlusse, zu bleiben, und zwar allein zu bleiben. Die Schmuggler ließen Edmond zurück, was er forderte, entfernten sich so: dann, nicht ohne sich wiederholt umzuwenden, und machten ihm, so oft sie sich umwandten, alle Zeichen eines herzlichen Lebewohls, das Edmond nur mit der Hand erwiderte, da er den übrigen Körper nicht bewegen konnte.

Als sie verschwunden waren, murmelte Dantes lachend:

»Es ist sonderbar, daß man unter solchen Menschen Beweise von Freundschaft und Handlungen treuer Ergebenheit findet.«

Dann schleppte er sich vorsichtig bis auf die Spitze eines Felsens, der ihm den Anblick des Meeres gewährte, und sah von hier aus die Tartane ihre Zurüstung vollenden, die Anker lichten, sich anmutig wiegen, wie eine Möwe, welche ihren Flug nimmt, und abfahren. Nach Verlauf einer Stunde war sie völlig verschwunden; wenigstens, wurde es auf der Stelle, wo der Verwundete weile, unmöglich, sie zu sehen. .

Dann erhob sich Dantes, geschmeidiger und leichter als eine junge Ziege unter den Myrten und Mastirstauden auf diesem wilden Gestein, nahm seine Flinte in eine Hand, seine Haue in die andere, und eilte nach dem Felsen, gegen welchen die Kerben ausliefen, die er zuvor wahrgenommen hatte.

»Und nun,« rief er, indem er sich der Geschichte des arabischen Fischers erinnerte, welche ihm Faria erzählt hatte, »nun öffne Dich, Sesam!«

Sechstes bis zehntes Bändchen

Erstes Kapitel.

Blendung

Die Sonne war ungefähr im Dritteile ihren Laufes angelangt und ihre Strahlen fielen warm und belebend auf die Felsen, welche selbst für die Wärme empfänglich zu sein schienen. Tausende von Grillen ließen, unsichtbar im Heidekraut, ihr eintöniges, unablässiges Gemurmel vernehmen Die Blätter der Myrten und Feigenbäume zitterten und gaben ein beinahe metallisches Geräusch von sich. Bei jedem Schritte, den Edmond auf dem erwärmten Granit that, machte er die smaragdgrünen Eidechsen entfliehen. Man sah in der Ferne auf den Abschüssen der Insel die wilden Ziegen springen, welche zuweilen die Jäger dahin locken, mit einem Worte, die Insel war bewohnt, belebt, und dennoch fühlte sich Edmond allein unter der Hand Gottes. Es erfaßte ihn irgend eine innere Bewegung, welche ziemlich viel Ähnlichkeit mit der Furcht hatte. Es war das Mißtrauen gegen den lichten Tag, das selbst in der Wüste vermuten läßt, daß forschende Augen auf uns schauen.

Dieses Gefühl war so stark, daß Edmond in der Minute, wo er zur Arbeit schreiten wollte, inne hielt, seine Haue niederlegte, seine Flinte wieder aufnahm, zum letzten Male den höchsten Felsen der Insel erstieg und von da einen weiten Blick auf Alles warf, was ihn umgab. Aber was seine Aufmerksamkeit anzog, war weder das poetische Corsica, dessen Häuser er sogar unterscheiden konnte, noch das darauf folgende beinahe unbekannte Sardinien, noch die Insel Elba mit den riesenhaften Erinnerungen, noch die unmerkliche Linie, die sich am Horizont ausdehnte und dem Auge des Seemanns das stolze Genua und das handeltreibende Livorno enthüllte; nein, es war die Brigantine, welche bei Tagesanbruch, und die Tartane, welche so eben die Anker gelichtet hatte; die erste war auf dem Punkte, in der Meerenge von Bonifacio zu verschwinden, die andere fuhr, dem entgegengesetzten Wege folgend, an Corsica hin und war im Begriff, diese Insel zu umsegeln.

Dieser Anblick beruhigte Edmond, er lenkte nun seine Augen auf die Gegenstände zurück, die ihn mehr unmittelbar umgaben; auf dem höchsten Punkte der conischen Insel sah er sich als die gebrechliche Statue dieses ungeheuren Piedestals; unter ihm kein Mensch; um ihn her keine Barke, nichts als das azurblaue Meer, das die Base der Insel peitschte, welche das ewige Anschlag mit einer silbernen Franse besetzte. Dann stieg er mit raschen Schritten, aber vorsichtig hinab: er hatte in diesem Augenblick gewaltig bange vor einem Unfall, wie der, welchen er so geschickt und glücklich vorgegeben.

Dantes hatte, wie gesagt, die Gegenspür der in den Felsen zurückgelassenen Kerben genommen und gesehen, daß diese Linie zu einem kleinen, wie ein Nymphenbad des Altertums verborgenen, Krek führte. Diesen Krek war in seiner Öffnung weit genug und in seinem Mittelpunkte tief genug, daß ein kleines Fahrzeug von der Art der Speronaren einlaufen und darin verborgen bleiben konnte. Den Faden der Schlüsse verfolgend, diesen Faden, den er in den Händen des Abbé Faria den Geist auf eine so sinnreiche Weise hatte durch das Irrsal der Wahrscheinlichkeiten führen sehen, – dachte er, der Cardinal Spada habe in seinem Interesse, nicht bemerkt zu werden, in diesem Krek gelandet, sein kleines Fahrzeug darin versteckt, die von den Kerben angedeutete Linie verfolgt und am Ende dieser Linie seinen Schatz vergraben. Dieser Gedanke hatte Dantes zu dem kreisförmigen Felsen zurückgeführt. Nur Eines beunruhigte Edmond und stürzte alle seine Gedanken nieder: wie hatte man, ohne beträchtliche Kräfte anzuwenden, diesen Felsen, welcher vielleicht fünfzig bis sechzigtausend Pfunds schwer war, auf die Base emporarbeiten können, auf der er ruhte?

Plötzlich kam Dantes ein Gedanke.

»Statt den Felsen hinaufzuarbeiten, hat man ihn ohne Zweifel herabgeschafft,« sagte er zu sich selbst und er eilte über den Felsen hinaus, um die Stelle seiner ersten Base zu suchen. Er sah in der Tat bald, daß nachdem ein leichter Abhang gemacht worden, der Felsen von seiner Base herabgeglitten war und an der Stelle angehalten hatte, wo ihm ein anderer Felsen, so groß als ein gewöhnliches Werkstück, als Untersatz diente. Steine und Kiesel waren sorgfältig wieder an die entsprechenden Orte gelegt worden, um jede Auflösung des Zusammenhangs verschwinden zu machen; diese, so zusagen, Maurerarbeit hatte man mit vegetabilischer Erde bedeckt, das Gras war gewachsen, das Moos hatte sich ausgebreitet, einige Myrten- und Mastirsamen hatten sich festgesetzt, und der alte Felsen schien an den Boden gelöthet. Dantes nahm vorsichtig die Erde weg und erkannte das sinnreiche Kunstwerk oder glaubte es wenigstens zu erkennen. Dann fing er an, mit der Haue diese durch die Zeit verkittete Zwischenmauer anzugreifen.

Nach einer Arbeit von zehn Minuten gab die Mauer nach, und es ward ein Loch, durch das man den Armschieben konnte, geöffnet. Dantes fällt den stärksten Olivenbaum, den man finden konnte, entblößte ihn von seinen Zweigen, steckte ihn in das Loch und machte einen Hebel daraus; aber der Fels war zugleich zu schwer und zu fest durch den unteren Felsen unterlegt, als daß eine menschliche Kraft, und wäre es die von Herkules gewesen, ihn hätte erschüttern können.

Dantes bedachte nun, daß er diese Unterlage selbst angreifen müsse, aber durch welches Mittel? Er schaute umher, wie es verlegene Menschen tun, und sein Blick fiel auf ein Pulverhorn, das ihm sein Freund Jacopo zurückgelassen hatte; er lächelte: die höllische Erfindung sollte das Werk verrichten.

Mit Hilfe seiner Haue grub Dantes zwischen dem oberen Felsen und demjenigen, auf welchem dieser ruhte, einen Minengang, wie es die Pioniere zu tun pflegen, wenn sie dem Arme des Menschen eine zu große Anstrengung ersparen wollen, dann verstopfte er ihn mit Pulver, fädelt sein Sacktuch aus, wälzte es im Salpeter und machte eine Lunte daraus. Sobald die Lunte brannte, entfernte sich Dantes. Die Explosion ließ nicht auf sich warten; der obere Felsen wurde einen Augenblick durch die unberechenbare Kraft aufgehoben, der untere zersprang in Stücke. Durch die kleine Öffnung, welche Dantes zuerst gemacht hatte, kam eine ganze Welt von zitternden Insekten hervor, und eine ungeheure Natter, die Wächterin dieses geheimnisvollen Weges, wälzte sich auf ihren bläulichen Ringen fort und verschwand.

Dantes näherte sich. Nunmehr ohne Stütze, neigte sich der obere Felsen gegen den Abgrund. Der unerschütterliche Sucher machte die Runde um denselben, wählte eine von den schwankendsten Stellen, stützte seinen Hebel an eine seiner Ecken und stemmte sich mit seiner ganzen Kraft, einem Sisyphus ähnlich, gegen den Felsen. Bereits durch die Explosion erschüttert, wankte der Fels; Dankes verdoppelte seine Anstrengung. Man hätte glauben sollen, einer von den Titanen reiße Berge mit der Wurzel aus, um mit dem Herrn der Götter Krieg zu führen. Der Fels gab endlich nach, rollte, sprang, stürzte nieder und verschwand, sich im Meere versenkend. Er ließ einen kreisförmigen Platz entblößt und brachte einen eisernen Ring an den Tag, welcher mitten in eine Platte von viereckiger Form gelöthet war.

Dankes stieß einen Schrei der Freude und des Erstaunens aus. Nie hatte ein glänzenderer Erfolg einen ersten Versuch gekrönt. Er wollte fortfahren, aber seine Beine zitterten so stark, sein Herz schlug so heftig, eine so glühende Wolke zog vor seinen Augen vorüber, daß er inne halten mußte. Dieses augenblickliche Zögern hatte die Dauer eines Blitzes. Edmond steckte seinen Hebel in den Ring, hob ihn kräftig, und aus ihrem Kite gebrochen, öffnete sich die Platte und entblößte den jähren Abhang einer Art von Treppe, welche sich in den Schatten einer immer dunkler werdenden Grotte vertiefte.

Ein Anderer wäre mit einem Freudengeschrei hineingestürzt, Dantes blieb stehen, erleichte, zweifelte.

»Ruhig, ich will ein Mann sein,« sagte er zu sich selbst. »Ich will, an das Unglück gewöhnt, mich nicht durch eine Täuschung niederschlagen lassen, sonst hätte ich vergebens gelitten. Das Herz bricht, wenn es, nachdem es übermäßig durch die Hoffnung dem warmen Atem geöffnet war, zurücktritt und sich in die kalte Wirklichkeit verschließt. Faria hatte einen Traum; der Cardinal Spada hat nichts in

dieser Grotte vergraben, vielleicht ist er sogar niemals hierher gekommen, oder wenn er hier gewesen, so ist Cesare Borgia, der unerschütterliche Abenteurer, der finstere, unermüdliche Dieb nach ihm gekommen, hat seine Spur entdeckt, dieselben Zeichen verfolgt wie ich, diesen Stein aufgehoben wie ich, und, vor mir hinabsteigend, nichts zum Nehmen zurückgelassen.«

Er blieb eine Minute unbeweglich nachdenklich, die Augen auf die finstere Öffnung geheftet.

»Ja, ja, das ist ein Abenteurer, das seine Stelle in dem vom Licht und Schatten gemischten Leben dieses königlichen Banditen findet. In dem Gewebe von seltsamen Ereignissen, welche den buntscheckigen Einschlag seines Daseins bilden, mußte sich dieses fabelhafte Abenteurer unsichtbar mit anderen Dingen verketten. Ja, Borgia ist in einer Nacht hierher gekommen, in der einen Hand eine Fackel, in der andern ein Schwert haltend, während zwanzig Schritte von ihm, düster und drohend, die Erde, die Luft und das Meer beobachtend, zwei Sbirren standen, indes ihr Herr eintrat, wie ich es tun will, und mit seinem flammenden, furchtbaren Arme die Finsternis verjagte. Ja, aber was mag Cesare mit den Sbirren getan haben, denen er auf diese Art sein Geheimnis, verriet?« fragte sich Dantes, »Das,« antwortete er lächelnd, »was man mit den Bestattern von Alarich getan hat, welche man mit dem Beerdigten begrub. Nun aber, da ich auf nichts mehr zähle, und da ich mir gesagt habe, daß es unsinnig wäre, eine Hoffnung zu nähren, ist die Folge dieses Abenteurers für mich eine Folge der Neugierde, und nicht mehr.«

Und er blieb abermals unbeweglich und nachsinnend.

»Kam er indessen hierher,« fuhr Dantes fort, »fand er den Schatz und nahm er denselben, so wußte Borgia, der Mann, der Italien mit einer Artischocke verglich und der es Blatt für Blatt verzehrte, seine Zeit zu gut zu verwenden, als daß er sie damit verloren hätte, daß er diesen Felsen wieder auf seine Vase stellte. Wir wollen hinabsteigen.«

Und er stieg hinab, ein Lächeln auf den Lippen, und murmelte das letzte Wort der menschlichen Weisheit:

»Vielleicht! . . . «

Aber statt der Finsternis, die er zu finden erwartet hatte, statt einer undurchsichtigen schlechten Atmosphäre, sah Dankes nur einen sanften, in bläuliches Tageslicht zersetzten Schimmer; Luft und Licht drangen nicht nur durch die Öffnung, welche man angebracht hatte, sondern auch durch unsichtbare Felsspalten des oberen Bodens, durch welche man das Azur des Himmels erblickte, worauf die zitternden Zweige der grünen Eichen und die dornigen Fasern der Brombeerstauden spielten. Nach einem Aufenthalte von ein paar Sekunden in dieser Höhle, deren mehr laue als feuchte, mehr duftende als fade Atmosphäre zu der Temperatur der Insel sich verhielt, wie der blaue Schimmer zu der Sonne, vermochte der, wie gesagt, an die Finsternis gewöhnte Blick von Dantes die entferntesten Winkel der Höhle zu ergründen: sie war von einem Granit, dessen mit Flindern besäte Rauten wie Diamanten funkelten.

»Ach!« sagte Edmond zu sich selbst, »das sind ohne Zweifel die Schätze, welche der Cardinal übrig gelassen hat und der gute Abbé wird sich, als er im Traume diese glänzenden Wände erblickte, mit seinen reichen Hoffnungen unterhalten haben!«

Aber Dantes erinnerte sich der Worte den Testaments, das er auswendig wußte: »Ja der entferntesten Ecke der zweiten Öffnung,« sagte das Testament.

Dantes war aber nur in die erste Grotte gedrungen und mußte nun den Eingang in die zweite suchen.

Dantes erforschte die Örtlichkeit. Diese zweite Grotte mußte sich natürlich in das Innere der Insel vertiefen. Er untersuchte die Steinlagen und schlug an eine von den Wänden, welche ihm diejenige zu sein schien, wo die ohne Zweifel mit, großer Vorsicht markierte Öffnung sich finden mußte. Die Haue wiederholte einen Augenblick und entlockte dem Felsen einen matten Ton, dessen Dichtigkeit den Schweiß auf der Stirne von Dantes perlen machte. Endlich kam es dem beharrlichen Gräber vor, als ob ein Teil der Granitmauer durch ein dumpferes, tieferes Echo den Ruf, der an sie erging, erwiderte. Er näherte seinen glühenden Blick der Wand und erkannte mit dem Takt den

Gefangenen, was vielleicht kein Anderer erkannt hätte: nämlich daß hier eine Öffnung sein musste. Um sich jedoch keinen unnötigen Arbeit zu machen, untersuchte Dantes, der wie Cäsare Borgia den Wert der Zeit ergründet hatte, die anderen Wände mit seiner Haue, befragte den Boden mit dem Schafte seiner Flinte, öffnete den Sand an verdächtigen Stellen, und kehrte, als er nichts fand, nichts erkannte, in demjenigen Teil der Wand zurück, welcher den tröstlichen Ton von sich gab. Hier mußte er wühlen.

Je mehr Beweise, daß Faria sich nicht getäuscht hatte, durch ihre Anhäufung Dantes beruhigen mußten, desto mehr gab sich sein schwaches Herz in Folge eines Geheimnisses der menschlichen Organisation dem Zweifel und beinahe der Entmutigung hin. Diese neue Erfahrung, welche ihm eine neue Kraft hätte Verleihen sollen, benahm ihm die Kraft, die ihm noch geblieben war; die Haue entfiel beinahe seinen Händen, er legte sie auf den Boden, trocknete sich die Stirne ab und stieg wieder an das Tageslicht hinauf, wobei er sich selbst den Vorwand gab, er wolle nachsehen, ob ihn Niemand bespähe, in Wirklichkeit aber, weil er der Luft bedurfte, weil er fühlte, daß er einer Ohnmacht nahe war.

Die Insel war öde und die Sonne, in ihrem Zenith, schien sie mit ihrem Feuerauge zu bedecken; in der Ferne öffneten kleine Fischerbarken ihre Flügel auf dem saphirblauen Meere. Dantes hatte noch nichts zu sich genommen, aber das Essen währte in einem solchen Augenblick viel zu lange; er goß sich einen Schluck Rhum in den Mund und kehrte mit befestigtem Herzen in die Grotte zurück. Die Haue, welche ihm schwer gedünkt hatte, war wieder leicht geworden; er hob sie auf, wie er es mit einer Feder getan hätte und ging kräftig an die Arbeit. Nach einigen Schlägen bemerkte er, daß die Steine nicht fest gemauert, sondern nur über einander gelegt und mit einem Anwurf bedeckt waren; Edmond steckte in eine von den Spalten das Eisen der Haue, drückte auf den Stiel und sah zu seiner großen Freude den Stein wie auf Angeln rollen und zu seinen Füßen fallen. Nun hatte Dantes nur noch jeden Stein mit dem eisernen Zahn der Haue an sich zu ziehen, und einer nach dem andern rollte zu dem ersten.

Sobald eine Öffnung gemacht war, hätte Dantes eintreten können, aber einige Augenblicke zögern hieß an die Hoffnung sich anklammernd die Gewißheit verzögern. Endlich ging Dantes von der ersten Grotte in die zweite.

Die zweite Grotte war niedriger, düsterer und furchtbarer anzuschauen, als die erste. Die Luft, welche nur durch die so eben gemachte Öffnung eindrang, war von dem mephitischen Geruche geschwängert, welchen Dantes zu seinem Erstaunen in der ersten nicht gefunden hatte. Dantes ließ der äußeren Luft Zeit, diese tote Atmosphäre wiederzubeleben, und trat dann ein. Links von der Öffnung war eine tiefe finstere Ecke, doch für das Auge von Dantes gab es, wie gesagt keine Finsternis. Er untersuchte mit dem Blicke die zweite Grotte: sie war leer wie die erste. Der Schatz, wenn er bestand, war in der düsteren Ecke vergraben.

Die Stunde der Angst war gekommene zwei Fuß Erde zu durchwühlen, das war Alles, was Dantes zwischen der höchsten Freude und der höchsten Verzweiflung blieb. Er schritt gegen die Ecke vor und griff, wie von einem plötzlichen Entschluß erfaßt, den Boden kühn an. Bei dem fünften oder sechsten Hiebe erscholl das Eisen auf Eisen. Nie brachte eine Totenglocke eine solche Wirkung auf denjenigen, welcher sie hörte, hervor. Hätte Dantes nichts gefunden, er wäre sicherlich nicht bleicher geworden. Er untersuchte neben der Stelle, wo er bereits untersucht hatte, und fand denselben Widerstand, aber nicht denselben Ton.

»Es ist eine hölzerne Kiste mit eisernen Reife,« sagte er.

In diesem Augenblick zog ein rascher Schatten, das Licht abschneidend, vorüber. Dantes ließ seine Haue fallen, ergriff seine Flinte schlüpfte durch die Öffnung und stürzte an den Tag hinaus. Eine wilde Ziege war über den ersten Eingang der Grotte gesprungen, und weidete einige Schritte von da. Sie bot eine schöne Gelegenheit, sich sein Mittagmahl zu sichern, aber Dantes befürchtete, der Knall der Flinte könnte Jemand herbeiziehen. Er dachte einen Augenblick nach, schnitt einen harzigen Baum ab, entzündete ihn an dem noch rauchenden Feuer, woran die Schmuggler ihr Frühstück

bereitet hatten, und kehrte mit dieser Fackel zurück. Er wollte nicht den geringsten Umstand von dem, was er sehen würde, verlieren.

Dantes näherte die Fackel dem ungestalten, unvollendeten Loche und erkannte, daß er sich nicht getäuscht hatte. Seine Streiche hatten abwechselnd auf das Eisen und auf das Holz getroffen. Er steckte seine Fackel in die Erde und ging wieder an das Werk. In einem Augenblick war eine Stelle drei Fuß lang und ungefähr zwei Fuß breit abgeräumt, und Dantes vermochte eine Kiste zu erkennen, welche mit Reifen von ziseliertem Eisen umlegt war. In der Mitte des Deckels glänzte auf einer silbernen Platte, welche die Erde nicht hatte trüben können, das Wappen der Familie Spada, nämlich ein Schwert über einen Pfahl gelegt auf einem ovalen Wappenschild, wie die italienischen Schilde überhaupt sind, und darüber ein Cardinalshut. Dantes erkannte es leicht, der Abbé Faria hatte ihm dasselbe so oft gezeichnet. Nun gab es keinen Zweifel mehr, der Schatz war hier; man hätte nicht so viele Vorsichtsmaßregeln getroffen, um an diesen Platz eine leere Kiste zu bringen.

In einem Augenblick war die ganze Umgebung der Kiste abgeräumt und Dantes sah nach und nach das mittlere Schloß, welches zwischen zwei Vorlegeschlössern angebracht war, und die zwei Handhaben an den Seiten erscheinen; alles Dies war ziseliert, wie man in jenen Zeiten ziselierte, wo die Kunst die gemeinsten Metalle kostbar machte. Dantes nahm die Kiste bei den Handhaben und suchte sie aufzuheben: es war unmöglich. Dantes wollte sie öffnen: die Schlösser waren geschlossen: diese getreuen Wächter schienen ihren Schatz nicht herausgeben zu wollen. Er schob die schneidende Seite seiner Haue zwischen die Kiste und den Deckel, drückte auf den Stiel der Haue, der Deckel krachte und zersprang. Eine weite Öffnung der Bretter machte die Beschläge unnötig, sie fielen ebenfalls ab, und die Kiste war offen.

Ein schwindelartiges Fieber ergriff Dantes, er nahm seine Flinte und stellte sie mit gespanntem Hahn neben sich. Anfangs schloß er die Augen, wie es die Kinder tun, um in der funkelnden Nacht ihrer Einbildungskraft mehr Sterne zu sehen, als sie an dem noch erleuchteten Himmel zählen können, dann öffnete er sie wieder und blieb geblendet.

Drei Abteilungen schieden die Kiste: in der ersten glänzten die Goldthaler mit ihren röthlichgelben Reflexen, in der zweiten befanden sich in guter Ordnung aufgereichte, aber schlecht geglättete Goldstangen, welche vom Gold nur das Gewicht und den Wert hatten. aus der dritten endlich, welche halb voll war, zog Dantes handvollweise Diamanten, Perlen, Rubine heraus, die, eine glänzende Cascade, auf einander zurückfallend das Geräusch von Hagel auf Glasscheiben machten.

Nachdem er berührt, betastet, seine bebenden Hände in Gold und Edelsteine getaucht hatte, erhob sich Edmond wieder und lief durch die Höhlen mit der zitternden Exaltation eines Menschen, der dem Wahnsinne nahe ist. Er sprang auf einen Felsen, von wo er das Meer überschauen konnte, und sah nichts; er war allein, ganz allein mit diesen unberechenbaren, unerhörten, fabelhaften Reichtümern, welche ihm gehörten. Nur, wachte er oder träumte er? War es ein flüchtiger Traum oder umfaßte er Leib an Leib die Wirklichkeit?

Er mußte sein Gold wiedersehen, und dennoch fühlte er, daß er in dieser Minute nicht die Kraft hatte, seinen Anblick zu ertragen. Er drückte einen Augenblick beide Hände an den Kopf, als wollte er die Vernunft zu entfliehen verhindern: dann stürzte er durch die Insel ohne einer bestimmten Richtung zu folgen, scheuchte die wilden Ziegen auf und erschreckte die Seevögel durch sein Geschrei und seine heftigen Gebärden. Endlich kehrte er noch zweifelnd auf einem Umwege zurück, eilte von der ersten Grotte in die zweite und befand sich wieder im Angesicht der ungeheuren Gold- und Diamantenmine. Diesmal fiel er auf die Knie, preßte seine Hände krampfhaft an sein springendes Herz und murmelte ein für Gott allein verständliches Gebet. Bald fühlte er sich ruhiger und folglich auch glücklicher, denn zu dieser Stunde erst fing er an, an sein Glück zu glauben.

Er begann sein Vermögen zu zählen; er fand tausend Goldstangen, jede von zwei bis drei Pfund, dann häufte er fünfundzwanzig tausend Goldthaler auf, von denen jeder achtzig Franken unserer gegenwärtigen Münze wert sein mochte, insgesamt mit dem Bildniß von Papst Alexander VI. und seinen Vorgängern, und er bemerkte, daß das Fach nur halb leer war: endlich maß er zehnmal die

Weite seiner beiden Hände in Perlen, in Edelsteinen, in Diamanten, von denen viele, von den besten Goldschmieden der Zeit gefaßt, einen merkwürdigen Wert durch die Arbeit boten, abgesehen von ihrem inneren Werte.

Dantes sah den Tag sich neigen und allmählig erlöschen. Er befürchtete, überrascht zu werden, wenn er in der Höhle bliebe, und ging seine Flinte in der Hand hinaus. Ein Stück Zwieback und einige Schlucke Wein waren sein Abendbrot. Dann setzte er den Stein wieder an seine Stelle, legte sich darauf und schlief, mit seinem Leibe den Eingang der Höhle bedeckend, nur wenige Stunden. Diese Nacht war eine von den köstlichen und schrecklichen, wie sie der junge Mann mit den niederschmetternden Erschütterungen schon zwei oder dreimal in seinem Leben erfahren hatte.

Zweites Kapitel. ***Der Unbekannte***

Der Tag erschien: Dantes erwartete ihn längst mit offenen Augen. Bei seinen ersten Strahlen erhob er sich und stieg, wie am Tage vorher, auf den höchsten Felsen der Insel, um die Gegend zu erforschen, Es war Alles öde, wie am Tage vorher.

Edmond stieg wieder hinab, hob den Stein weg, füllte seine Taschen mit Edelsteinen, brachte, so gut er konnte, die Bretter und Beschläge der Kiste wieder an ihre Stelle, bedeckte sie mit Erde, stampfte diese Erde ein, warf Sand darauf, um die frisch umgewühlte Stelle dem übrigen Boden gleich zu machen, trat aus der Grotte hervor, legte die Platte wieder auf, häufte auf die Platte Steine von verschiedener Größe, stopfte Erde in die Zwischenräume, pflanzte in diese Myrten und Heidekraut, besprengte die neuen Pflanzungen, damit sie alt aussehen möchten, verwischte die Spuren seiner um diese Stelle her sichtbaren Tritte, und erwartete mit Ungeduld die Rückkehr seiner Gefährten. Es handelte sich nun in der Tat nicht mehr darum, seine Zeit mit Beschauung dieses Geldes und dieser Diamanten hinzubringen und, wie ein unnütze Schätze hütender Drache, an der Insel Monte Christo zu verweilen, er mußte in das Leben, unter die Menschen zurückkehren, und in der Gesellschaft den Rang, den Einfluß, die Gewalt erlangen, welche in der Welt der Reichtum, die erste und größte der Kräfte verleihen, worüber das menschliche Geschöpf zu verfügen hat.

Am sechsten Tage kehrten die Schmuggler zurück. Dantes erkannte von Ferne den Gang und die Haltung *der jungen Amalie*, er schleppte sich zum Hafen wie der verwundete Philoctet, und als seine Gefährten landeten, verkündigte er ihnen, während er sich noch beklagte, eine merkliche Besserung, dann hörte er seinerseits die Erzählung der Abenteurer. Das Unternehmen war ihnen allerdings gelungen; kaum aber hatten sie ihre Ladung niedergelegt als man sie durch Zeichen darauf aufmerksam machte, daß eine zur Bewachung in Toulon liegende Brigg den Hafen verlassen hatte und in ihrer Richtung steuerte; sie flüchteten sich sodann so hurtig, als sie vermochten, wobei sie nur bedauertem das Dantes, der dem Schiffe so große Schnelligkeit zu verleihen wußte, nicht da war, um dasselbe zu lenken. Bald erblickten sie auch wirklich das Jagdschiff, aber mit Hilfe der Nacht und Capo Corso umsegelnd entgingen sie ihm. Die Fahrt war im Ganzen nicht schlecht gewesen, und Alle, Jacopo besonders, beklagten es, daß Dantes dieselbe nicht mitgemacht hatte, um seinen auf fünfzig Piaster sich belaufenden Anteil an dem Nutzen zu bekommen, den sie eingetragen hatte.

Edmond blieb unerforschlich, er lächelte nicht einmal bei der Aufzählung der Vorteile, die ihm zugeflossen wären, wenn er die Insel hätte verlassen können, und da *die junge Amalie* nur nach Monte Christo gekommen war, um ihn abzuholen so schiffte er sich ein und folgte dem Patron nach Livorno. In Livorno ging er zu einem Juden und verkaufte für fünf und zwanzigtausend Franken das Stück vier von seinen kleinsten Diamanten. Der Jude hätte sich erkundigen können, wie sich ein Fischer im Besitz von solchen Gegenständen fände, aber er hütete sich wohl, denn er gewann mehre tausend Franken auf jedem. Am andern Tage kaufte er eine ganz neue Barke, die er Jacopo schenkte, welchem er außerdem noch hundert Piaster gab, damit er sich Leute anwerben könnte, Alles unter der Bedingung. Daß Jacopo nach Marseille ginge und dort Erkundigungen über einen Greis Namens Louis Dantes, welcher in den Allées de Meillan wohnte, und über ein Mädchen in dem Dorfe der Catalonier Namens Mercedes Erkundigung einzöge.

Jacopo glaubte, er träume. Edmond erzählte ihm, er sei aus Eigensinn, und weil ihm seine Familie das Geld zu seinem Unterhalt verweigert, Seemann geworden, aber bei seiner Ankunft in Livorno habe er die Verlassenschaft eines Oheims empfangen, der ihn zu seinem alleinigen Erben eingesetzt. Die höhere Erziehung von Dantes verlieh dieser Erzählung solche Wahrscheinlichkeit, daß Jacopo seine Angabe nicht einen Augenblick in Zweifel zog. Anderer Seits war die Dienstzeit von Edmond an Bord *der schönen Amalie* abgelaufen, und er verabschiedete sich von dem alten Seemann,

der ihn Anfangs zurückzuhalten suchte, als er aber wie Jacopo die Geschichte von der Erbschaft erfuhr, auf die Hoffnung, den Entschluß seinen ehemaligen Matrosen zu besiegen, Verzicht leistete.

Am andern Morgen ging Jacopo nach Marseille unter Segel, er sollte Edmond auf Monte Christo wiederfinden. An demselben Tage reiste Dantes ab, ohne zu sagen, wohin er ging: von der Mannschaft *der jungen Arnalie* nahm er mit einem glänzenden Geschenk Abschied, und von dem Patron mit dem Versprechen, ihm eines Tage Nachricht von sich zu geben. Dantes reiste nach Genua.«

In dem Augenblick wo er ankam, versuchte man eine kleine Yacht die ein Engländer bestellt hatte, der als er hörte, die Genueser waren die besten Schiffsbauer des mittelländischen Meeres, eine in Genua erbaute Yacht haben wollte. Der Engländer hatte den Preis zu vierzigtausend Franken festgestellt; Dantes bot sechzigtausend unter der Bedingung, daß ihm das Schiff noch an demselben Tage übergeben würde. Der Engländer hatte eine Reise nach der Schweiz unternommen, bis sein Schiff vollendet wäre, und sollte erst in drei Wochen oder einem Monat zurückkommen; der Schiffsbauer dachte, er hätte Zeit, ein anderes auf den Stapel zu bringen. Dantes führte den Schiffsbauer zu einem Juden, ging mit diesem in einen Hinterladen, und der Jude zahlte dem Schiffsbauer sechzigtausend Franken aus. Der Schiffsbauer bot Dantes seine Dienste an, um ihm eine Mannschaft anzuwerben, aber Dantes dankte und erwiderte, es sei seine Gewohnheit, allein zu schiffen, er wünschte nur, daß man in der Kajüte, oben am Bette, einen Geheimschrank anbrächte, in welchem sich drei ebenfalls geheime Fächer fänden; Dantes gab das Maß zu den drei Fächern, welche am andern Tage ausgeführt wurden.

Zwei Stunden nachher verließ Dantes den Hafen, begleitet von den Blicken einer Menge von Neugierigen, welche den spanischen Herrn sehen wollten, dessen Gewohnheit es war, allein zu schiffen. Dantes ging vortrefflich zu Werke: mit Hilfe des Steuerruders, das er nicht zu verlassen nötig hatte, ließ er sein Schiff alle Evolutionen machen, die er haben wollte; man hätte es für ein vernünftiges Wesen halten sollen, das bereit wäre, dem geringsten Impuls, den man ihm verlieh, zu gehorchen, und Dantes gab in seinem Innern zu, daß die Genueser den Ruf der ersten Schiffsbauer der Welt verdienten. Die Neugierigen folgten dem kleinen Schiffe mit den Augen, bis sie es aus dem Gesichte verloren, und dann erhoben sich Debatten, wohin es ginge; die Einen sprachen für Corsica, die Andern für die Insel Elba; Diese boten eine Wette an, es ginge nach Spanien, Jene behaupteten, es führe nach Africa; Niemand dachte daran, die Insel Monte Christo zu nennen.

Es war jedoch Monte Christo, wohin Dantes ging. Er kam daselbst gegen das Ende des zweiten Tages an. Das Schiff war ein vortrefflicher Segler und hatte die Entfernung in fünf und dreißig Stunden durchlaufen, Dantes hatte sich die Lage der Küste sehr gut gemerkt, und statt in dem gewöhnlichen Hafen zu landen, warf er in dem kleinen Kreek Anker. Die Insel war öde, Niemand schien gelandet zu haben, seit Dantes abgereist war. Er besuchte seinen Schatz; Alles war in dem Zustand, wie er es verlassen hatte.

Am andern Abend war das ungeheure Vermögen an Bord der Yacht gebracht und in den drei Fächern des Geheimschranks eingeschlossen. Dantes wartete noch acht Tage; während dieser acht Tage ließ er seine Yacht um die Insel manöuvrieren und studierte sie, wie der Stallmeister ein Pferd studiert. Nach Ablauf dieser Zeit kannte er alle ihre guten Eigenschaften und alle ihre Mängel. Dantes nahm sich vor die einen zu vermehren, und die anderen zu verbessern. Am achten Tage sah Dantes ein kleines Schiff, das mit vollen Segeln auf die Insel zusteuerte; er erkannte die Barke von Jacopo, machte ein Signal, das dieser erwiderte, und zwei Stunden nachher lag die Barke neben der Yacht. Den zwei Fragen von Edmond wurde eine traurige Antwort zu Teil: der alte Dantes war tot; Mercedes war verschwunden.

Edmond vernahm diese Nachrichten mit ruhigem Gesichte, aber er stieg an das Land, wobei er Jedermann verbot, ihm zu folgen. Nach zwei Stunden kam er zurück; zwei Mann von der Barke von Jacopo gingen auf seine Yacht über, um ihn beim Manöuvrieren zu unterstützen, und er gab den Befehl, nach Marseille zu segeln. Den Tod seines Vaters hatte er vorhergesehen; aber was war aus Mercedes geworden?

Ohne sein Geheimnis bekannt werden zu lassen, konnte Edmond einem Agenten keine genügende Instructionen geben; überdies wollte er noch andere Erkundigungen einziehen, wobei er sich nur auf sich selbst verließ. Sein Spiegel hatte ihn in Livorno belehrt, daß er nicht Gefahr lief, erkannt zu werden; auch standen ihm alle Mittel, sich zu verkleiden zu Gebot. Eines Morgens lief also die Yacht, gefolgt von der kleinen Barke, kühn in den Hafen von Marseille ein und legte sich gerade vor der Stelle vor Anker, wo man ihn an jenem Abend unseligen Andenkens nach dem Castell If eingeschifft hatte.

Nicht ohne ein gewisses Beben sah Dantes in dem Sanitätskahn einen Gendarme auf sich zukommen. Doch mit der vollkommenen Sicherheit, die er erlangt hatte, reichte er demselben einen von ihm in Livorno erkauften englischen Paß, und mittelst dieses fremden Ausweises, der in Frankreich viel mehr geachtet wird als der französische, stieg er ohne Schwierigkeit an das Land. Das Erste, was Dantes erblickte, als er den Fuß auf die Cannebière setzte, war einer von den ehemaligen Matrosen des *Pharaon*. Dieser Mensch hatte unter ihm gedient und gereichte nun zum Mittel, Edmond über die Veränderungen zu beruhigen, die an ihm vorgegangen waren. Er schritt gerade auf denselben zu und machte mehre Fragen an ihn, welche der Matrose beantwortete, ohne nur entfernt durch seine Worte oder sein Gesicht vermuten zu lassen, daß er denjenigen, welcher mit ihm sprach, je gesehen zu haben sich erinnerte. Dantes gab dem Matrosen ein Stück Geld, um ihm für seine Auskunft zu danken, einen Augenblick nachher hörte er, daß ihm der brave Mann nachlief. Dantes wandte sich um.

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sagte der Matrose, »Sie haben sich ohne Zweifel getäuscht; Sie wollten mir ein Zweifrankenstück geben und gaben mir einen doppelten Napoleon.«

»Ich habe mich allerdings getäuscht,« erwiderte Dantes, »du aber Deine Ehrlichkeit eine Belohnung verdient, so bitte ich diesen zweiten hier anzunehmen und mit Deinen Kameraden auf meine Gesundheit zu trinken.«

Der Matrose war so geblendet durch dieses Geschenk, daß er nicht einmal daran dachte, dem Geber zu danken; er schaute ihm nur nach, als er sich entfernte, und sagte:

»Das muß ein Nabob sein, der aus Indien kommt.«

Dantes setzte seinen Weg fort: jeder Schritt, den er that, brachte eine neue Erschütterung in seinem Herzen hervor; alle Erinnerungen aus seiner Kindheit, unverilgbare Erinnerungen, ewig seinem Geiste gegenwärtig, erhoben sich in jedem Winkel eines Platzes, an jeder Ecke einer Straße, an jedem Weichsteine eines Gäßchens. Als er an das Ende der Rue de Noailles gelangte und die Allées de Meillan erblickte, fühlte er, wie seine Knie sich bogen, und er wäre bald unter die Räder eines Wagens gefallen. Endlich kam er zu dem Hause, das sein Vater bewohnt hatte. Die Osterluzeien und die Capuciner waren von der Mansarde verschwunden, wo sie die Hand des guten Mannes mit so viel Sorgfalt aufgezogen hatte. Dantes lehnte sich an einen Baum und schaute einen Augenblick nachdenkend den letzten Stock dieses armseligen Häuschens an; endlich ging er auf die Thüre zu, überschritt die Schwelle, fragte, ob keine Wohnung frei wäre, und drang, obgleich das Haus besetzt war, so lange in den Concierge, bis dieser hinaufstieg und die Personen, welche den obersten Stock bewohnten, im Namen eines Fremden um die Erlaubnis bat, ihre zwei Zimmer sehen zu dürfen.

Die Personen, welche den kleinen Raum bewohnten, waren ein junger Mann und eine junge Frau, die sich erst acht Tage vorher geheiratet hatten. Als Dantes diese jungen Leute sah, stieß er einen tiefen Seufzer aus. Nichts erinnerte ihn indessen an die Wohnung seines Vaters: es war nicht mehr dieselbe Tapete; alle die alten Geräthschaften, diese Freunde der Kindheit von Edmond, seiner Erinnerung in allen ihren Einzelheiten gegenwärtig, waren verschwunden. Nur die Wände waren dieselben. Dantes kehrte sich nach dem Bette um; es stand an derselben Stelle wie das des früheren Miethsmannes; die Augen von Dantes befeuchteten sich unwillkürlich mit Tränen: auf diesem Platze mußte der Greis, den Namen seines Sohnes im Munde, gestorben sein. Die zwei jungen Leute schauten voll Erstaunen den Mann mit der ernstesten Stirne an, über dessen Wangen zwei große Tränen floßen, ohne daß sich sein Gesicht nur im Geringsten veränderte. Aber da jeder Schmerz sein

Heiligtum in sich trägt, so machten die jungen Leute keine Frage an den Unbekannten; sie zogen sich nur etwas zurück, um ihn ungestört weinen zu lassen, und da er sich entfernte, begleiteten sie ihn und sagten ihm, er könnte wiederkommen, wann er wollte, und ihr armes Haus würde ihn jeder Zeit gastfreundlich aufnehmen. Als er am unteren Stocke vorbeikam, blieb er vor einer Thüre stehen und fragte, ob der Schneider Caderousse immer noch hier wohne, der Concierge antwortete ihm jedoch, der Mann, von dem er spreche, habe schlechte Geschäfte gemacht und führe gegenwärtig die Gastwirthschaft zum Pont du Gard zwischen Bellegarde und Beaucaire.

Dantes ging hinab, fragte nach der Adresse des Eigenthümers des Hauses der Allées de Meillan, begab sich zu ihm, ließ sich als Lord Wilmore melden (dies waren der Name und der Titel auf seinem Passe) und kaufte ihm das Häuschen für die Summe von fünfundzwanzig tausend Franken ab, was wenigstens zehntausend Franken mehr war, als es wert sein mochte, Aber Dantes würde eine halbe Million bezahlt haben, wenn man so viel dafür gefordert hätte.

Au demselben Tage wurden die jungen Leute des fünften Stockes durch den Notar, der den Vertrag gemacht hatte, benachrichtigt, daß ihnen der neue Eigenthümer eine Wohnung im ganzen Hause nach ihrer Wahl überlasse, ohne auf irgend eine Weise ihren Miethzins zu erhöhen, unter der Bedingung, daß sie ihm die zwei Zimmer, welche sie bewohnten, abträten. Dieses seltsame Ereignis beschäftigte acht Tage lang alle Bewohner der Allées de Meillan und gab zu tausend Vermutungen Anlaß, von denen keine der Wahrheit entsprach. Was aber jedes Gehirn in Aufruhr brachte und jeden Geist in Unruhe versetzte, das war der Umstand, daß man denselben Mann, den man hatte in das Haus der Allées de Meillan gehen sehen, nun in dem Dorfe der Catalonier umherwandeln und in ein armseliges Fischerhäuschen eintreten sah, wo er mehr als eine Stunde blieb, um Erkundigungen über verschiedene Personen einzuziehen, welche tot oder seit fünfzehn bis sechzehn Jahren verschwunden waren.

Am andern Tage bekamen die Leute, bei denen er eingetreten war, um alle diese Fragen zu machen, zum Geschenk eine ganz neue catalonische Barke, welche mit zwei Schleppnetzen und Allem, was man sonst bedarf, ausgerüstet war. Die braven Leute hätten gern dem großmütigen Frager gedankt, doch man hatte ihn, als er sie verließ, nachdem er einem Maltesen einige Befehle gegeben, zu Pferde steigen und aus Marseille durch die Porte d'Air wegreiten sehen.

Drittes Kapitel.

Das Wirthshaus zum Pont du Gard

Diejenigen, welche wie ich, den Süden von Frankreich zu Fuß durchwandert haben, konnten zwischen Bellegarde und Beaucaire, ungefähr halbwegs von dem Dorfe zur Stadt, aber dennoch näher bei Beaucaire, als bei Bellegarde, ein kleines Wirthshaus wahrnehmen, woran auf einer Platte von Eisenblech, welche bei dem geringsten Winde schauerlich ächzt, eine groteske Darstellung des Pont du Gard hängt. Dieses kleine Wirthshaus liegt, wenn man sich nach dem Laufe der Rhone richtet, links von der Straße und kehrt dem Flusse den Rücken zu; es ist von dem begleitet, was man in Languedoc einen Garten nennt, das heißt: die Seite der entgegengesetzt, welche ihre Thüre den Reisenden öffnet, geht auf ein Gehege, worin einige verkrüppelte Olivenbäume und ein paar wilde Feigenbäume stehen, deren Blätterwerk vom Staube versilbert ist; in ihren Zwischenräumen wachsen, statt aller anderer Gemüse, Knoblauch, Taubenkraut und Schalotten; in einer von den Ecken streckt endlich, wie eine verlorene Schildwache, eine Fichte schwermütig ihren biegsamen Stamm empor, während ihr fächerartig ausgebreiteter Gipfel unter einer Sonne von dreißig Graden kracht. Alle diese Bäume, groß oder klein, beugen sich natürlich in der Richtung geneigt, wo der Mistral, eine von den drei Geißeln der Provence, hinstreicht. Die zwei andern waren, wie man weiß oder vielleicht nicht weiß, die Durance und das Parlament. Da und dort in der umliegenden Ebene, welche einem großen Staubsee gleicht, vegetieren einige Weizenstängel, welche die Gartenliebhaber der Gegend ohne Zweifel nur der Seltenheit wegen ziehen, und von denen jeder als Aufsitzstange einer Grille dient, welche mit ihrem schrillen, eintönigen Gesange die in diesem Thebais verirrtten Reisenden verfolgt.

Seit etwa sieben die acht Jahren wurde diese kleine Wirthschaft von einem Manne und einer Frau geführt, deren einzige Dienerschaft ein Stubenmädchen genannt Toinette und ein Hausknecht Namens Pacaud waren, eine doppelte Beihilfe, welche indessen für die Bedürfnisse des Dienstes genügte, seitdem ein von Beaucaire nach Aigues-Mortes gegrabener Canal siegreich die Kähne auf die Eil fuhr und das Marktschiff auf die Diligence hatte folgen lassen. Dieser Canal lief, als wollte er das Bedauern des unglücklichen Gastwirthes, den er zu Grunde richtete, noch lebhafter machen, zwischen der Rhone, die ihn ernährt, und der Landstraße, die er entkräftet, etwa hundert Schritte von dem Wirthshaus, von dem wir eine kurze, aber getreue Schilderung gegeben haben. Vergessen wir nicht einen Hund, einen alten Nachtwächter, der nun gegen die Vorübergehenden sowohl am Tage, als während der Dunkelheit bellte, so wenig war er mehr gewohnt, Fremde zu sehen.

Der Mann, welcher diese kleine Wirthschaft führte, war ungefähr vierzig bis zwei und vierzig Jahre alt, groß, trocken und nervig, der wahre südliche Typus, mit seinen tiefliegenden, glänzenden Augen, seiner adlerschnabelförmigen Nase und seinen Zähnen, so weiß wie die eines fleischfressenden Thieres; seine Haare, welche sich dem ersten Hauche des Alters zum Trotz, nicht zum Weißwerden entschließen zu wollen schienen, waren, wie sein dichter, krauser Bart, kaum mit etwas Grau durchstreut, sein natürlich bräunlicher Teint hatte sich mit einer neuen Lage von Nußbraun dadurch bedeckt, daß sich der arme Teufel vom Morgen bis zum Abend auf seiner Thürschwelle aufzuhalten pflegte, um zu sehen, ob ihm nicht zu Fuß oder zu Wagen ein Kunde zukäme, eine Erwartung, in der er beinahe immer getäuscht wurde, indes er den ganzen Tag hindurch der sengenden Sonnenhitze kein anderes Präservativ entgegengesetzte, als ein nach der Weise der spanischen Maulthiertreiber um seinen Kopf gewickeltes rotes Sacktuch. Dieser Mann war unser alter Bekannter Gaspard Caderousse. Seine Frau, welche sich als Mädchen Madeleine Radelle nannte, sah im Gegentheil bleich, mager und kränklich aus. In der Gegend von Arles geboren, hatte sie, obwohl die ursprünglichen Spuren der traditionellen Schönheit ihrer Landsleute bewahrend, ihr Gesicht langsam in einem beinahe beständigen Anfall von einem jener dumpfen Fieber, welche unter den Nachbarn der Teiche von Aigues-Mortes und des Marschlandes der Camargue so gewöhnlich sind, in Verfall

geraten sehen. Sie hielt sich beinahe immer vor Kälte schnatternd in ihrem im ersten Stocke liegenden Zimmer auf, entweder in einem Lehnstuhle ausgestreckt, oder an ihrem Bette lehnend, während ihr Mann an der Thüre seine gewöhnliche Wache bezog, die sich um so länger ausdehnte, als ihn seine magere Eehälfte, so oft er sich wieder mit ihr zusammenfand, mit ihren ewigen Klagen gegen das Schicksal verfolgte, welche er gewöhnlich nur mit den philosophischen Worten erwiderte: Schweige, Carconte, Gott will es so!«

Dieser Spottnamen kam davon her, daß Madeleine Radelle in dem Dorfe la Carconte, welches zwischen Salon und Lambèse liegt, geboren war. In Folge einer Gewohnheit dieser Gegend, die Leute beinahe immer mit einem Beinamen statt mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen, hatte ihr Mann diese Benennung mit Madeleine vertauscht, war für seine rohe Zunge vielleicht zu sauft und zu wohlklingend war.

Trotz dieser vorgeblichen Fügsamkeit in die Beschlüsse der Vorsehung, darf man indessen nicht glauben, daß unser Wirth den armseligen Zustand nicht tief erkannte, in welchen ihn der elende Canal von Beaucaire versetzt hatte, und daß er unverwundbar gegen die ewigen Klagen blieb, mit denen ihn seine Frau verfolgte. Er war, wie alle Südländer, ein mäßiger Mensch und ohne große Bedürfnisse, aber eitel für äußere Dinge. So ließ er in den Zeiten seines Wohlstandes nie eine Prozession der Tarasque⁵ vorübergehen, ohne sich dabei mit der Carconte zu zeigen, er in der malerischen Tracht des Südfranzosen, welche die Mitte zwischen dem Andalusier und Catalonier hält, sie in dem reizenden Gewande der Frauen von Arten, das Griechenland und Arabien entlehnt zu sein schien. Allmählig aber waren Uhrketten, Halsbänder, tausendfarbige Gürtel, gestickte Leibchen, Sammetwesten, Strümpfe mit zierlichen Zwickeln, buntscheckige Kamaschen, Schuhe mit silbernen Schnallen verschwunden, und Gaspard Caderousse, der sich nicht mehr in seinem ehemaligen Glanze zeigen konnte, hatte für sich und seine Frau Verzicht geleistet auf alles weltliche Gepränge, dessen freudigen Geräusch er, sich dumpf das Herz zernagend, bis in dem armseligen Wirthshause hörte, das er mehr als ein Schirmdach, denn als Speculation behielt.

Caderousse hatte sich seiner Gewohnheit gemäß einen Teil des Morgens vor der Thüre aufgehalten und seinen schwermütigen Blick von einem kleinen kahlen Rasen, worauf ein paar Hühner marodirten, nach den zwei Enden der öden Landstraße spazieren lassen, welche einer Seits nach Süden und anderer Seits nach Norden lief, als ihn plötzlich die spitzige Stimme seiner Frau seinen Posten zu verlassen nötigte. Er ging brummend hinein und stieg in den ersten Stock hinauf, ließ aber nichtsdestoweniger seine Thüre weit offen stehen, als wollte er die Reisenden einladen, ihn im Vorbeigehen nicht zu vergessen.

In dem Augenblick, wo Caderousse hineinging, war die von uns erwähnte Landstraße, welche seine Blicke durchliefen, so leer, so kahl und verlassen, wie die Wüste um Mittag; sie dehnte sich weiß und unabsehbar zwischen zwei Reihen magerer Bäume aus, und man begriff vollkommen, daß kein Reisender, dem es freistand, eine andere Stunde des Tages zu wählen, sich in diese furchtbare Sahara wagte. Caderousse hätte jedoch, trotz aller Wahrscheinlichkeit, wenn er an seinem Posten geblieben wäre, in der Richtung von Bellegarde einen Reiter und ein Pferd herbeikommen sehen, welche mit dem ehrlichen, freundschaftlichen Wesen erschienen, woraus sich auf das beste Einverständnis zwischen dem Menschen und dem Tiere schließen läßt. Das Pferd war ein Wallach und ging einen ganz angenehmen Paß; der Reiter war ein Priester mit schwarzem Rock und dreieckigem Hute. Trotz der verzehrenden Sonnenhitze zogen sie doch nur sehr vernünftig einher. Vor der Thüre hielt die Gruppe an; es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob das Pferd den Menschen, oder ob der Mensch das Pferd anhielt; in jedem Fall stieg der Reiter ab, zog das Pferd am Zügel nach und band es an den Reiber eines verwitterten Ladens, dann schritt der Priester, seine von Schweiß triefende Stirne mit

⁵ Tarasque ist der Name, den man in Tarocon der Darstellung eines Ungeheuers gib, welcher der Sage nach von der heiligen Martha mit ihrem Strumpfband erwürgt wurde, und das man in Prozession in dieser Stadt umherträgt. D. Übers.

einem roten baumwollenen Sacktuche abwischend, auf die Thüre zu und that mit dem eisernen Ende des Stockes, den er in der Hand hielt, drei Schläge auf die Schwelle.

Sogleich erhob sich der große schwarze Hund und machte ein paar Schritte bellend und seine weißen scharfen Zähne fletschend, eine doppelte feindselige Demonstration, welche bewies, wie wenig er an Gesellschaft gewöhnt war. Alsbald erschütterte ein schwerer Tritt die hölzerne, an der Wand hinlaufende Treppe, welche sich bückend und rückwärts der Wirth des armseligen Hauses, an dem der Priester stand, herabstieg.

»Hier bin ich!« sagte Caderousse ganz erstaunt, »hier bin ich! Willst du schweigen, Margotin. Haben Sie nicht bange, mein Herr, er bellt, aber er beißt nicht. Sie wollen Wein, nicht wahr? denn es ist teuflermäßig heiß. Ah! um Vergebung,« unterbrach sich Caderousse, als er sah, mit welcher Sorte von Reisenden er es zu tun hattet; »um Vergebung, ich wußte nicht, wen ich zu empfangen so glücklich war. Was wünschen Sie, was verlangen Sie, Herr Abbé? Ich stehe zu Befehl.«

Der Priester schaute diesen Menschen ein paar Secunden lang mit seltsamer Aufmerksamkeit an: er schien sogar seiner Seits die Aufmerksamkeit des Wirthes auf sich lenken zu wollen; als er aber sah, daß die Züge des letzteren kein anderes Gefühl ausdrückten, als ein Erstaunen darüber, daß er keine Antwort erhielt, dachte er, es wäre Zeit, eben diesem Erstaunen ein Ende zu machen, und sagte mit stark italienischem Accnt:

»Sind Sie nicht Monsou Caderousse?«

»Ja, mein Herr,« antwortete der Wirth, vielleicht noch mehr über diese Frage erstaunt, als er über das Stillschweigen gewesen war; »ich bin es in der Tat, Gaspard Caderousse, Ihnen zu dienen.«

»Gaspard Caderousse?« Ja . . . ich glaube, das ist der Vorname und der Familienname. Nicht wahr, Sie wohnten einst in der Allée de Meillan, im vierten Stocke?«

»So ist es.«

»Und Sie trieben dort das Gewerbe eines Schneiders?«

»Ja, aber die Sache nahm eine schlimme Wendung. Es ist so heiß in dem spitzbübischen Marseille, daß man sich dort am Ende gar nicht mehr kleiden wird. Doch was die Hitze betrifft, wollen Sie sich nicht erfrischen, Herr Abbé?«

»Allerdings. Geben Sie mir eine Flasche von Ihrem besten Wein, und wir nehmen, wenn es Ihnen beliebt, des Gespräch wieder auf, wo wir es lassen.«

»Ganz nach Ihrem Belieben, Herr Abbé,« sagte Caderousse.

Um die Gelegenheit nicht zu versäumen, eine von den letzten Flaschen Cahors-Wein, die ihm blieben, anzubringen, beeilte sich Caderousse, eine Falle aufzuheben, welche in dem Boden des Zimmers im Erdgeschosse angebracht war, das zugleich als Speisesaal und als Küche diente. Als er nach Verlauf von fünf Minuten zurückkehrte, fand er den Abbé auf einem Schämel sitzend, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, während Margotin, der Frieden mit ihm gemacht zu haben schien, als er hörte, daß dieser seltsame Reisende wider die Gewohnheit etwas zu sich nahm, auf dem Schenkel des Priesters seinen fleischlosen Hals und seinen Kopf mit dem schmachtenden Auge ausstreckte.

»Sie sind allein?« fragte der Abbé seinen Wirth, während dieser die Flasche und ein Glas vor ihn stellte.

»Oh! mein Gott, ja, allein, oder beinahe so, denn ich habe eine Frau, die mich in nichts unterstützen kann, insofern sie immer krank ist, die arme Carconte.«

»Ah! Sie sind verheiratet?« sagte der Priester mit einer gewissen Teilnahme und warf einen Blick umher, der das magere Mobiliar des armseligen Haushaltes zu seinem winzigen Werte anzuschlagen schien.

»Sie finden, ich sei nicht reich, nicht wahr?« sagte Caderousse seufzend; »aber was wollen Sie, um in dieser Welt zu gedeihen, genügt es nicht, ein ehrlicher Mann zu sein.«

Der Abbé heftete einen durchdringenden Blick auf ihn.

»Ja, ein ehrlicher Mann, dessen kann ich mich rühmen,« sprach der Wirth. der, eine Hand auf der Brust und den Kopf von oben nach unten schüttelnd, den Blick des Abbé aushielt, »und in unseren Zeiten kann nicht Jedermann so viel von sich sagen.«

»Desto besser, wenn das, was Sie von sich rühmen, wahr ist,« versetzte der Abbé; »denn ich habe die Überzeugung, daß früher oder später der ehrliche Mann belohnt und der schlechte bestraft wird.«

»Es liegt in Ihrem Stande, dies zu sagen, Herr Abbé, es liegt in Ihrem Stande,« wiederholte Caderousse mit einem bitteren Ausdruck. »Doch es steht dem Menschen frei, nicht zu glauben, was Sie sagen.«

»Sie haben Unrecht, daß Sie so sprechen, mein Herr; denn vielleicht werde ich selbst für Sie der Beweis dessen sein, was ich behaupte.«

»Wie soll ich das Verstehen?« fragte Caderousse mit erstaunter Miene.

»Ich muß mich vor Allem versichern, daß Sie wirklich derjenige sind, mit welchem ich zu tun habe.«

»Welche Beweise soll ich Ihnen geben?«

»Haben Sie im Jahre 1814 oder 1815 einen Seefahrer Namens Dantes gekannt?«

»Dantes! ob ich ihn gekannt habe, den armen Edmond! ich glaube wohl: es war sogar einer meiner besten Freunde!« rief Caderousse, dessen Gesicht Purpurröte überströmte, während sich das klare, sichere Auge des Abbé zu erweitern schien, um ganz und gar denjenigen, welchen er befragte, zu bedecken.

»Ja, ich glaube, er hieß wirklich Edmond.«

»Ob er Edmond hieß, der Kleine, . . . ich meine wohl, so wahr als ich Gaspard Caderousse heiße. Was ist aus dem armen Edmond geworden, mein Herr?« fuhr der Wirth fort: »haben Sie ihn vielleicht gekannt? Lebt er noch? ist er frei? ist er glücklich?«

»Er ist im Gefängnis gestorben, elender und verzweiflungsvoller, als die Galeerensklaven, welche ihre Kugel in dem Bagno von Toulon schleppen.«

Eine Totenblässe trat auf dem Antlitz von Caderousse an die Stelle der Röthe, welche dasselbe Anfangs überströmte hatte. Er wandte sich um, und der Abbé sah, wie er eine Träne mit einer Ecke des Sacktuches trocknete, das ihm gewöhnlich als Kopfputz diente.

»Armer Kleiner, murmelte Caderousse. »Das ist abermals ein Beweis von dem, was ich Ihnen sagte, Herr Abbé, das nämlich der gute Gott nur für die Schlechten gut sei. Oh!« fügte Caderousse mit der gefärbten Sprache der Leute des Südens bei, »oh! Diese Welt wird immer schlechter. Möchte vom Himmel zwei Tage lang Pulver und eine Stunde Feuer fallen, und Alles wäre vorbei!«

»Sie scheinen diesen Jungen von ganzem Herzen zu lieben, mein Herr?« fragte der Abbé.

»Oh! ich liebte ihn ungemein« obgleich ich mir vorzuwerfen habe, daß ich ihn einen Augenblick um sein Glück beneidete. Aber seitdem, das schwöre ich Ihnen, so wahr ich Caderousse heiße, habe ich sein unseliges Geschick sehr beklagt.«

Es trat ein augenblickliches Stillschweigen ein, während dessen der feste Blick des Abbé nicht eine Secunde die bewegliche Physiognomie des Wirthes zu erforschen aufhörte.

»Und Sie haben ihn also gekannt, den armen Kleinen?« fuhr Caderousse fort.

»Ich wurde an sein Sterbebett gerufen, um ihm die letzten Tröstungen der Religion zu bieten.«

»Und woran starb er?« fragte Caderousse mit halberstickter Stimme.

»Woran stirbt man im Gefängnis, wenn man darin mit dreißig Jahren stirbt, wenn nicht am Gefängnis selbst?«

Caderousse trocknete den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß.

»Das Seltsamste bei alle dem ist,« fuhr der Abbé fort, »daß mir Dantes auf seinem Sterbebette bei dem Christus, dessen Füße er küßte, wiederholt schwur, er wisse die wahre Ursache seiner Gefangenschaft gar nicht.«

»Das ist richtig, murmelte Caderousse, »er konnte sie nicht wissen; nein, Herr Abbé, der Kleine log nicht.«

»Darum beauftragte er mich, sein Unglück aufzuklären, was er nie selbst zu tun im Staude gewesen war, und sein Andenken zu reinigen, wenn dasselbe einen Flecken bekommen hätte.«

Und der Blick des Abbé wurde immer starrer und verschlang den beinahe düsteren Ausdruck, welcher auf dem Antlitz von Caderousse hervortrat.

»Ein reicher Engländer, fuhr der Abbé fort, »sein Unglücksgefährte, welcher das Gefängnis bei der zweiten Restauration verließ, war Besitzer eines Diamants von großem Wert. Als er von Dantes, der ihn während einer Krankheit, die er ausgestanden, wie ein Bruder gepflegt hatte, Abschied nahm, wollte er ihm einen Beweis seiner Dankbarkeit zurücklassen, und gab ihm diesen Diamant. Statt sich desselben zu bedienen, um die Gefängniswärter zu bestechen, welche den Edelstein überdies nehmen und ihn hernach verraten konnten, bewahrte er ihn stets als ein kostbares Kleinod, falls er aus dem Gefängnis käme: denn wenn ihm dies gelang, so war sein Glück durch den Verkauf dieses Diamants allein gesichert.«

»Es war also, wie Sie sagen, ein Diamant von großem Werte?« fragte Caderousse mit glühenden Augen.

»Alles beziehungsweise,« erwiderte der Abbé, »von großem Wert für Edmond; man hat den Diamant auf fünfzig tausend Franken geschätzt.«

»Fünfzig tausend Franken!« rief Caderousse; »er war also so groß wie eine Nuß?«

»Nein, nicht ganz; doch Sie mögen selbst urteilen, ich habe ihn bei mir.«

Caderousse schien unter den Kleidern des Abbé das Kleinod zu suchen, von dem er sprach.

Der Abbé zog aus seiner Tasche ein kleines Etui von schwarzem Saffianleder, öffnete es und ließ vor den geblendeten Augen von Caderousse den herrlichen Stein funkeln, welcher in einen Ring von bewunderungswürdiger Arbeit gefaßt war.

»Und das ist fünfzigtausend Franken wert?« fragte Caderousse gierig.

»Ohne die Fassung, welche auch ihren Preis hat,« sagte der Abbé, verschloß das Etui und steckte den Diamant, der im Innern von Caderousse zu funkeln fortfuhr, in seine Tasche.

»Aber wie kommt es, daß Sie diesen Diamant besitzen, Herr Abbé?« fragte Caderousse, »Edmond hat Ihnen denselben also gegeben?«

»Nein, sein Testamentsvollstrecker. »»Ich hatte drei gute Freunde und eine Braut,«« sagte er zu mir; »»alle Vier, ich bin es überzeugt, beklagen mich bitterlich, der Eine von diesen Freunden hieß Caderousse.««

Caderousse bebte.

»»Der Andere,«« fuhr der Abbé fort, ohne daß er die Erschütterung von Caderousse wahrzunehmen schien, »»der Andere hieß Danglars; der Dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich ebenfalls . . . ««

Ein teuflisches Lächeln erleuchtete die Züge von Caderousse, und er machte eine Bewegung, um den Abbé zu unterbrechen.

»Warum Sie, sagte der Abbé, »lassen Sie mich vollenden, und wenn Sie etwas zu bemerken haben, so können Sie es dann sogleich tun. »»Der Dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich ebenfalls und hieß Fernand; der Name meiner Braut war . . . «« Ich erinnere mich des Namens der Braut nicht mehr, sprach der Abbé.

»Mercedes.«

»Ah! Ja, so ist es, versetzte der Abbé mit einem unterdrückten Seufzer.

»Nun?« fragte Caderousse

»Geben Sie mir eine Flasche Wasser«

Caderousse gehorchte eilig. Der Abbé füllte das Glas und trank einige Schlücke.

»Wo waren wir?« fragte er, sein Glas aus den Tisch stellend. »Die Braut hieß Mercedes; ja, so ist es. »»Sie werden nach Marseille gehen . . . «« Verstehen Sie, Dantes spricht immer?«

»Ich Verstehe.«

»»Sie verkaufen diesen Diamant, Sie machen fünf Teile und geben sie diesen guten Freunden, den einzigen Wesen, die mich auf Erden geliebt haben.««

»Wie, fünf Teile?« fragte Caderousse; »Sie haben mir nur vier Personen genannt!«

»Weil die fünfte tot ist, wie man mir gesagt hat . . . Die fünfte war der Vater von Dantes.«

»Ach! Ja,« sprach Caderousse, erschüttert durch die Leidenschaften, welche sich in seinem Innern durchkreuzten; »ach! Ja, der arme Mann, er ist tot.«

»Ich habe dieses Ereignis in Marseille vernommen,« erwiderte der Abbé, nicht ohne eine gewisse Anstrengung, um gleichgültig zu erscheinen; »aber der Tod ist schon so lange erfolgt, daß ich über die einzelnen Umstände nichts in Erfahrung bringen konnte . . . Sollten Sie vielleicht etwas von dem Ende des Greises wissen?«

Ei!« erwiderte Caderousse, »wer kann das besser wissen, als ich? . . . Ich wohnte Thüre an Thüre mit dem guten Mann . . . Ei! mein Gott: ja, ein Jahr nach dem Verschwinden seines Sohnes starb der arme Greis!«

»Woran starb er?«

»Die Ärzte nannten die Krankheit; er starb, glaube ich, an einer Art Magendarmentzündung; seine Bekannten sagten, er sei vor Schmerz gestorben; . . . ich aber der ich ihn beinahe verscheiden sah, sage, er starb . . . «

Caderousse hielt inne.

»Woran?« versetzte der Priester voll Angst.

»Hungers!«

»Hungers!« rief der Abbé, von seinem Schämel aufspringend; »Hungers! Die schlechtesten Tiere sterben nicht Hungers; die Hunde, welche in den Straßen umherirren, finden eine mitleidige Hand, die ihnen ein Stück Brot zuwirft, und ein Mensch, ein Christ ist vor Hunger gestorben, mitten unter anderen Menschen, die sich Christen nannten, wie er! Unmöglich! oh! das ist unmöglich!«

»Was ich gesagt habe, habe ich gesagt,« sprach Caderousse.

»Und Du hast Unrecht gehabt,« rief eine Stimme auf der Treppe: »worein mischst Du Dich?«

Die zwei Männer wandten sich um und erblickten durch das Treppengeländer den krankhaften Kopf der Carconte; sie hatte sich bis hierher geschleppt und behorchte das Gespräch auf der letzten Stufe sitzend und den Kopf auf ihre Knie gestützt.

»Worein mischst *Du* Dich, Frau?« entgegnete Caderousse. »Der Herr verlangt Auskunft, die Höflichkeit heischt, daß ich ihm entspreche.«

»Ja, aber die Klugheit heischt, daß Du ihm die Auskunft verweigerst. Wer sagt Dir, in welcher Absicht man Dich zum Sprechen veranlaßt, Dummkopf?«

»In einer vortrefflichen, Madame, dafür stehe ich Ihnen,« versetzte der Abbé. »Ihr Gatte hat nichts zu befürchten, falls er offenherzig antwortet.«

»Nichts zu befürchten . . . «ja, man fängt mit schönen Versprechungen an, hernach beschränkt man sich darauf, zu sagen, man habe nichts zu befürchten, dann geht man und hält nichts von Dem, was man versprochen hat, und eines Morgens bricht das Unglück über die armen Leute herein, ohne daß man weiß, woher es kommt.«

»Seien Sie unbesorgt, gute Frau,« erwiderte der Abbé, »das Unglück wird von meiner Seite nicht über Sie kommen, dafür stehe ich.«

Die Carconte brummelte ein paar Worte, welche man nicht verstehen konnte, ließ ihren Kopf, den sie einen Augenblick erhoben hatte, wieder auf die Knie sinken, zitterte, fortwährend vom Fieber geschüttelt, und stellte es ihrem Manne frei, das Gespräch fortzusetzen, jedoch in einer solchen Lage, dass sie kein Wort davon verlor.

Mittlerweile hatte der Abbé einige Schlücke Wasser getrunken und sich etwas gesammelt.

»Dieser unglückliche Greis,« fuhr er fort, »war also dergestalt von aller Welt verlassen, daß er eines solchen Todes starb?«

»Oh! mein Herr,« antwortete Caderousse, »nicht als ob ihn Mercedes die Catalonierin oder Herr Morrel verlassen hätten, aber der unglückliche Greis hatte einen so tiefen Widerwillen gegen Fernand gefaßt, gerade gegen den,« fügte Caderousse mit einem ironischen Lächeln bei, »welchen Dantes Ihnen als einen seiner Freunde bezeichnete.«

»Er war es also nicht?« sagte der Abbé.

»Gaspard, Gaspard,« murmelte die Frau oben von der Treppe herab, »gib Acht auf das, was Du sprichst.«

Caderousse machte eine Bewegung der Ungeduld und erwiderte dem Abbé, ohne derjenigen, welche ihn unterbrach, eine Antwort zu bewilligen:

»Kann man der Freund eines Menschen sein, nach dessen Frau man begehrt? Dantes, der ein Goldherz war, nannte alle diese Leute seine Freunde. Armer Edmond! . . . Es ist im Ganzen besser, daß er nichts erfahren hat; . . . es hätte ihn zu viel Mühe gekostet, ihnen im Augenblick des Todes zu verzeihen. Und was man auch sagen mag,« fuhr Caderousse in seiner Sprache fort, der es nicht an einer gewissen rohen Poesie gebrach, »wir graut noch mehr vor dem Fluche der Toten, als vor dem Hasse der Lebendigen.«

»Schwachkopf!« sagte die Carconte.

»Sie wissen Also, was dieser Fernand gegen Dantes getan hat?« fragte der Abbé.

»Ob ich es weiß! Ich glaube wohl!«

»Sprechen Sie!«

»Gaspard, thue, was Du willst, es ist Deine Sache,« sagte die Frau: »doch wenn Du mir Gehör schenken würdest, sagtest Du nichts.«

»Diesmal glaube ich, daß Du Recht hast, Frau,« erwiderte Caderousse.

»Sie wollen also nichts sagen?« versetzte der Abbé.

»Wozu soll es nützen?« sprach Caderousse. »Wenn der Kleine noch am Leben wäre und zu mir käme, um einmal alle seine Freunde und Feinde kennen zu lernen, dann wohl; aber er liegt unter der Erde, wie Sie mir sagen, er kann keinen Haß mehr haben, er kann sich nicht mehr rächen, folglich ausgelöscht die ganze Geschichte!«

»Ich soll also diesen Leuten, welche Sie für unmündige und falsche Freunde erklären, eine für die Treue bestimmte Belohnung geben?«

»Es ist wahr, Sie haben Recht,« erwiderte Caderousse. »Was wäre überdies für sie jetzt das Legat des armen Edmond? ein in das Meer fallender Tropfen Wasser.«

»Abgesehen davon, daß Dich diese Leute mit einer Gebärde vernichten können,« sprach die Frau.

»Wie so? diese Menschen sind also reich und mächtig geworden?«

»Sie kennen ihre Geschichte nicht?«

»Nein; erzählen Sie mir dieselbe.«

Caderousse schien einen Augenblick nachzudenken und sprach sodann:

»Nein, es wäre in der Tat zu lang.«

»Sie mögen nach Ihrem Belieben schweigen, mein Freund,« versetzte der Abbé mit dem Tone der tiefsten Gleichgültigkeit, »und ich ehre Ihre Bedenklichkeiten; sprechen wir nicht mehr davon. Womit war ich beauftragt? mit einer einfachen Förmlichkeit. Ich werde also diesen Diamant verkaufen.«

Und er zog den Edelstein aus der Tasche, öffnete das Etui, und ließ ihn zum zweiten Male vor den geblendeten Augen von Caderousse glänzen.

»Sieh doch, Frau,« sagte dieser mit heiserer Stimme.

»Ein Diamant?« sprach die Carconte aufstehend und mit ziemlich festem Schritte die Treppe herabsteigend. »Was ist es mit diesem Diamant?«

»Hast Du denn nicht gehört, Frau? es ist ein Diamant, den uns der Kleine vermacht hat, zuerst seinem Vater, sodann Fernand, Danglars, mir und Mercedes, seiner Braut. Dieser Diamant ist fünfzig tausend Franken wert.«

»Oh, der schöne Juwel!« rief sie.

»Also gehört der fünfte Teil von dieser Summe uns?« fragte Caderousse.

»Ja, mein Herr,« antwortete der Abbé, »nebst dem Teile des Vaters von Dantes, den ich unter Euch Vier zu verteilen mich berechtigt glaube.«

»Und warum unter uns Vier?« fragte Caderousse.

»Weil Ihr die Vier Freunde von Edmond seid.«

»Verräter sind keine Freunde,« murmelte dumpf die Frau.

»Ja, ja,« sprach Caderousse, »das sagte ich auch. Es ist eine Entheiligung, ein Frevel, den Verrath, vielleicht das Verbrechen zu belohnen.«

»Sie wollten es so haben,« erwiderte der Abbé und steckte ruhig den Diamant in die Tasche seiner Soutane; »nun geben Sie mir die Adresse der Freunde von Edmond, damit ich seinen letzten Willen vollstrecken kann.«

Der Schweiß floß in schweren Tropfen über die Stirne von Caderousse; er sah den Abbé aufstehen, sich nach der Thüre wenden, als wollte er seinem Pferde einen Blick zuwerfen, und zurückkommen. Caderousse und seine Frau schauten sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an.

»Der Diamant wäre ganz für uns!« sagte Caderousse.

»Glaubst Du?« erwiderte seine Frau.

»Ein Geistlicher wird uns gewiss nicht täuschen wollen.«

»Thue, was Du willst. Ich, was mich betrifft, mische ich mich nicht darein.«

Und sie ging schnatternd wieder die Treppe hinauf. Ihre Zähne klapperten trotz der Glühhitze. Auf der letzten Stufe blieb sie einen Augenblick stehen und sprach:

»Bedenke wohl, Gaspard.«

»Ich bin entschlossen,« antwortete Caderousse.

Die Carconte ging, einen Seufzer ausstoßend, in ihre Stube zurück; man hörte die Decke unter ihren Tritten krachen, bis sie ihren Lehnstuhl, in den sie sich schwerfällig niederließ, wieder erreicht hatte.

»Wozu sind Sie entschlossen?« fragte der Abbé.

»Ihnen Alles zu sagen«

»Ich glaube in der Tat, daß es das Beste ist, was Sie tun können,« sprach der Priesters »nicht als ob mir viel daran gelegen wäre, die Dinge zu erfahren, welche Sie mir verbergen wollen; aber es wird besser sein, wenn Sie mich in den Stand setzen, das Vermächtnis nach dem Willen des Erblassers zu verteilen.«

»Ich hoffe dieß,« antwortete Caderousse, die Wangen von der Röte der Hoffnung und der Gierde entflammt.

»Wohl, ich höre,« sagte der Abbé.

»Warten Sie, man könnte uns an der interessantesten Stelle unterbrechen, und das wäre unangenehm; überdieß braucht Niemand zu wissen, daß Sie hier gewesen sind.«

Und er ging an die Thüre seines Wirthshauses, verschloß sie und schob zu größerer Sicherheit den Nachtquerbaum vor. Mittlerweile hatte der Abbé seinen Platz gewählt, um mit Bequemlichkeit zu hören; er saß so in einer Ecke, daß er im Schatten blieb, während das volle Licht auf das Gesicht von Caderousse fiel. Das Haupt geneigt, die Hände zusammengelegt oder vielmehr krampfhaft zusammengepreßt, schickte er sich an, mit der größten Aufmerksamkeit auf jedes Wort zu lauschen. Caderousse rückte einen Schämel vor und setzte sich ihm gegenüber.

»Erinnere Dich, daß ich Dich zu nichts antreibe,« sagte die zitternde Stimme der Carconte, als hatte sie durch den Boden die Szene sehen können, welche sich vorbereitete.

»Gut, gut!« rief Caderousse, »genug, ich nehme Alles auf mich.«

Und er fing an.

Viertes Kapitel. *Die Erzählung*

»Vor Allem, mein Herr,« sagte Caderousse, »vor Allem muß ich Sie bitten, mir Eines zu versprechen.«

»Was?«

»Daß man, wenn Sie von den Umständen Gebrauch machen, welche ich Ihnen mitteilen werde, nie erfahre, von wem diese Mitteilung herrührt; denn die Leute, von denen ich zu sprechen habe, sind reich und mächtig, und wenn sie mich nur mit dem Finger berührten, würden sie mich wie Glas zerbrechen.«

»Seien Sie unbesorgt, mein Freund, ich bin Priester, und die Bekenntnisse sterben in meiner Brust. Erinnern Sie sich, daß wir keinen andern Zweck haben, als den, den letzten Willen unseren Freundes würdig zu erfüllen. Sprechen Sie also ohne Schonung, wie ohne Haß, sagen Sie die Wahrheit, die volle Wahrheit. Ich kenne die Personen nicht, von denen die Rede sein wird, und werde sie wohl nie kennen lernen; überdieß bin ich Italiener, und nicht Franzose; ich gehöre Gott und nicht den Menschen, und kehre in mein Kloster zurück, das ich nur verlassen habe, um den letzten Willen eines Sterbenden zu vollziehen.«

Diesen bestimmte Versprechen schien Caderousse etwas Sicherheit zu verleihen.

»In diesem Falle,« versetzte Caderousse, »will ich, ich sage noch mehr, muß ich Ihnen die Täuschung über die Freundschaften benehmen, welche der arme Edmond für treu und redlich hielt.«

»Fangen Sie mit seinem Vater an, wenn es Ihnen beliebt. Edmond hat viel mit mir von dem Greise gesprochen, für welchen er eine tiefe Liebe hegte.«

»Diese Geschichte ist traurig, mein Herr,« erwiderte Caderousse den Kopf schüttelnd, »Sie kennen wahrscheinlich den Anfang?«

»Ja,« versetzte der Abbé, »Edmond hat mir die Sache bis zu dem Augenblick erzählt, wo er in einer kleinen Schenke in der Nähe von Marseille verhaftet wurde.«

»In der Reserve. Oh, mein Gott! ja, ich sehe es vor mir, als ob es in diesem Augenblick geschehen würde.«

»Geschah es nicht gerade bei seinem Verlobungsmahle?«

»Ja, das Mahl hatte so heiter begonnen und nahm ein so trauriges Ende. Ein Polizeikommissär trat, gefolgt von vier Füsiliern, ein, und Edmond wurde verhaftet.«

»So weit geht das, was ich weiß,« sprach der Priester. »Dantes erfuhr nichts Anderes, als was ihn persönlich traf; denn nie hat er eine von den fünf Personen wiedergesehen, welche ich Ihnen nannte, nie hat er von ihnen sprechen hören.«

»Nun wohl, als Dantes einmal verhaftet war, lief Herr Morrel weg, um Erkundigungen einzuziehen; sie fielen sehr traurig aus. Der Greis kehrte allein nach Hause zurück, legte weinend seinen Hochzeitsrock zusammen, schritt den ganzen Tag in seinem Zimmer auf und ab, und ging Abends nicht schlafen; denn ich wohnte unter ihm und hörte ihn die ganze Nacht umhergehen; ich muß sagen, ich schlief selbst auch nicht: der Schmerz dieses armen Vaters that mir sehr wehe, und jeder von seinen Tritten zermalmt mir das Herz, als ob er wirklich seinen Fuß auf meine Brust gesetzt hätte. Am andern Tage kam Mercedes nach Marseille, in der Absicht, Herrn von Villefort um seinen Schutz anzuflehen: sie erreichte nichts; doch sie besuchte zugleich auch den Greis. Als sie sah, wie er so düster und niedergeschlagen war, daß er die Nacht, ohne sich zu Bette zu legen, zugebracht und seit dem vorhergehenden Tage nichts gegessen hatte, wollte sie ihn mit sich nehmen, um ihn zu pflegen; aber der Greis willigte nicht ein. »»Nein,«« sagte er, »»ich werde das Haus nicht verlassen, denn mich liebt mein armer Sohn vor allen Andern, und wenn er aus dem Gefängnis kommt, wird er zuerst zu mir laufen. Was würde er sagen, wenn ich ihn nicht hier erwartete?«« Ich belauschte

alles Dies durch die Wand, denn es wäre mir lieb gewesen, wenn Mercedes ihn bestimmt hätte, ihr zu folgen; der Tag und Nacht über mir erschallende Tritt ließ mir nicht einen Augenblick Ruhe.«

»Aber gingen Sie denn nicht selbst zu dem Greise hinauf, um ihn zu trösten? fragte der Priester.

»Ah! mein Herr,« erwiderte Caderousse, »man tröstet nur diejenigen, welche getröstet sein wollen, er aber wollte es nicht sein. Überdies kam es mir, ich weiß nicht warum, vor, als hätte er einen Widerwillen gegen meinen Anblick. In einer Nacht jedoch, da ich sein Schluchzen hörte, konnte ich nicht widerstehen und ging hinauf; als ich jedoch an die Thüre kam, schluchzte er nicht mehr, er betete. Ich kann Ihnen nicht wiederholen, welche beredte Worte, welche erbarmenswerte Bitten er fand: es war mehr als Frömmigkeit, es war mehr als Schmerz; ich, der ich kein Heuchler bin und die Jesuiten nicht liebe, sagte mir auch an diesem Tage: Es ist ein Glück, daß ich allein bin und daß der liebe Gott mir keine Kinder geschenkt hat, denn wenn ich Vater wäre und empfände einen Schmerz, ähnlich dem des armen Greises, und könnte weder in meinem Gedächtnis noch in meinem Herzen Alles finden, was er dem guten Gotte sagt, so stürzte ich mich geraden Weges in das Meer, um nicht länger zu leiden.«

»Armer Vaters!« murmelte der Priester.

»Von Tag zu Tag lebte er einsam und abgeschieden; Herr Morrel und Mercedes kamen oft, um ihn zu besuchen, aber seine Thüre war verschlossen, und er antwortete nicht, obgleich ich bestimmt wußte, daß er zu Hause war. Als er eines Tages, wider seine Gewohnheit, Mercedes einließ und das arme Kind, selbst in Verzweiflung, ihn zu trösten suchte, sagte er:

»»Glaube mir, meine Tochter, er ist tot . . . und statt daß wir ihn erwarten, erwartet er uns. Ich bin sehr glücklich, denn ich bin älter und werde ihn folglich zuerst wiedersehen.««

»So gut man sein mag, so hört man am Ende doch auf, die Menschen zu besuchen, durch welche man traurig gemacht wird. Der alte Dantes blieb zu Letzt ganz allein. Ich sah nur noch von Zeit zu Zeit unbekannte Leute zu ihm hinausgehen, die mit irgend einem schlecht verborgenen Päckchen zurückkamen; ich begriff, welche Beschaffenheit es mit diesen Päckchen hatte, er verkaufte nach und nach, was er hatte, um zu leben. Endlich nahm es bei dem guten Mann ein Ende mit seiner armseligen Habe . . . Er war drei Miethzinse schuldig, man bedrohte ihn mit dem Wegschicken; er verlangte noch acht Tage, man bewilligte sie ihm. Ich erfuhr diesen Umstand, weil der Hauseigenthümer bei mir eintrat, als er ihn verließ. Während der drei ersten Tage hörte ich ihn wie gewöhnlich auf- und abgehen; am vierten . . . vernahm ich nichts mehr . . . Ich ging hinauf, die Thüre war verschlossen; durch das Schlüsselloch sah ich den Greis jedoch so bleich und entsetzt, daß ich ihn für sehr krank hielt, Herrn Morrel benachrichtigen ließ und zu Mercedes lief. Beide eilten herbei; Herr Morrel brachte einen Arzt, der Arzt erkannte eine Magendarmentzündung und verordnete Diät. Ich war dabei, mein Herr, und werde nie das Lächeln des Greises bei dieser Verordnung vergessen. Von nun an öffnete er seine Thüre, er hatte eine Entschuldigung, daß er nicht mehr aß: der Arzt hatte Diät verordnet.«

Der Abbé stieß einen Seufzer aus.

»Diese Geschichte interessiert Sie, nicht wahr mein Herr?« sagte Caderousse.

»Ja,« erwiderte der Abbé, »sie ist rührend.«

»Mercedes kam wieder; sie fand ihn so verändert, daß sie ihn wie das erste Mal in ihr Haus bringen lassen wollte. Es war dies auch die Ansicht von Herrn Morrel, welcher die Überschaffung mit Gewalt durchsetzen wollte, doch der Greis schrie dergestalt, daß sie bange bekamen. Mercedes blieb an seinem Bette. Herr Morrel entfernte sich, nachdem er Mercedes durch ein Zeichen bedeutet hatte, er lasse eine Börse auf dem Kamine. Aber bewaffnet mit der Verordnung des Arztes, wollte der Greis nichts zu sich nehmen. Endlich nach neun Tagen der Verzweiflung und Enthaltbarkeit verschied der Greis, diejenigen verfluchend, welche sein Unglück verursacht hatten. Zu Mercedes aber sprach er noch:

»»Wenn Du meinen Edmond wiedersehst, so sage ihm, ich sei ihn segnend gestorben.««

Der Abbé stand auf und ging zweimal im Zimmer auf und ab, wobei er eine zitternde Hand an seine trockene Kehle legte.

»Und Sie glauben, er starb . . . «

»Hungers, mein Herr, Hungers, dafür stehe ich, so wahr wir hier zwei Christen sind,« antwortete Caderousse.

Der Abbé ergriff mit krampfhafter Hand das noch halbvolle Glas, leerte es auf einen Zug und setzte sich wieder, die Augen geröthet und die Wangen bleich.

»Gestehen Sie, daß dies ein großen Unglück ist,« sagte er mit heiserer Stimme.

»Um so größer, mein Herr, als es nicht Gott herbeigeführt hat, sondern die Menschen allein Schuld daran sind.«

»Gehen wir also auf diese Menschen über, doch vergessen Sie nicht,« rief der Abbé mit einer beinahe drohenden Miene, »Sie haben mir Alles zu sagen Versprochen; wer sind die Leute, welchen es zuzumessen ist, daß der Sohn vor Verzweiflung und der Vater vor Hunger starb?«

»Zwei Menschen, welche auf ihn eifersüchtig waren, der eine aus Liebe, der andere aus Ehrgeiz, Fernand und Danglars.«

»Auf welche Weise offenbarte sich diese Eifersucht?«

»Sie gaben Edmond als bonapartistischen Agenten an.«

»Welcher von Beiden gab ihn an? welcher von Beiden war der wahre Schuldige?«

»Beide, mein Herr; der Eine schrieb den Brief, der Andere brachte ihn auf die Post.«

»Und wo wurde dieser Brief geschrieben?«

»In der Reserve selbst, am Tage vor der Hochzeit.«

»So ist es, so ist es,« murmelte der Abbé! . . . »Oh! Faria! Faria! wie kanntest Du die Menschen und die Dinge!«

»Sie sagen, mein Herr?« fragte Caderousse.

»Nichts; fahren Sie fort.«

»Danglars schrieb die Anzeige mit der linken Hand, damit man seine Schrift nicht erkennen würde, und Fernand schickte sie ab.«

»Aber Sie waren dabei?« rief plötzlich der Abbé.

»Ich?« versetzte Caderousse erstaunt, »wer hat Ihnen gesagt, daß ich dabei war?«

Der Abbé sah, daß er zu weit gegriffen hatte, und erwiderte:

»Niemand; doch um alle diese Einzelheiten so genau zu kennen, müssen Sie notwendig Zeuge gewesen sein.«

»Das ist wahr,« sprach Caderousse mit erstickter Stimme, »ich war dabei.«

»Und Sie haben sich dieser Schändlichkeit nicht widersetzt? Folglich sind Sie ein Mitschuldiger.«

»Mein Herr sie hatten mich Beide in einem Grade trinken lassen, daß ich beinahe die Vernunft verlor. Ich sah nur noch durch eine Wolke. Alles, was ein Mensch in einem solchen Zustande sagen kann, sagte ich, aber Beide erwiderten, sie hatten nur einen Scherz machen wollen, und dieser Scherz hätte keine Folgen.«

»Doch am andern Tage sahen Sie, daß er Folgen hatte; Sie sagten aber nichts und waren dabei, als man ihn verhaftete.«

»Ja, mein Herr, ich war dabei und wollte Alles sagen, Danglars hielt mich jedoch zurück. »»Wenn er zufällig schuldig ist,«« sprach er zu mir, »»wenn er wirklich an der Insel Elba angehalten, wirklich einen Brief für das bonapartistische Comité in Paris mitgenommen hat, wenn dieser Brief bei ihm gefunden wird, so werden diejenigen, welche ihn unterstützt haben, als seine Mitschuldigen betrachtet werden«« Ich hatte bange vor der Politik, wie sie damals getrieben wurde, und schwieg; ich gestehe, es war eine Feigheit, aber kein Verbrechen.«

»Ich begreife, Sie ließen gewähren und sonst nichts.«

»Ja, mein Herr, und das ist mein Gewissensbiß bei Tag und bei Nacht. Ich schwöre Ihnen, ich bitte Gott sehr oft um Verzeihung, und zwar um so mehr als diese Handlung, die einzige, die ich mir in meinem ganzen Leben vorzuwerfen habe, ohne Zweifel die Ursache meines Unglücks ist. Ich büße einen Augenblick der Selbstsucht, und sage auch immer zu der Carconte, wenn sie sich beklagt: »Schweige, Frau, Gott will es so.««

Und Caderousse neigte das Haupt mit allen Zeichen wahrer Reue.

»Gut, mein Herr,« sagte der Abbé, »Sie haben offenherzig gesprochen; sich so anklagen, heißt Verzeihung verdienen.«

»Leider ist Edmond tot und hat mir nicht verziehen.«

»Er wußte es nicht.«

»Aber nun weist er es vielleicht,« sprach Caderousse. »Man sagt, die Toten wissen Alles.«

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein: der Abbé war aufgestanden und ging nachdenkend auf und ab; dann kehrte er zu seinem Platze zurück und setzte sich wieder.

»Sie haben mir schon zwei- oder dreimal einen gewissen Herrn Morrel genannt?« sagte er. »Wer war dieser Mann?«

»Der Reeder des *Pharaon*, der Patron von Dantes.«

»Und welche Rolle spielte er bei dieser traurigen Angelegenheit?«

»Die Rolle eines redlichen, mutigen, liebevollen Mannes. Zwanzigmal verwendete er sich für Edmond; als der Kaiser zurückkehrte, schrieb er, bat er, drohte er, dergestalt, daß er bei der zweiten Restauration als Bonapartist gewaltig verfolgt wurde. Zwanzigmal kam er, wie ich Ihnen sagte, zu dem Vater von Dantes, um ihn in sein Haus zu nehmen, und einen oder zwei Tage vor seinem Tode ließ er, wie ich ebenfalls erwähnte, eine Börse auf dem Kamine, womit man die Schulden des guten Mannes bezahlte und seine Beerdigung besorgte, so daß der arme Greis wenigstens sterben konnte, wie er gelebt hatte, ohne Jemand Unrecht zu tun. Ich habe die Börse noch, eine große Börse von roter Seide.«

»Und dieser Herr Morrel lebt noch?«

»Ja.«

»Dann muß er ein vom Himmel gesegneter Mann, er muß reich, er muß glücklich sein?«

Caderousse lächelte bitter und erwiderte:

»Ja, glücklich wie ich.«

»Wie, Herr Morrel wäre unglücklich?« rief der Abbé.

»Er ist der Armut nahe, mehr noch, er steht an der Grenze der Schande.«

»Wie so?«

»Ja es ist, wie ich sage; nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit, nachdem er die ehrenvollste Stellung in der Handelswelt von Marseille erlangt hatte, ist Herr Morrel völlig zu Grunde gerichtet. Er hat fünf Schiffe in zwei Jahren verloren, drei Bankerotte erlitten, und seine einzige Hoffnung steht nun auf eben diesem *Pharaon*, den der arme Dantes commandirte, dieses Schiff soll mit einer Ladung Cochenille und Indigo aus Indien zurückkommen, bleibt es auch aus, wie die andern, so ist er verloren.«

»Hat der Unglückliche eine Frau, Kinder?« fragte der Abbé.

»Ja, er hat eine Frau, welche sich unter allen diesen Umständen wie eine Heilige benimmt; er hat eine Tochter, die einen Mann heiraten sollte, den sie liebt, den aber seine Familie ein zu Grunde gerichtetes Mädchen nicht heiraten lassen will: er hat endlich einen Sohn, der Lieutenant bei der Armee ist. Doch Sie begreifen: alles Dies verdoppelt seinen Schmerz, statt ihn dem armen Mann zu mildern. Wäre er allein, so würde er sich die Hirnschale zerschmettern, und Alles wäre abgemacht.«

»Das ist furchtbar!« murmelte der Abbé.

»So belohnt Gott die Tugend!« sprach Caderousse.

»Ich, der ich, abgesehen von dem, was ich Ihnen erzählte, nie eine schlechte Handlung begangen habe, bin im Elend; nachdem ich meine arme Frau am Fieber habe hinscheiden sehen, ohne etwas für

sie tun zu können, werde ich Hungers sterben, wie der alte Dantes, während Fernand und Danglars sich auf dem Golde wälzen.«

»Wie dies?«

»Weil sich bei ihnen Alles zum Guten gewendet hat, wie sich bei ehrlichen Leuten Alles zum Schlimmen wendet.«

»Was ist aus Danglars, dem Schuldigsten, dem Anstifter geworden?«

»Was aus ihm geworden ist? er hat Marseille verlassen, und ist auf die Empfehlung von Herrn Morrel der nichts von seinem Verbrechen wußte, bei einem spanischen Banquier als Commis eingetreten. Zur Zeit des spanischen Krieges beteiligte er sich bei den Lieferungen für das französische Heer und machte Glück; mit diesem ersten Gelde spielte er in den Fonds und verdreifachte, vervierfachte sein Vermögen; selbst Wittwer von der Tochter seines Banquier heiratete er sodann eine Wittwe, Frau von Nargonne, Tochter von Herrn von Servieux, welcher Kammerherr des gegenwärtigen Königs ist und sich der höchsten Gunst erfreut. Er hatte sich zum Millionär gemacht. man machte ihn zum Grafen, und er hat nun ein Hotel in der Rue du Mont-Blanc, zehn Pferde in seinen Ställen, sechs Lackeien in seinem Vorzimmer, und ich weiß nicht wie viel Millionen in seinen Kassen.«

»Ah l« rief der Abbé mit einem seltsamen Ausdrücke;»und er ist glücklich?«

»Glücklich . . . wer kann das sagen? Glück oder Unglück, das ist das Geheimnis der Wände; die Wände haben Ohren, aber keine Zunge; ist man glücklich mit einem großen Vermögen, so ist Danglars glücklich.«

»Und Fernand?«

»Fernand? das ist etwas ganz Anderes.«

»Aber wie konnte ein armer catalonischer Fischer ohne Mittel, ohne Erziehung Glück machen; ich muß gestehen, das übersteigt meine Begriffe.«

»Es übersteigt die Begriffe von aller Welt, und es muß in seinem Leben ein seltsames Geheimnis obwalten, das Niemand kennt.«

»Aus welchen sichtbaren Leitern ist er denn zu diesem großen Vermögen oder zu dieser hohen Stellung hinaufgestiegen?«

»Zu Beidem mein Herr, zu Beidem: er hat zugleich Vermögen und Stellung.«

»Sie erzählen mir ein Märchen?«

»Es sieht allerdings ganz so aus, aber hören Sie und Sie werden begreifen. Fernand war einige Tage vor der Rückkehr von Dantes der Conscription verfallen. Die Bourbonen ließen ihn ruhig bei den Cataloniern; aber Napoleon kehrte zurück: eine außerordentliche Aushebung wurde decretirt, und Fernand sah sich genötigt, abzugehen. Ich ging auch ab, da ich aber älter war als Fernand und meine arme Frau kurz zuvor geheiratet hatte, so schickte man mich nur auf die Küste. Fernand wurde bei den aktiven Truppen eingereiht, kam mit seinem Regiment an die Grenze, und wohnte der Schlacht bei Ligny bei. In der Nacht, welche auf das Treffen folgte, stand er Schildwache vor der Thüre eines Generals, der eine geheime Verbindung mit dem Feinde unterhielt. In derselben Nacht sollte der General mit den Engländern zusammentreffen; er schlug Fernand vor, ihn zu begleiten; Fernand willigte ein, verließ seinen Posten und folgte dem General. Was Fernand vor ein Kriegsgericht gebracht hätte, wenn Napoleon auf dem Throne geblieben wäre, diente ihm bei den Bourbonen zur Empfehlung. Er kehrte nach Frankreich mit der Epaulette des Unterlieutenant zurück, und da ihn die Protection des Generals, welcher in hoher Gunst steht, nicht verließ, so war er Kapitän im Jahre 1823, während des spanischen Krieges, das heißt in dem Augenblick, wo Danglars seine ersten Speculationen machte. Fernand war Spanier; er wurde nach Madrid geschickt, um den Geist seiner Landsleute zu erforschen. Er fand dort Danglars, verabredete sich mit ihm, verhiess seinem General eine Unterstützung unter den Royalisten der Hauptstadt und der Provinzen, erhielt Versprechungen, übernahm Verbindlichkeiten, führte sein Regiment auf Wegen, die nur ihm allein bekannt waren, in Schlünde, welche von den Royalisten bewacht wurden, und leistete endlich in diesem kurzen Feldzug

solche Dienste, daß er nach der Einnahme von Trocadero zum Obersten ernannt wurde und das Offizierskreuz der Ehrenlegion mit dem Baronentitel erhielt.«

»Verhängnis! Verhängnis!« murmelte der Abbé.

»Ja, doch hören Sie, das ist noch nicht Alles. Als der spanische Krieg beendet war, fand sich die Laufbahn von Fernand durch den langen Frieden gefährdet, welcher voraussichtlich in Europa herrschen mußte. Griechenland allein hatte sich gegen die Türkei erhoben und seinen Unabhängigkeitskrieg begonnen; Aller Augen waren auf Athen gerichtet; die Mode heischte, die Griechen zu beklagen und zu unterstützen. Ohne sie offen in Schutz zu nehmen, duldet die französische Regierung, wie Sie wissen, teilweise Wanderungen zu ihnen. Fernand erbat sich und erhielt die Erlaubnis, in Griechenland zu dienen, während er nichtsdestoweniger in den Armeelisten fortgeführt wurde. Einige Zeit nachher erfuhr man, daß der Baron von Morcerf, dies war der Name, den er führte, in die Dienste von Ali Pascha mit dem Grade eines Generalinstructors eingetreten war. Ali Pascha wurde getötet, wie Sie wissen; aber ehe er starb, belohnte er die Dienste von Fernand, indem er ihm eine beträchtliche Summe zustellen liest, mit welcher Fernand nach Frankreich zurückkehrte, wo ihm sein Grad als Generallieutenant bestätigt wurde.«

»Heute also?« fragte der Abbé.«

»Heute,« fuhr Caderousse fort, »ist er Graf, Deputierter, und besitzt ein prachtvolles Hotel in Paris, Rue du Helder N. 27.«

Der Abbé,« öffnete den Mund, zögerte einen Augenblick, und sagte dann mit einer Anstrengung gegen sich selbst:

»Und Mercedes? man hat mich versichert, sie wäre verschwunden.«

»Verschwunden, wie die Sonne verschwindet, um am andern Tage glänzender aufzugeben.«

»Sie hat also ebenfalls Glück gemacht?« fragte der Abbé mit einem ironischen Lächeln.

»Mercedes ist in diesem Augenblick eine der vornehmsten Damen von Paris,« antwortete Caderousse.

»Fahren Sie fort.« sagte der Abbé; »es ist mir, als hörte ich die Erzählung eines Traumes. Aber ich habe selbst so außerordentliche Dinge erlebt, daß mich diejenigen, welche Sie mir mitteilen, weniger in Erstaunen setzen.«

»Mercedes war Anfangs in Verzweiflung über den Schlag, der ihr Edmond raubte. Ich sprach bereits von ihren Bitten bei Herrn von Villefort und von ihrer Ergebenheit für den Vater von Dantes. Mitten in ihrer Verzweiflung traf sie ein neuer Schmerz, der Abgang von Fernand, den sie mit seinem Verbrechen nicht bekannt, als ihren Bruder betrachtete. Fernand reiste ab, Mercedes blieb allein.

»Drei Monate verliefen für sie in Tränen; keine Kunde von Edmond, keine Nachricht von Fernand; nichts vor Augen, als einen Greis, der in seiner Verzweiflung hinstarb. Eines Abends, als sie ihrer Gewohnheit gemäß den ganzen Tag an der Ecke der zwei Wege, welche von Marseille zu den Cataloniern führen, sitzen geblieben war, kehrte sie niedergeschlagener als je in ihre Wohnung zurück: weder Geliebten noch Freund erschienen auf einem von den beiden Wegen, und sie hatte weder von dem Einem noch von dem Andern Kunde. Plötzlich kam es ihr vor, als hörte sie einen bekannten Tritt; sie wandte steh ängstlich um, die Thüre ging auf und Fernand erschien in seiner Unterlieutenants-Uniform..Es war nicht die Hälfte dessen, was sie beweinte, aber es war ein Teil ihres vergangenen Lebens, was zu ihr zurückkehrte. Mercedes faßte die Hände von Fernand mit einem Entzücken, das dieser für Liebe hielt, während es nur die Freude war, nicht mehr allein auf der Welt zu sein und endlich nach langen Stunden einsamer Trauer einen Freund wiederzusehen; und dann muß man sagen, Fernand war nie gehaßt gewesen, er war nur nie geliebte ein Anderer besaß das ganze Herz von Mercedes; dieser Andere war abwesend . . . verschwunden . . . vielleicht tot. Bei diesem letzten Gedanken brach Mercedes in ein Schluchzen aus und rang die Hände vor Schmerz; aber der Gedanke, den sie verwarf, wenn er ihr von einem Andern zugeflüstert wurde, kehrte jetzt ganz allein in ihrem Geiste ein; überdies sagte der alte Dantes unablässig zu ihr: »»Unser Edmond ist tot, denn wenn er nicht tot wäre, käme er zu uns zurück.««

»Der Greis starb, wie ich Ihnen sagte, hätte er gelebt, so würde Mercedes vielleicht nie die Frau eines Andern geworden sein; denn er wäre da gewesen, um ihr ihre Untreue vorzuwerfen. Fernand begriff dies. Als er den Tod des Greises erfuhr, kehrte er zurück. Diesmal war er Lieutenant. Bei seiner ersten Reise hatte er Mercedes kein Wort von Liebe gesprochen, bei der zweiten erinnerte er sie daran, daß er sie liebte. Mercedes forderte noch sechs Monate von ihm, um Edmond zu erwarten und zu beweinen.«

»Das machte wirklich im Ganzen achtzehn Monate,« sagte der Abbé mit bitterem Lächeln.
»Was kann der angebetete Geliebte mehr fordern?«

Dann murmelte er die Worte des englischen Dichters:

»Frailty, thy name is woman!«⁶

»Sechs Monate nachher,« fuhr Caderousse fort, »fand die Hochzeit in der Kirche des Accoules statt.«

»Es war dieselbe Kirche, in der sie Edmond heiraten sollte,« murmelte der Abbé, »nur war der Bräutigam verändert.«

»Mercedes heiratete also,« sprach Caderousse, »doch obgleich sie in aller Augen ruhig erschien, wurde sie nichtsdestoweniger ohnmächtig, als sie vor der Reserve vorbeikam, wo achtzehn Monate vorher ihre Verlobung mit demjenigen gefeiert worden war, den sie noch liebte, wenn sie in den Grund ihres Herzens zu sehen gewagt hätte. Glücklicher, aber nicht ruhiger, denn ich sah ihn in jener Zeit, und er fürchtete beständig die Rückkehr von Edmond, war Fernand sogleich darauf bedacht, seine Frau aus der Gegend zu entfernen und sich selbst zu verbannen; er hatte zugleich zu viele Gefahren zu befürchten und zu viele Erinnerungen zu bekämpfen, wenn er bei den Cataloniern blieb. Acht Tage nach der Hochzeit reisten sie ab.«

»Sahen Sie Mercedes wieder?« fragte der Priester.

»Ja, zur Zeit des spanischen Krieges, in Perpignan, wo Fernand sie zurückgelassen hatte; sie beschäftigte sich damals mit der Erziehung ihres Sohnes.«

Der Abbé bebte.

»Ihres Sohnes?« sagte er

»Ja,« antwortete Caderousse, »des kleinen Albert.«

»Aber um diesen Sohn zu erziehen,« sprach der Abbé, »muß sie wohl selbst Erziehung erhalten haben? Es ist mir, als hätte ich von Edmond gehört, sie wäre die Tochter eines einfachen Fischers, schön, aber ungebildet gewesen?«

»Oh! kannte er denn seine Braut so schlecht?« versetzte Caderousse. »Mercedes hätte Königin werden können, wenn die Krone nur auf den schönsten und gescheitesten Köpfen getragen werden sollte. Ihr Vermögen nahm bereits zu, und sie nahm mit ihrem Vermögen zu. Sie lernte zeichnen, sie lernte Musik, sie lernte Alles. Dabei glaube ich, unter uns gesagt, daß sie alles Dies nur that, um sich zu zerstreuen, um zu vergessen, und daß sie nur so viele Dinge in ihren Kopf brachte, um das zu bekämpfen, was sie im Herzen hatte. Nun muß aber Alles gesagt sein, fügte Caderousse bei; »das Vermögen und die Ehre haben sie ohne Zweifel getröstet. Sie ist reich, sie ist Gräfin, und dennoch . . . «

Caderousse schwieg.

»Was dennoch?«

»Dennoch bin ich überzeugt, daß sie nicht glücklich ist.«

»Warum glauben Sie dies?«

»Als ich selbst zu unglücklich war, dachte ich, meine ehemaligen Freunde würden mich einiger Maßen unterstützen. Ich begab mich zu Danglars, der mich nicht einmal empfing. Ich ging zu Fernand, und dieser ließ mir hundert Franken durch seinen Kammerdiener zustellen.«

»Also sahen Sie weder den Einen, noch den Andern?«

⁶ Schwachheit, dein Name ist Weib.

»Nein« aber Frau von Morcerf hat mich gesehen.«

»Wie dies?«

»Während ich hinaus ging, fiel eine Börse zu meinen Füßen; sie enthielt fünfundzwanzig Louis d'or. Ich schaute rasch empor und erblickte Mercedes, welche den Laden wieder schloß.«

»Und Herr von Villefort?« fragte der Abbé.

»Oh! er war nicht mein Freund gewesen, ich kannte ihn nicht und hatte nichts von ihm zu fordern.«

»Doch wissen Sie nicht, was aus ihm geworden ist, und welchen Teil er an dem Unglück von Edmond gehabt hat?«

»Nein, ich weiß nur, daß er einige Zeit, nachdem er Edmond hatte verhaften lassen, Fräulein von Saint-Meran heiratete und bald darauf Marseille verließ. Ohne Zweifel hat ihm das Glück gelächelt, wie den Andern, ohne Zweifel ist er reich wie Danglars, geachtet wie Fernand; ich allein bin, wie Sie sehen, arm, elend und von Gott vergessen geblieben.«

»Sie täuschen sich, mein Freund,« sprach der Abbé, »Gott kann zuweilen den Anschein haben, als vergäße er, wenn seine Gerechtigkeit ruht, aber es kommt immer ein Augenblick, wo er sich erinnert, und hier ist der Beweis davon.«

Bei diesen Worten zog der Abbé den Diamant aus der Tasche, reichte ihn Caderousse und sprach:

»Nehmen Sie diesen Diamant« er gehört Ihnen.«

»Wie, mir allein?« rief Caderousse; »oh! mein Herr, Sie scherzen?«

»Dieser Diamant sollte unter die Freunde von Edmond verteilt werden; Edmond hatte nur einen Freund, die Verteilung wird also unnötig. Nehmen Sie diesen Diamant und verkaufen Sie ihn, ich wiederhole, er ist fünfzigtausend Franken wert, und diese Summe wird hoffentlich genügen, um Sie der Armut zu entziehen.«

»Oh! mein Herr,« sagte Caderousse schüchtern eine Hand ausstreckend und mit der andern den Schweiß abwischend, der auf seiner Stirne perlte. »oh! mein Herr, treiben Sie nicht Spott mit dem Glücke und der Verzweiflung eines Menschen.«

»Ich weiß, was Glück und was Verzweiflung ist, und werde nie mit diesen Gefühlen Kurzweil treiben. Nehmen Sie, aber dagegen . . . «

Caderousse, der bereite den Diamant berührte, zog seine Hand zurück.

Der Abbé lächelte.

»Dagegen, fuhr er fort, »geben Sie mir die rotseidene Börse, welche Herr Morrel auf dem Kamine des alten Dantes zurückließ.«

Immer mehr erstaunt, ging Caderousse an einen großen Schrank von Eichenholz, öffnete ihn und reichte dem Abbé eine lange Börse von erbleichter roter Seide, woran zwei Ringe von ehemals vergoldetem Kupfer auf- und abglitten. Der Abbé nahm sie und gab dafür Caderousse den Diamant.

»Oh! Sie sind ein Mann Gottes,« rief Caderousse, »denn er wußte in der Tat Niemand, daß Edmond Ihnen den Diamant übergeben hatte, und Sie konnten ihn behalten.«

»Gut,« sagte der Abbé zu sich selbst, »Du hättest es getan, wie es scheint.«

Der Abbé stand auf, nahm seinen Hut und seine Handschuhe und sprach:

»Alles was Sie gesagt haben, ist wahr, nicht so, und ich kann Ihnen in allen Punkten glauben?«

»Sehen Sie, Herr Abbé,« antwortete Caderousse, »dort in jener Ecke ist ein Christus von geweihtem Holze, hier auf dieser Kiste liegt das Evangelienbuch meiner Frau, öffnen Sie dieses Buch, und ich will Ihnen, die Hand gegen Christus ausgestreckt, darauf schwören, ich schwöre Ihnen bei dem Heile meiner Seele, bei meinem christlichen Glauben, daß ich Ihnen alle Dinge so gesagt habe, wie sie vorgefallen sind, und wie sie der Engel der Menschen Gott am jüngsten Gerichte zuflüstern wird!«

»Es ist gut,« sprach der Abbé, durch den Ausdruck überzeugt, daß Caderousse die Wahrheit gesagt hatte, »es ist gut; möge Ihnen dieses Geld Nutzen bringen. Leben Sie wohl, ich kehre zurück, um fern von den Menschen zu leben, welche so viel Böses tun.«

Und mit großer Mühe sich von den begeisterten Ergüssen von Caderousse befreiend, hob der Abbé selbst den Querbaum empor, stieg zu Pferde, grüßte zum letzten Male den Wirth, der sich in geräuschvollen Abschiedsworten gleichsam verwickelte, und entfernte sich in der Richtung, in welcher er gekommen war.

Als sich Caderousse umwandte, sah er hinter sich die Carconte bleicher und zitternder als je.

»Ist es wahr, was ich gehört habe?« sagte sie.

»Was? daß er uns den Diamant für uns ganz allein gegeben hat?« entgegnete Caderousse beinahe närrisch vor Freude.

»Ja.«

»Nichts kann wahrer sein, als dies.«

»Und wenn er falsch wäre?« sagte sie.

Caderousse erbleichte und wankte.

»Falsch,« murmelte er, »falsch . . . Und warum sollte mir dieser Mann einen falschen Diamant gegeben haben.«

»Um Dein Geheimnis zu besitzen, ohne es zu bezahlen, Schwachkopf.«

Caderousse blieb einen Augenblick betäubt unter dem Gewichte dieser Mutmaßung. Bald aber nahm er seinen Hut, setzte ihn auf das rote um seinen Kopf gewickelte, Taschentuch und rief:

»Ob! wir werden das wohl erfahren.«

»Auf welche Art?«

»Es ist Messe in Beaucaire, es sind Juweliere von Paris dort, ich will ihnen den Stein zeigen. Hüte das Haus, Frau, in zwei Stunden bin ich zurück.«

Und er stürzte aus dem Hause und lief auf der Straße fort, der entgegengesetzt, welche der Unbekannte eingeschlagen hatte.

»Fünzigtausend Franken,« murmelte die Carconte, als sie allein war, »das ist Geld . . . aber es ist kein Vermögen.«

Fünftes Kapitel.

Die Register der Gefängnisse

Einen Tag, nachdem die von uns erzählte Szene auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire Vorgefallen war, erschien ein Mann von dreißig bis zwei und dreißig Jahren in blauem Frack, Rankinbeinkleidern und weißer Weste, mit britischer Tournure und britischem Accent, bei dem Maire von Marseille und sprach:

»Mein Herr, ich bin der erste Commis des Hauses Thomson und French in Rom; wir stehen seit zehn Jahren in Verbindung mit dem Hause Morrel und Sohn in Marseille, haben uns hierbei auf etwa hunderttausend Franken eingelassen, und sind nicht ganz ohne Unruhe da man behauptet, dieses Haus sei seinem Ruin nahe. Ich komme daher ausdrücklich von Rom, um mir von Ihnen Auskunft über Morrel und Sohn zu erbitten.«

»Mein Herr,« antwortete der Maire, »ich weiß bestimmt, daß seit Vier bis fünf Jahren das Unglück Herrn Morrel zu Verfolgen scheint: er hat hinter einander vier Schiffe verloren und drei Bankerotte erlitten; aber obgleich ich selbst sein Gläubiger für ein Dutzend tausend Franken bin, geziemt es mir doch nicht, irgend eine Auskunft über den Zustand seines Vermögens zu geben. Fragen Sie mich als Maire, was ich von Herrn Morrel denke, so antworte ich Ihnen, er sei ein streng rechtlicher Mann und habe bis jetzt alle seine Verbindlichkeiten äußerst pünktlich erfüllt. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann, mein Herr. Wollen Sie mehr wissen, so wenden Sie sich an Herrn von Boville, Inspector der Gefängnisse, Rue de Noailles Nro. 15; er hat, so viel ich weiß, zweimal hunderttausend Franken bei dem Hause Morrel angelegt, und wenn wirklich etwas zu fürchten wäre, so würden Sie ihn, da diese Summe beträchtlicher ist, als die meinige, wahrscheinlich über diesen Punkt besser unterrichtet finden, als ich es bin.«

Der Engländer schien diese Zartheit zu würdigen, grüßte, verließ den Maire, und wanderte mit dem den Söhnen Großbritanniens eigenthümlichen Gange nach der bezeichneten Straße. Herr von Boville war in seinem Cabinet: als ihn der Engländer erblickte, machte er eine Bewegung des Erstaunens, welche anzudeuten schien, daß er nicht zum ersten Male diesem Manne gegenüber stand. Herr von Boville aber war so verzweiflungsvoll, daß, gleichsam Verfehlungen von dem Gedanken, der ihn in diesem Augenblick beschäftigte, die Fähigkeiten seines Geistes weder seinem Gedächtnis, noch seiner Einbildungskraft Muße ließen, sich in die Vergangenheit zu verirren. Der Engländer legte ihm mit dem Phlegma seiner Nation beinahe in denselben Ausdrücken dieselbe Frage vor, die er dem Maire von Marseille vorgelegt hatte.

»Oh! mein Herr,« rief Herr von Boville, »Ihre Befürchtungen sind leider nur zu sehr gegründet, und Sie sehen einen verzweifelnden Mann in mir. Ich hatte zwei mal hunderttausend Franken bei dem Hause Morrel angelegt: diese zwei mal hunderttausend Franken waren die Mitgift meiner Tochter, welche ich in vierzehn Tagen zu verheirathen gedachte: diese zweimal hunderttausend Franken waren rückzahlbar, hunderttausend am 15. dieses Monats, hunderttausend am 15. des nächsten. Ich hatte Herrn Morrel von meinem Wunsche, daß diese Zahlung pünktlich stattfinden möchte, benachrichtigt, und nun ist er vor kaum einer halben Stunde zu mir gekommen. um mir zu sagen, wenn sein Schiff der *Pharaon* bis am 15. nicht einlief, wäre er außer Stands, seine Verbindlichkeit zu erfüllen.«

»Aber das gleicht ganz einer Zahlungsfristverlängerung,« sagte der Engländer.

»Sagen Sie, es gleiche einem Bankerotte,« rief Herr von Boville außer sich.

Der Engländer schien einen Augenblick nachzudenken, und sprach sodann:

»Also flößt Ihnen diese Schuldforderung Angst ein?«

»Das heißt, ich betrachte sie als verloren.«

»Wohl, ich kaufe sie Ihnen ab.«

»Sie?«

»Ja, ich.«

»Aber ohne Zweifel zu einem ungeheuren Rabatt?«

»Nein, um zweimal hunderttausend Franken: unser Haus,« fügte der Engländer lachend bei, »macht keine solche Geschäfte.«

»Und Sie bezahlen?«

»Baar.«

Der Engländer zog aus seiner Tasche ein Päckchen Bankbillets, die das Doppelte der Summe betragen mochten, welche Herr von Boville zu verlieren befürchtete. Ein Blitz der Freude zog über das Gesicht von Herrn von Boville hin, doch er suchte sich zu bemeistern und sprach:

»Mein Herr, ich muß Sie davon in Kenntnis setzen, daß Sie aller Wahrscheinlichkeit noch nicht sechs Procent von dieser Summe bekommen werden.

»Das geht mich nichts an.« erwiderte der Engländer, »das geht das Haus Thomson und French an..in dessen Namen ich handle. Es liegt vielleicht in seinem Interesse, ein rivales Haus zu Grunde zu richten. Ich weiß nur, daß ich bereit bin, Ihnen diese Summe gegen Übertragung zu bezahlen, wobei ich mir indessen einen Mäklerlohn erbitten werde.«

»Das ist nicht mehr als billig!« rief Herr von Boville. »Die Commission beträgt gewöhnlich anderthalbe wollen Sie zwei? wollen Sie drei? wollen Sie fünf? wollen Sie noch mehr? sprechen Sie!«

»Mein Herr,« antwortete der Engländer lachend, ich bin wie mein Haus« ich mache keine solche Geschäfte; mein Mäklerlohn ist ganz anderer Natur.«

»Reden Sie, mein Herr, ich höre.«

»Sie sind Inspector der Gefängnisse?«

»Seit vierzehn Jahren.«

»Sie halten Eintritts- und Abgangs-Register?«

»Allerdings.«

»Diesen Registern müssen Noten bezüglich auf die Gefangenen beigefügt sein?«

»Jeder Gefangene hat seinen Fascikel.«

»Nun wohl, ich bin in Rom von einem armen Teufel von Abbé erzogen worden, welcher plötzlich von dort verschwunden ist. Seitdem habe ich erfahren, daß man ihn in dem Castell If gefangen gehalten, und ich möchte wohl gern etwas Näheres über seinen Tod wissen.«

»Wie hieß er?«

»Abbé Faria.«

»Oh! ich erinnere mich seiner ganz genau,« rief Herr von Boville, »er war ein Narr.«

»Man sagte es.«

»Oh! er war es ganz gewiss.«

»Es ist möglich; was war seine Narrheit?«

»Er behauptete Kenntnis von einem unermeßlichen Schatze zu haben, und bot der Regierung tolle Summen, wenn man ihn in Freiheit setzen wollte.«

»Armer Teufel! Und er ist tot?«

»Ja, mein Herr, er starb ungefähr vor fünf oder sechs Monaten, im vergangenen Februar.«

»Sie haben ein glückliches Gedächtnis, mein Herr, daß Sie sich so der einzelnen Umstände erinnern.«

»Ich erinnere mich dieser Geschichte, weil der Tod des armen Teufels von einem seltsamen Ereignis begleitet war.«

»Dürfte man dieses Ereignis erfahren?« fragte der Engländer mit einem Ausdrücke von Neugierde, welchen auf seinem phlegmatischen Gesichte zu finden, ein tiefer Beobachter erstaunt gewesen wäre.

»Oh! mein Gott, , ja, mein Herr; das Gefängnis des Abbé war ungefähr fünf und vierzig bis fünfzig Fuß von dem eines ehemaligen bonapartistischen Agenten entfernt, eines sehr entschlossenen und gefährlichen Menschen von der Zahl derjenigen, welche am meisten zu der Rückkehr des Usurpators im Jahre 1815 beigetragen haben.«

»Wirklich!« sagte der Engländer.

»Ja, ich hatte selbst Gelegenheit, diesen Menschen im Jahre 1816 oder 1817 zu sehen; man stieg in seinen Kerker nur mit einem Piquet Soldaten hinab; er machte einen tiefen Eindruck auf mich, und ich werde sein Gesicht nie vergessen.

Der Engländer lächelte unmerklich.

»Und Sie sagen,« versetzte er, »die zwei Kerker . . . «

»Waren durch eine Entfernung von fünfzig Fuß getrennt, aber es scheint, dieser Edmond Dantes . . . «

»Der gefährliche Mensch hieß . . . «

»Edmond Dantes. Ja, mein Herr, es scheint dieser Edmond Dantes hatte sich Werkzeug verschafft oder verfertigt, denn man fand einen Gang, durch welchen die Gefangenen mit einander in Verbindung standen.«

»Dieser Gang war ohne Zweifel in der Absicht zu entweichen gemacht worden?«

»Allerdings; aber zum Unglück für die Gefangenen wurde der Abbé, von der Starrsucht befallen und starb.«

»Ich begreife, das mußte die Entweichungspläne kurz abschneiden.«

»Für den Toten, ja,« antwortete Herr von Boville, »für den Lebenden nicht; dieser Dantes sah im Gegenteil darin ein Mittel, seine Flucht zu beschleunigen; er dachte ohne Zweifel, die im Castell If gestorbenen Gefangenen würden in einem gewöhnlichen Friedhofe begraben, trug den Hingeschiedenen in seine Zelle, nahm seinen Platz in dem Sacke ein, in welchen man jenen genäht hatte, und erwartete den Augenblick des Begräbnisses.«

»Das war ein gewagtes Mittel, woraus sich auf einigen Mut schließen ließ,« bemerkte der Engländer.

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, mein Herr, daß es ein sehr gefährlicher Mensch war, zum Glück befreite er die Regierung selbst von der Furcht, die sie sonnetwegen hegte.«

»Wie dies?«

»Sie begreifen nicht?«

»Nein.«

»Das Castell If hat keinen Friedhof; man wirft die Toten ganz einfach in das Meer, nachdem man ihnen zuvor eine Kugel von sechs und dreißig Pfund an die Füße gebunden hat.«

»Nun?« fragte der Engländer, als ob er schwer begriffe.

»Man befestigte ihm die Kugel von sechs und dreißig Pfund an die Füße und warf ihn in das Meer.«

»Ja der Tat!« rief der Engländer.

»Ja, mein Herr,« fuhr der Inspector fort. »Sie können sich denken, wie groß das Erstaunen des Flüchtlings gewesen sein muß, als er fühlte, daß man ihn von dem Felsen herabstürzte. Ich hätte sein Gesicht in diesem Augenblick sehen mögen.«

»Das wäre schwierig gewesen.«

»Gleich viel,« sagte Herr von Boville, den die Gewißheit, seine zweimal hunderttausend Franken wieder zu erhalten, in gute Laune versetzte; »gleichviel, ich stelle es mir vor.«

Und er brach in ein Gelächter aus.

»Und ich auch,« sagte der Engländer.

Und er fing an, ebenfalls zu lachen, aber wie die Engländer lachen, mit dem Ende der Zähne.

»Der Flüchtling ist also ertrunken?« fuhr der Engländer fort, welcher zuerst wieder seine Kaltblütigkeit gewann.

»Ganz und gar.«

»Somit wurde der Gouverneur des Castells zugleich von dem Wüthenden und von dem Narren befreit?«

»Gewiß.«

»Es mußte doch eine Art von Protokoll über dieses Ereignis aufgenommen werden?« fragte der Engländer.«

»Ja, ja, ein Sterbeprotokoll. Sie begreifen, für die Verwandten von Dantes, wenn er hat, konnte es von Interesse sein, sich zu versichern, ob er gestorben wäre oder noch lebte.«

»Folglich können Sie nun ruhig sein., wenn sie von ihm erben. Er ist tot, sehr tot?«

»Oh mein Gott, ja. Man wird ihnen einen Schein ausstellen, wenn sie es haben wollen.«

»Es sei so,« sprach der Engländer. »Doch um auf die Register zurückzukommen . . . «

»Richtig . . . Diese Geschichte hat uns davon entfernt. Verzeihen Sie.«

»Was soll ich verzeihen? Die Geschichte? Keines Weges; sie war mir sehr interessant.«

»Sie ist es in der Tat, Mein Herr, Sie wünschen also Alles zu sehen, was sich auf den armen Abbé bezieht, der die Sanftmuth selbst war, nicht so?«

»Es würde mir Vergnügen machen.«

»Gehen Sie in mein Cabinet, und ich will es Ihnen zeigen.«

Beide gingen in das Cabinet von Herrn von Boville.

Alles war hier in vollkommener Ordnung: jedes Register bei seiner Nummer, jeder Fascikel in seinem Fach. Der Inspector hieß den Engländer in seinen Lehnstuhl sitzen, legte ihm das Register und die Akten bezüglich auf Castell If vor, und ließ ihm volle Muße darin zu blättern, während er selbst in einem Winkel sitzend seine Zeitung las.

Der Engländer fand leicht die Akten, welche sich auf den Abbé Faria bezogen, doch es scheint, die Geschichte, die ihm Herr von Boville erzählt, hatte ihn lebhaft interessiert, denn nachdem er von den ersten Stücken Kenntnis genommen, fuhr er fort, zu blättern, bis er zu dem Fascikel von Edmond Dantes gekommen war. Hier fand er wieder Alles an seinem Platz, Denunciation, Verhör, Bittschrift von Herrn Morrel, Randglosse von Herrn von Villefort. Er faltete ganz sachte die Denunciation zusammen, steckte sie in seine Tasche, las das Verhör und sah, daß der Name Noirtier nicht darin ausgesprochen war, durchlief dann auch noch das Gesuch vom 10. Februar 1815, worin Herr Morrel nach dem Rathe des Substituten, in einer vortrefflichen Absicht, weil Napoleon noch regierte, die Dienste übertrieb, welche Dantes der kaiserlichen Sache geleistet hatte. Dienste, die das Certificat von Villefort unbestreitbar machte. Nun begriff er Alles. Das von Villefort aufbewahrte Gesuch war unter der zweiten Restauration eine furchtbare Waffe in den Händen des Staatsanwaltes geworden. Er wunderte sich daher nicht mehr über folgende Note, welche er als Randglosse neben seinen Namen gesetzt fand:

l Wüthender Bonapartist, hat thätigen
Edmond Dantes l Anteil an der Rückkehr von
l der Insel Elba genommen.
l Im geheimsten Gewahrsam und unter
l der strengsten Aufsicht zu halten.

Unter diesen Zeilen stand von einer andern Handschrift:

»In Betracht obiger Note, *nichts zu machen.*«

Die Handschrift der Randglosse mit der des Certificats vergleichend, das unten an das Gesuch von Morrel gesetzt war, bekam er Dantes Gewißheit, daß Randglosse und Certificat von einer Hand, nämlich von der von Villefort herrührten.

Was die begleitende Note betrifft, so begriff der Engländer, daß sie von irgend einem Inspector eingezeichnet worden war, der ein vorübergehendes Interesse an der Lage von Dantes genommen, durch die erwähnte Bemerkung aber sich in die Unmöglichkeit versetzt gesehen hatte, seiner Teilnahme eine Folge zu geben.

Aus Diskretion, und um den Zögling des Abbé Faria in seinen Nachforschungen nicht zu beengen, hatte sich der Inspector, wie gesagt, entfernt und las im *Drapeau blanc*. Er sah also nicht, wie der Engländer die von Danglars in der Sommerlaube der Reserve geschriebene und mit dem

Stempel von Marseille den 27. Februar versehene Denunciation zusammenlegte und einsteckte. Hatte er es aber auch gesehen, so würde er sicherlich zu wenig Gewicht auf dieses Papier und zu viel auf seine zweimal hunderttausend Franken gelegt haben, um sich dem zu widersetzen, was der Engländer that, so ordnungswidrig es auch war.

»Ich danke.« sagte dieser, indem er das Register geräuschtvoll schloß. »Ich weiß, was ich wissen wollte, und nun ist an mir, mein Versprechen n halten; machen Sie mir eine einfache Abtretung Ihrer Schuldforderung; bescheinigen Sie in dieser Abtretung den Empfang des Betrags, und ich bezahle Ihnen die Summe.«

Und er überließ seinen Platz am Schreibtische Herrn von Boville, der sich ohne Umstände setzte und eiligst die verlangte Abtretung schrieb, während der Engländer rauf einem Tischchen die Bankbillets aufzählte.

Sechstes Kapitel.

Das Haue Morrel

Wer, mit dem Innern des Hauses Morrel vertraut, Marseille ein paar Jahre zuvor verlassen hätte und zu der Zeit, zu der wir nunmehr gelangt sind, zurückgekehrt wäre, würde eine große Veränderung darin gefunden haben. Statt des lebendigen, behaglichen, glücklichen Anblicks den ein auf dem Pfade der Wohlfahrt begriffenes Haus gleichsam ausströmt, statt der freudigen, hinter den Fenstervorhängen erscheinenden Gesichter; statt der geschäftigen, mit der Feder hinter dem Ohr in den Gängen umherlaufenden Commis; statt des mit Ballen gefüllten, von dem Geschrei und Gelächter der Factoren wiederhallenden Hofes, hätte er etwas Trauriges, Totes in diesen öden Gängen und diesem leeren Hofe wahrgenommen. Von den zahlreichen Handlungsdienern, welche einst die Bureau bevölkerten, waren nur zwei geblieben; der eine war ein junger Mann von drei bis vierundzwanzig Jahren, Namens Emmanuel Raymond, welcher, verliebt in die Tochter von Herrn Morrel, in dem Hause verharrte, was auch seine Eltern tun mochten, um ihn daraus zu entfernen; der andere war ein alter, einäugiger Kassengehilfe, genannt Cocles, ein Spottnamen, den ihm die jungen Leute gegeben halten, welche einst den so gewaltig summenden, nun aber beinahe unbewohnten Bienenstock belebten; dieser Spottname hatte allmählig seinen wahren Namen so vollkommen ersetzt, daß er sich ohne Zweifel nicht einmal umgewendet haben würde, hätte man ihn bei dem letzteren gerufen.

Cocles war im Dienste von Herrn Morrel geblieben, und er hatte sich eine sonderbare Veränderung in der Lage des braven Mannes bewerkstelligt; er war zugleich zum Grade eines Kassiers avancirt und zum Range eines Bedienten herabgesunken. Darum war es nicht minder derselbe Cocles, gut, geduldig, ergeben, aber unbeugsam im Punkte der Arithmetik, dem einzigen Punkte, worin er der ganzen Welt, selbst Herrn Morrel, die Spitze geboten hätte: seine pythagoräische Tabelle konnte er an den Fingern hersagen, wie man sie auch drehen und auf welche Weise man ihn in einen Irrtum zu versetzen suchen mochte.

Mitten unter der allgemeinen Traurigkeit, welche sich des Hauses Morrel bemächtigt hatte, war Cocles allein unempfindlich geblieben. Man täusche sich übrigens nicht, diese Unempfindlichkeit rührte nicht von einem Mangel an Zuneigung, sondern im Gegenteil von einer unerschütterlichen Überzeugung her. Wie die Ratten der Sage nach allmählig ein Schiff verlassen, das zum Voraus vom Schicksal im Meere unterzugehen bestimmt ist, so daß diese selbstsüchtigen Gäste in dem Augenblick, wo es die Anker lichtet, völlig ausgewandert sind, ebenso hatte die Menge von Commis und Angestellten aller Art, welche ihren Unterhalt von dem Hause Morrel bezogen, allmählig Bureau und Magazine im Stich gelassen; Cocles sah sie insgesamt weggehen, ohne sich über die Ursache ihren Abgangs Rechenschaft zu geben. Alles lief bei Cocles auf eine Ziffernfrage hinaus, und seit den zwanzig Jahren, die er in dem Hause Morrel war, hatte er die Zahlungen bei offenem Bureau mit solcher Regelmäßigkeit stattfinden sehen, daß er eben so wenig zugab, diese Regelmäßigkeit könnte aufhören und die Zahlungen dürften eingestellt werden, als ein Müller, der eine von dem Wasser eines reichen Flusses gespeiste Mühle besitzt, zugibt, dieser Fluß könnte zu laufen aufhören. Bin jetzt hatte sich wirklich nichts gegen die Überzeugung von Cocles erhoben. Der letzte Monatsschluß war mit der strengsten Pünktlichkeit durchgeführt worden. Cocles hatte einen Irrtum von siebenzig Centimes, welcher zum Nachteil von Herrn Morrel begangen worden war, entdeckt und an demselben Tag den Mehrbetrag von vierzehn Sous seinem Principal überbracht, welcher diese mit einem schwermütigen Lächeln nahm, in eine beinahe leere Schublade fallen ließ, und zu dem Arithmetiker sagte:

»Gut, Cocles, Sie sind die Perle der Kassiere.« Cocles entfernte sich äußerst zufrieden, denn ein Lob von Herrn Morrel, dieser Perle der ehrlichen Leute von Marseille, schmeichelte Cocles mehr als ein Geschenk von fünfzig Thalern. Aber seit diesem so glücklich durchgeführten Monatsschluß hatte Herr Morrel grausame Stunden durchgemacht; um gegen diesen Monatsschluß Stand zu halten, hatte er alle seine Mittel zusammengerafft und war selbst, aus Furcht, das Gerücht von seiner Not

könnte sich in Marseille verbreiten, wenn man ihn so zum Äußersten greifen sehen würde, auf die Messe von Beaucaire gereist, um einige Juwelen, welche seiner Frau und seiner Tochter gehörten, und einen Teil von seinem Silberzeug zu verkaufen. Mittelst dieses Opfers war diesmal noch Alles zur größten Ehre des Hauses Morrel vorübergegangen. Die Kasse aber blieb völlig leer. Erschreckt durch umlaufende Gerüchte zog sich der Credit mit seiner gewöhnlichen Selbstsucht zurück, und um gegen die hunderttausend Franken, welche am 15ten laufenden Monats zurückzubezahlen waren, und gegen die hunderttausend, welche am 15ten des folgenden verfielen, Stand zu halten, hatte Herr Morrel in Wirklichkeit nichts mehr, als die Hoffnung auf die Rückkehr des *Pharaon*, von dessen Abgang ein Schiff, das mit ihm die Anker gelichtet, Kunde gegeben hatte. Dieses Schiff, welches wie der *Pharaon* von Calcutta kam, war aber bereits seit vierzehn Tagen im Hafen eingelaufen, während man vom *Pharaon* keine Nachricht hatte.

So standen die Dinge, als der Abgesandte des Hauses Thomson und French in Rom am andern Tage, nachdem er die von uns mitgeteilte wichtige Angelegenheit mit Herrn von Boville abgemacht hatte, sich bei Herrn Morrel einfand. Emmanuel empfing ihn. Der junge Mann, den jeder neue Besuch erschreckte, denn jedes neue Gesicht kündigte einen neuen Gläubiger an, welcher in seiner Ungeduld herbeikam, um den Chef des Hauses auszuforschen, der junge Mann, sagen wir, wollte seinem Herrn das Ärgerliche dieses Besuches ersparen; er befragte den Eintretenden, dieser aber erklärte ihm, er hätte nichts mit Herrn Emmanuel zu tun, sondern müßte mit Herrn Morrel persönlich sprechen.

Emmanuel rief seufzend Cocles und befahl ihm, den Fremden zu Herrn Morrel zu führen. Cocles ging voraus und der Fremde folgte. Auf der Treppe begegnete man einem hübschen jungen Mädchen, das den Fremden voll Unruhe anschaute. Cocles bemerkte diesen Gesichtsausdruck nicht, der jedoch dem Fremden keines Wegs entgangen zu sein schien.

»Herr Morrel ist in seinem Cabinet, nicht wahr, Fräulein Julie?« fragte der Kassier.

»Ja, ich glaube wenigstens,« antwortete das Mädchen zögernd; »sehen Sie zuerst nach, Cocles, und wenn mein Vater dort ist, melden Sie den Herrn.«

»Es wäre unnütz, mich zu melden,« erwiderte der Engländer, »Herr Morrel kennt meinen Namen nicht. Dieser brave Mann mag ihm nur sagen, ich sei der erste Commis der Herren Thomson und French in Rom, mit denen das Haus Ihres Herrn Vaters in Verbindung steht.«

Das Mädchen erbleichte und ging vollends die Treppe hinab, und der Fremdling ging vollends hinauf. Julie, wie sie der Kassier genannt hatte, trat in das Bureau, wo sich Emmanuel aufhielt, und Cocles öffnete mit Hilfe eines Schlüssels, dessen Besitzer er war, eine Thüre in der Ecke des Ruheplatzes, im zweiten Stocke, führte den Fremden in ein Vorzimmer, öffnete eine zweite Thüre, die er wieder hinter sich schloß, und erschien sodann, nachdem er den Abgesandten des Hauses Thomson und French einen Augenblick allein gelassen hatte. abermals und bedeutete ihm durch ein Zeichen, er könnte eintreten. Der Fremde fand Herrn Morrel an seinem Schreibtische sitzend und erbleichend vor den furchtbaren Columnen, in denen sein Passivum eingetragen war. Als Herr Morrel den Fremden erblickte, stand er auf und schob einen Stuhl vor; sobald er sah, daß der Fremde sich gesetzt hatte, setzte er sich ebenfalls wieder.

Vierzehn Jahre hatten eine gewaltige Veränderung bei dem würdigen Handelsherrn hervorgebracht, welcher, am Anfang dieser Geschichte sechsunddreißig Jahre alt. nun das fünfzigste erreichen auf dem Punkte stand. Seine Haare hatten sich gebleicht, seine Stirne war unter sorgenvollen Runzeln ausgehöhlt; sein einst so fester, bestimmter Blick war unbestimmt, unentschlossen geworden, und schien bange zu haben, er könnte genötigt werden, auf einem Gedanken oder auf einem Menschen zu haften. Der Engländer schaute ihn mit einem Gefühle der Neugierde an, das offenbar mit Teilnahme gemischt war.

»Mein Herr,« sagte Morrel, dessen Unbehaglichkeit dieses Anschauen zu verdoppeln schien, »Sie wünschten mich zu sprechen?«

»Ja, mein Herr; Sie wissen, in wessen Namen ich komme?«

»Im Namen des Hauses Thomson und French, wenigstens wie mir mein Kassier gesagt hat.«

»Er sagte Ihnen die Wahrheit. Das Haus Thomson und French soll im Laufe dieses Monats und des nächsten in Frankreich drei bis viermal hunderttausend Franken bezahlen, und hat, vertraut mit Ihrer strengen Pünktlichkeit, alle Pariere aufgekauft, welche es mit Ihrer Unterschrift finden konnte, wobei mir der Auftrag geworden ist, nach Maßgabe des Verfalls die Gelder bei Ihnen zu erheben und sodann zu verwenden.«

Morrel stieß einen tiefen Seufzer aus, fuhr mit der Hand über seine schweißbedeckte Stirne und erwiderte:

»Sie haben also von mir unterzeichnete Tratten?«

»Ja, mein Herr, für eine beträchtliche Summe.«

»Für welche Summe?« fragte Herr Morrel mit einer Stimme, welcher er Sicherheit zu verleihen strebte.

»Einmal,« sagte der Engländer, ein Päckchen aus der Tasche ziehend, »einmal habe ich hier eine Abtretung von zweimal hunderttausend Franken, ausgestellt an unser Haus von Herrn von Boville, Inspektor der Gefängnisse. Erkennen Sie an, daß Sie Herrn von Boville diese Summe schuldig sind?«

»Ja, mein Herr, er hat sie zu vier und einem halben Procent vor bald fünf Jahren bei mir angelegt.«

»Und Sie haben den Betrag zurückzubezahlen?«

»Hälftig am fünfzehnten dieses, hälftig am fünfzehnten des nächsten Monats.«

»So ist es; dann habe ich hier zweiunddreißig tausend fünfhundert Ende dieses; es sind von Ihnen unterzeichnete und von Dritten an unser Haus übertragene Tratten.«

»Ich erkenne sie an,« sagte Herr Morrel, dem beidem Gedanken, daß er zum ersten Male in seinem Leben vielleicht seiner Unterschrift nicht entsprechen könnte, die Schamröte in das Gesicht stieg. »Ist das Alles?«

»Ich habe noch auf Ende nächsten Monats diese Pariere, welche das Haus Pascale und das Haus Wild und Turner in Marseille an uns verkauften, etwa fünfundfünfzig tausend Franken, im Ganzen zweimal hundert siebenundachtzig tausend fünfhundert Franken.«

Es läßt sich nicht beschreiben, was der unglückliche Morrel während dieser Aufzählung litt.

»Zweimal hundert siebenundachtzig tausend fünfhundert Franken,« wiederholte er maschinenmäßig.

»Ja, mein Herr,« sprach der Engländer. »Ich kann Ihnen nun nicht verbergen,« fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort, »daß, während man Ihre bis jetzt vorwurfsfreie Redlichkeit zu schützen weiß, in Marseille das Gerücht geht, Sie seien nicht im Stande, Ihre Angelegenheiten durchzuführen.«

Bei dieser beinahe rohen Eröffnung erleichte Herr Morrel furchtbar.

»Mein Herr,« sagte er, »bis jetzt, und es sind mehr als zwanzig Jahre, seitdem ich das Haus aus den Händen meines Vaters übernommen habe, der es selbst fünfunddreißig Jahr führte, bin jetzt ist kein von Morrel und Sohn unterzeichnetes Papier an der Kasse präsentiert worden, ohne daß wir Zahlung dafür geleistet hatten.«

»Ja, ich weiß dies; doch sprechen Sie offenherzig, wie ein Ehrenmann zum andern: werden Sie diese Papiere mit derselben Pünktlichkeit bezahlen?«

Morrel bebte und schaute denjenigen an, welcher mit größerer Sicherheit zu ihm sprach, als er es bis dahin getan hatte.

»Auf so offenherzig gestellte Fragen,« antwortete er, »muß ich eine offenherzige Antwort geben. Ja, mein Herr, ich bezahle, wenn mein Schiff, wie ich hoffe, glücklich im Hafen einläuft, denn seine Ankunft wird mir den Credit wiedergeben, den mir schnell auseinander folgende Unglücksfälle, deren Opfer ich gewesen bin, geraubt haben: bliebe aber der *Pharaon*, die letzte Quelle, auf die ich zähle, aus . . . «

Die Tränen traten dem armen Reeder in die Augen.

»Nun?« fragte der Engländer, »bliebe diese letzte Quelle aus?«

»Es ist grausam zu sagen . . . doch, bereits an das Unglück gewöhnt, muß ich mich auch an die Schmach gewöhnen . . . nun! ich glaube, daß ich genötigt wäre, meine Zahlungen einzustellen.«

»Haben Sie keine Freunde, welche Sie unter diesen Umständen unterstützen könnten?« fragte der Engländer.

Herr Morrel lächelte traurig und erwiderte:

»In den Geschäften hat man keine Freunde, wie Sie wissen, sondern nur Correspondenten.«

»Das ist wahr, murmelte der Engländer.

»Sie nähren also keine Hoffnung mehr.«

»Eine einzige.«

»Die letzte?«

»Die letzte.«

»Und wenn diese Hoffnung sich nicht verwirklicht?«

»Bin ich zu Grunde gerichtet, mein Herr, völlig zu Grunde gerichtet.«

»Als ich zu Ihnen kam, lief ein Schiff im Hasen ein.«

»Ich weiß es. Ein junger Mann, der mir im Unglück treu geblieben ist, bringt einen Teil seiner Zeit auf einem Belvedere oben auf dem Hause zu, in der Hoffnung, mir zuerst eine gute Nachricht mitteilen zu können. Von ihm habe ich die Ankunft dieses Schiffes erfahren.«

»Ist es nicht das Ihrige?«

»Nein, es ist ein bordolesisches Schiff, die *Gironde*; es kommt ebenfalls von Indien, ist aber nicht dasjenige, welches ich erwarte.«

»Vielleicht hat es Kenntnis vom *Pharaon* und bringt Ihnen Kunde.«

»Sol! ich es Ihnen sagen, mein Herr, ich fürchte beinahe eben so sehr. Nachricht von meinem Dreimaster zu erhalten, als in Ungewissheit zu bleiben. Die Ungewissheit ist noch Hoffnung.«

Dann fügte Herr Morrel mit dumpfem Tone bei:

»Diesen Zögern ist nicht natürlich, der *Pharaon* ist am 5. Februar von Calcutta abgegangen und sollte seit mehr als einem Monat hier sein.«

»Was ist das?« fragte der Engländer horchend; »in an soll diesen Geräusch bedeuten?«

»Ah, mein Gott! mein Gott!« rief Morrel erbleichend, »was gibt es wieder?«

Es entstand wirklich ein gewaltigen Geräusch auf der Treppe, man ging ab und zu, man hörte sogar einen Schrei des Schmerzes Morrel stand auf, um die Thüre zu öffnen, doch es gebrach ihm an Kraft, und er fiel in seinen Stuhl zurück.

Die zwei Männer blieben einander gegenüber Morrel an allen Gliedern zitternd, der Engländer ihn mit einem Ausdrucke tiefen Mitleids anschauend. Der Lärmen hörte auf, aber es schien dennoch, als ob Morrel etwas erwartete: dieser Lärmen hatte eine Ursache und mußte eine Folge haben. Es kam dem Fremden vor, als stiege man sachte die Treppe herauf, und als ob die Tritte, welche von mehren Personen herrührten, auf dem Ruheplatz anhielten. Ein Schlüssel wurde in das Schloß der ersten Thüre gesteckt, und man hörte diese auf ihren Angeln knarren

»Nur zwei Personen haben den Schlüssel zu dieser Thüre,« murmelte Morrel: »Cocles und Julie.«

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre, und man sah das Mädchen bleich und die Wangen in Tränen gebadet erscheinen. Morrel stand zitternd auf und stützte sich auf den Arm seines Lehnstuhles, denn er hätte sich nicht aufrecht zu halten vermocht. Seine Stimme wollte fragen, aber er hatte keinen Ton mehr.

»Oh, mein Vater!« sagte das Mädchen. die Hände faltend, »verzeihen Sie Ihrem Kinde, das es Ihnen eine schlimme Botschaft bringt.«

Morrel wurde furchtbar bleich; Julie warf sich in seine Arme.

»Oh, mein Vater! mein Vater!« rief sie, »Mut gefaßt!«

»Der Pharaon ist also zu Grunde gegangen?« fragte Morrel mit zusammengeschnürter Stimme.

Das Mädchen antwortete nicht, sondern machte nur ein bejahendes Zeichen mit seinem an die Brust des Vaters angelehnten Kopfe.

»Und die Mannschaft?« fragte Morrel.

»Gerettet,« antwortete das Mädchen, »gerettet durch das bordolesische Schiff, das so eben in den Hafen eingelaufen ist.«

Morrel hob seine beiden Hände mit einem Ausdruck voll Resignation und erhabener Dankbarkeit zum Himmel empor und sprach:

»Ich danke, mein Gott, ich danke; wenigstens schlägst Du nur mich allein.«

So phlegmatisch der Engländer war, so befruchtete doch eine Träne sein Augenlied.

»Tretet ein,« sagte Herr Morrel, »denn ich vermuthe, Ihr seid Alle vor der Thüre.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als wirklich Madame Morrel schluchzend eintrat; Emmanuel folgte ihr; im Vorzimmer sah man die rauhen Gesichter von sieben bis acht halb nackten Matrosen. Beim Anblick dieser Menschen bebte der Engländer, er machte einen Schritt, als wollte er auf sie zugehen, aber er bemeisterte sich und drückte sich im Gegenteil in den entferntesten, dunkelsten Winkel des Cabinets. Madame Morrel setzte sich in den Lehnstuhl und nahm eine von den Händen ihren Gatten in die ihrigen, während Julie an die Brust ihres Vaters gelehnt, stehen blieb. Emmanuel stand mitten im Zimmer und schien als Band zwischen der Gruppe der Familie Morrel und den Matrosen an der Thüre zu dienen.

»Wie hat sich das zugetragen? fragte Herr Morrel.

»Tretet näher Penelon,« sagte der junge Mann, »und erzählt das Ereignis.«

Ein alter, von der Sonne den Äquators bronzirter Matrose trat, zwischen seinen Händen den Überrest eines Hutes hin- und herdrehend, vor und sagte

»Guten Morgen, Herr Morrel,« als ob er Marseille am Tage vorher verlassen hätte und von Aix oder Toulon käme.

»Guten Morgen, mein Freund,« erwiderte Herr Morrel, der sich einen Lächeln unter seinen Tränen nicht enthalten konnte: »aber wo ist der Kapitän?«

»Was den Kapitän betrifft, Herr Morrel, er ist krank in Palma geblieben; doch wenn es Gott gefällt, wird es nichts sein, nur Sie sehen ihn in einigen Tagen so wohl und gesunde, als wir Beide sind, ankommen.«

»Gut . . . nun spricht, Penelon.«

Penelon ließ seinen Kautabak aus der linken Backe in die rechte übergehen, hielt die Hand vor seinen Mund, schleuderte in das Vorzimmer einen Guß schwärzlichen Speichels, rückte den Fuß vor und sprach, sich auf seinen Hüften wiegend:

»Herr Morrel, wir waren so etwas zwischen dem Cap Blanc und dem Cap Boyador, und liefen mit einem guten Süd-Süd-West, nachdem wir nun acht Tage lang mit der Windstille abgemühet hatten, als sich der Kapitän Goumard mir näherte (ich muß Ihnen bemerken, daß ich am Steuerruder war), und zu mir sagte: »Vater Penelon,« sagte er, »was denkst Du von den Wolken, die sich dort am Horizont erheben?« Ich betrachtete sie mir gerade in diesem Augenblick. »Was ich davon denke, Kapitän? ich denke, sie steigen ein wenig schneller, als es sich gebührt, und sind schwärzer, als es Wolken zusteht, welche keine schlimme Absicht haben.« – »Das ist auch meine Meinung,« sagte der Kapitän, »ich will immerhin Vorsichtsmaßregeln treffen. Wir haben zu viele Siegel für den Wind, der sogleich kommen wird . . . Holla! He! bindet die Bramsegel ein und holt den fliegenden Klüver an.« Es war die höchste Zeit. der Befehl war nicht sobald ausgeführt, als wir den Wind auf den Fersen hatten und das Schiff sich auf die Seite legte. »Gut!« sagte der Kapitän, »wir haben noch zu viel Tuch außen: geit das große Segel auf!« Fünf Minuten nachher war das große Segel gegeit und wir liefen mit der Focke, dem Marnsegel und den Toppsegeln. »Nun, Vater Penelon,« sagte der Kapitän zu mir, »was hast Du denn mit dem Kopfe zu schütteln.« – Was ich habe? an Ihrer Stelle würde ich nicht auf so schönem Wege bleiben.« »Ich glaube, Du hast Recht, Alter, wir werden einen Windstoß bekommen.« – »Ah, den Teufel, Kapitän!« antwortete ich,

»»weh uns, was sich da unten braut, für einen Windstoß abkaufte, würde etwas dabei gewinnen; es ist ein guter schöner Sturm, oder ich verstehe mich nicht darauf.«« Das heißt, man sah den Wind kommen, wie man den Staub in Mondredon ankommen sieht; zum Glücke hatte er es mit einem Manne zu tun, der ihn kannte. »»Nehmt zwei Ringe in den Marssegeln ein, »rief der Kapitän, »»laßt die Boleinen laufen, braßt an, streicht die Marnsegel ein, zieht die Takel auf die Rahen herunter!««

»Das war in jener Gegend nicht genug,« sagte der Engländer; »ich hätte vier Ringe genommen und mich der Focke entledigt.«

Diese feste, sonore, unerwartete Stimme machte Jedermann beben. Penelon hielt seine Hand über die Augen und schaute denjenigen an, welcher mit so viel Sicherheit das Mauoeuvre seinen Kapitän beurteilte.

»Wir thaten noch etwas Besseres,« sagte er mit einer gewissen Achtung, »denn wir geiten die ganze Brigantine und legten den Helmstock nach dem Winde, um vor dem Sturm zu laufen. Zehn Minuten nachher geiten wir die Marnsegel auf und trieben vor Topp und Tafel.

Der Engländer schüttelte den Kopf und sprach:

»Dan Schiff war zu alt, um dies zu wagen.«

»Das ist es gerade, was unser Verderben herbeiführte. Nachdem wir zwölf Stunden lang hin- und hergeworfen worden waren, zeigte sich ein Leck. »»Penelon,«« sagte der Kapitän zu mir, »»ich glaube, wir sinken, mein Alter; gib mir das Steuerruder und steige in den Raum hinab.«« Ich gebe ihm das Steuerruder und gehe hinab; es hatte bereits drei Fuß Wasser. Ich steige wieder hinauf und rufe: »»Zu den Puiipen! Zu den Pumpen!«« Ah! ja wohl; es war zu spät. Man ging an die Arbeit; aber ich glaube, je mehr wir herauszogen, desto mehr kam hinein. Ho! Nach einer vierstündigen Arbeit . . . sinken wir, so wollen wir sinken lassen, man stirbt nur einmal. »»Ah! Meister Penelon,«« spricht der Kapitän, »»Ihr gebt ein solches Beispiel? wohl, wartet, wartet!«« Er holt ein Paar Pistolen aus der Kajüte und ruft zurückkehrend: »»»Dem Ersten, der die Pumpe verläßt, zerschmettere ich die Hirnschale!««

»Schön,« sagte der Engländer.

»Nichts verleiht so viel Mut, als gute Gründe,« fuhr der Matrose fort; »überdieß hatte sich das Wetter mittlerweile aufgehellt und der Wind sich gelegt; nichtsdestoweniger stieg das Wasser fortwährend, nicht um viel, vielleicht um zwei Zell in der Stunde, aber es stieg; zwei Zoll in der Stunde, sehen Sie, das sieht aus wie nichts, aber in zwölf Stunden macht es nicht weniger als vierundzwanzig Zoll, und vierundzwanzig geben zwei Fuß. Zwei Fuß und drei, die wir schon hatten, das machte uns fünf. Wenn aber ein Schiff fünf Fuß Wasser im Bauche hat, so kann es für wassersüchtig angesehen werden. »»Gut,«« sagte der Kapitän, »»es ist genug so, und Herr Morrel kann uns keinen Vorwurf machen; wir haben getan, was wir tun konnten, um das Schiff zu retten; nun müssen wir die Mannschaft zu retten suchen. An die Schaluppe, Kinder, so geschwind als immer möglich!««

»Hören Sie, Herr Morrel, »fuhr Penelon fort, »wir liebten den *Pharaon* ungemein; aber wie sehr auch der Seefahrer sein Schiff lieben mag, so liebt er doch noch mehr seine Haut. Wir ließen es uns auch nicht zweimal sagen: dabei war es, als spräche das Schiff zu uns: »»Geht doch! geht doch!«« und er log nicht, der arme *Pharaon*, wir fühlten ihn buchstäblich unter unseren Füßen in die Tiefe sinken. So viel ist gewiss, daß in einem Nu die Schaluppe in der See war und wir uns alle Acht darin befanden. Der Kapitän stieg zuletzt hinab, oder Vielmehr nein, er stieg nicht hinab, denn er wollte das Schiff nicht verlassen; ich faßte ihn mit dem Arme um den Leib, warf ihn den Kameraden zu und sprang dann ebenfalls. Es war die höchste Zeit. Kaum hatte ich den Sprung gemacht, als das Verdeck mit einem Geräusche zersprang, daß man es hätte für die Lage eines Schusses von achtundvierzig Kanonen halten sollen. Zehn Minuten nachher tauchte es mit dem Vorderteile unter, dann mit dem Hinterteile, dann drehte es steh um sich selbst, wie ein Hund, der seinem Schweife nachläuft, und endlich eine gute Nacht der Gesellschaft, brrrrr! . . . Alles war abgetan, kein *Pharaon* mehr!

»Wir brachten drei Tage zu, ohne zu essen und zu trinken, und sprachen schon davon, das Loos zu ziehen, wer den Anderen zur Nahrung dienen sollte, als wir die *Gironde* gewahrten; wir machten

ihr Signale, sie sah uns, segelte auf uns zu schickte uns ihre Schaluppe und nahm uns auf. So hat sich die Sache ereignet, auf Ehrenwort, Herr Morrel, auf Seemannswort! Nicht wahr, Ihr Leute?«

Ein allgemeines Gemurmel der Beistimmung deutete an, daß der Erzähler alle Stimmen durch die Wahrheit der Hauptsache und durch das Pittoreske der einzelnen Umstände vereinigt hatte.

»Gut, mein Freund,« sagte Herr Morrel, »Ihr seid brave Leute, und ich wußte zum Voraus. daß bei dem Unglück, das mir begegnet ist, niemand Anderes die Schuld hatte, als mein Verhängnis. Es ist der Wille Gottes, und nicht der Fehler der Menschen. Verehren wir den Willen Gottes. Nun sagt, wie viel Sold ist man Euch schuldig?«

»Ah! bah . . . sprechen wir nicht davon, Herr Morrel.«

»Im Gegenteil. sprechen wir davon,« erwiderte mit einem traurigen Lächeln der Reeder.

»Nun wohl, man ist uns drei Monate schuldig.«

»Cocles, bezahlen Sie jedem von diesen braven Leuten zweihundert Franken. In einer andern Epoche, meine Freunde,« fuhr Herr Morrel fort, »hätte ich beigefügt: Geben Sie jedem zweihundert Franken als außerordentliches Geschenk, aber die Zeiten sind ungünstig, meine Freunde, und das wenige Geld, das mir übrig bleibt, ist nicht mehr mein Eigentum; entschuldigt mich also und liebt mich darum nicht minder.«

Penelon machte eine Grimasse der Rührung, wandte sich gegen seine Gefährten um, sprach einige Worte, mit ihnen, kam dann zurück und sagte, nachdem er seinen Kautabak in die andere Seite des Mundes übergearbeitet und einen zweiten Guß Speichel, welcher das Pendant zu dem ersten werden sollte, in das Vorzimmer geschleudert hatte.

»Was das betrifft, Herr Morrel, was das betrifft . . . «

»Was denn?«

»Das Geld.«

»Nun?«

»Nun, Herr Morrel, die Kameraden meinen, sie hätten für diesen Augenblick mit fünfzig Franken jeder genug, und sie könnten mit dem Reste warten.«

»Ich danke, meine Freunde,« rief Herr Morrel, tief erschüttert; »Ihr seid brave Leute; aber nehmt nur, nehmt, und wenn Ihr einen guten Dienst findet, tretet ein, Ihr seid frei.«

Diese letzten Worte brachten eine wunderbare Wirkung auf die Matrosen hervor; sie schauten einander mit bestürzter Miene an. Penelon, dem es an Atem fehlte, hätte beinahe seinen Kautabak verschluckt; zum Glück fuhr er zu rechter Zeit mit der Hand an seine Zunge.

»Wie, Herr Morrel!« sagte er mit einer zusammengepreßten Stimme, »wie! Sie schicken uns weg, Sie sind also unzufrieden mit uns?«

»Nein, meine Kinder,« erwiderte der Reeder, »nein, ich bin nicht unzufrieden mit Euch, im Gegenteil; nein, ich schicke Euch nicht weg. Aber was wollt Ihr, ich habe kein Schiff mehr, und bedarf folglich auch keiner Matrosen.«

»Wie! Sie haben keine Schiffe mehr?« rief Penelon; »wohl, Sie lassen andere bauen, und wir warten.«

»Ich habe kein Geld mehr, um Schiffe bauen zu lassen, Penelon,« entgegnete Herr Morrel traurig lächelnd; »ich kann also Euer Anerbieten nicht annehmen, so freundlich es auch ist.«

»Wohl, wenn Sie kein Geld haben, so müssen Sie uns nicht bezahlen, wir machen es, wie es der arme *Pharaon* gemacht hat, und treiben vor Topp und Tafel.«

»Genug, genug, meine Freunde,« erwiderte Herr Morrel, dem vor Rührung die Sprache beinahe versagte. »Wir werden uns in besseren Zeiten wiederfinden. Emmanuel,« fügte der Reeder bei, »begleiten Sie diese braven Leute und seien Sie dafür besorgt, daß meine Wünsche erfüllt werden.«

»Also wenigstens auf Wiedersehen, nicht wahr Herr Morrel?« versetzte Penelon.

»Ja, meine Freunde, ich hoffe wenigstens; geht.

Auf ein Zeichen seiner Hand marschierte Cocles voran. Die Matrosen folgten dem Kassier und Emmanuel folgte den Matrosen.

»Nun laßt mich einen Augenblick allein,« sagte der Reeder zu seiner Frau und zu seiner Tochter, »ich habe mit diesem Herrn zu sprechen.«

Und er bezeichnete mit den Augen den Bevollmächtigten des Hauses Thomson und French, welcher unbeweglich in seiner Ecke während dieser Szene stehen geblieben war, an der er nur mit den von uns erwähnten paar Worten Teil genommen hatte. Die Frauen schauten den Fremden an, den sie völlig vergessen hatten, und entfernten sich sodann; aber während sich die Tochter zurückzog, warf sie auf diesen Mann einen erhabenen Blick inständiger Bitte, den er mit einem Lächeln erwiderte, welches auf diesem eisigen Gesichte hervortreten zu sehen, ein kalter Beobachter erstaunt sein würde. Die zwei Männer blieben allein.

»Nun, mein Herr,« sagte Morrel, »Sie haben Alles gesehen, Alles gehört, und ich habe Ihnen nichts mehr mitzutheilen.«

»Ich habe gesehen, mein Herr,« erwiderte der Engländer, »daß Ihnen ein neues Unglück, so unverdient als die anderen, widerfahren ist, und das hat mich in meinem Wunsche, Ihnen angenehm zu sein. Bestärkt.«

»Oh! mein Herr . . . «

»Ich bin einer von Ihren Hauptgläubigern, nicht wahr?«

»Sie sind wenigstens derjenige, welcher die kurzfristigsten Wechsel von mir in Händen hat.«

»Sie wünschen eine Fristverlängerung, um mich zu bezahlen?«

»Eine Fristverlängerung könnte mir die Ehre und folglich das Leben retten.«

»Wie viel verlangen Sie?«

»Zwei Monate,« sagte Morrel zögernd.

»Gut,« sprach der Fremde, »ich gebe Ihnen drei.«

»Doch glauben Sie, daß das Haus Thomson und French . . . ?«

»Seien Sie unbesorgt, ich nehme Alles auf mich, . . . Wir haben heute den 5. Juni?«

»Ja.«

»Nun, erneuern Sie mir alle diese Papiere auf den 5. September, und am 5. September um elf Uhr Morgens (die Pendeluhr bezeichnete gerade in diesem Augenblick die elfte Stunde), werde ich mich bei Ihnen einfinden.«

»Ich werde Sie erwarten, mein Herr, und Sie sollen Bezahlung erhalten, oder ich bin tot.«

Diese letzten Worte sprach Morrel so leise, dass sie der Fremde nicht hören konnte. Die Papiere wurden erneuert, man zerriß die alten, und der arme Reeder hatte wenigstens drei Monate vor sich, um seine letzten Mittel aufzubieten. Der Engländer empfing seinen Dank mit dem seiner Nation eigenthümlichen Phlegma und nahm von Morrel Abschied, der ihn unter Segnungen bis an die Thüre zurückführte. Auf der Treppe traf er Julie; das Mädchen that, als ob es hinabginge, aber es wartete auf ihn.

»O! mein Herr . . . « rief Julie, die Hände faltend.

»Mein Fräulein,« sagte der Fremde, »Sie werden eines Tages einen Brief, unterzeichnet . . . *Simbad der Seefahrer* . . . bekommen. Thun Sie Punkt für Punkt, was der Brief sagt, so seltsam Ihnen auch die Aufforderung erscheinen mag.«

»Gut, mein Herr,« erwiderte Julie.

»Versprechen Sie es mir?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Leben Sie wohl, mein Fräulein; bleiben Sie stets ein gutes, frommes Mädchen, und ich hoffe, Gott wird Sie dadurch belohnen, daß er Ihnen Herrn Emmanuel zum Gatten gibt.«

Julie stieß einen leichten Schrei aus, wurde rot wie eine Kirsche, und hielt sich am Geländer, um nicht zu fallen. Der Engländer entfernte sich mit einer Gebärde des Abschiedes. Im Hofe begegnete er Penelon; dieser hatte eine Rolle von hundert Franken in jeder Hand, und schien sich nicht entschließen zu können, das Geld fortzutragen.

»Kommt, mein Freund,« sagte der Engländer zu ihm, »ich habe mit Euch zu sprechen.«

Siebentes Kapitel.

Der fünfte September

Die von dem Mandatar des Hauses Thomson und French in dem Augenblick, wo es Morrel am wenigsten erwartete, bewilligte Frist glaubte der arme Reeder als eine von jenen Widerscheinungen des Glückes betrachten zu dürfen, welche dem Menschen verkündigen, das Schicksal sei endlich müde geworden, auf sein Verderben los zuarbeiten. An demselben Tage erzählte er das, was ihm begegnet war, seiner Tochter, seiner Frau und Emmanuel, und es kehrte ein wenig Hoffnung, wenn nicht Ruhe, in die Familie zurück. Leider aber hatte es Morrel nicht allein mit dem Hause Thomson und French zu tun, das sich so nachsichtig gegen ihn zeigte. Im Handel hat man, wie er selbst sagte, Correspondenten und keine Freunde. Bei schärferer Überlegung konnte er sogar das edelmüthige Benehmen der Herren Thomson und French gegen ihn gar nicht begreifen, und er erklärte sich dasselbe nur durch folgende selbststüchtige Betrachtung, welche dieses Hause angestellt haben dürfte: Besser einen Mann unterstützen, der uns beinahe dreimal hunderttausend Franken schuldig ist, und diese dreimal hunderttausend Franken nach Verlauf von drei Monaten haben, als seinen Untergang beschleunigen und sechs bis sieben Procent vom Kapital bekommen.



Zum Unglück stellten, sei es aus Haß, sei es aus Verwendung, nicht alle Correspondenten von Morrel dieselben Betrachtungen an, und einige machten sogar den entgegengesetzten Schluß. Die von Morrel unterzeichneten Tratten wurden daher mit ängstlicher Strenge an der Kasse präsentiert, aber von Cocles, in Folge der von dem Engländer bewilligten Frist, ohne Verzug bezahlt; Cocles verharrte fortwährend in seiner prophetischen Ruhe. Herr Morrel allein sah mit Schrecken, das er, wenn er am 15. die hunderttausend Franken von Herrn von Boville, und am 30. die zweiunddreißig tausend fünfhundert Franken, für welche er, wie für die Schuldforderung des Inspektors der Gefängnisse, eine

Frist erhalten, hätte bezahlen müssen, schon am Ende dieses Monats ein verlorener Mann gewesen wäre.

Der ganze Handelsstand in Marseille war der Meinung, nach den Unglücksfällen, welche Herrn Morrel hintereinander getroffen, könnte dieser sich nicht halten. Man staunte daher nicht wenig, als man sah, daß sein Monatsschluß sich mit der gewöhnlichen Pünktlichkeit bewerkstelligte. Doch das Vertrauen kehrte darum nicht in die Geister zurück, und man verschob einstimmig auf das Ende des nächsten Monats die Insolvenzerklärung des unglücklichen Reeders.

Der ganze Monat verging in unerhörten Anstrengungen von Seiten Morrels, um alle seine Mittel aufzubieten. Früher wurde sein Papier, auf welches Datum es auch ausgestellt sein mochte, mit Vertrauen angenommen, und sogar gesucht. Morrel wollte Papier auf neunzig Tage negociiren, und fand alle Bauten geschlossen. Zum Glück hatte Morrel selbst einige Heimzahlungen zu erwarten, auf welche er rechnen konnte, und die erwarteten Gelder gingen auch wirklich ein; Morrel fand sich dadurch abermals in den Stand gesetzt, seinen Verbindlichkeiten zu entsprechen, als das Ende des Juli erschien.

Den Mandatar des Hauses Thomson und French hatte man übrigens nicht mehr in Marseille gesehen, Er war am ersten oder zweiten Tage nach seinem Besuche bei Herrn Morrel verschwunden, und da er in Marseille nur mit dem Maire, dem Inspector der Gefängnisse und Herrn Morrel verkehrt hatte, so ließ seine Anwesenheit keine andere Spur zurück, als die verschiedenen Erinnerungen, welche diese drei Personen von ihm bewahrten. Die Matrosen des Pharaon hatten, wie es scheint, irgend ein Unterkommen gefunden, denn sie waren ebenfalls verschwunden,

Von der Unpäßlichkeit, die ihn in Palma zurückgehalten, wiedergenesen, kehrte der Kapitän Gaumard ebenfalls zurück. Er zögerte, sich bei Morrel zu zeigen, aber dieser erfuhr seine Ankunft und suchte ihn selbst auf. Der würdige Reeder kannte vorher schon, durch die Erzählung von Penelon, das mutige Benehmen des Kapitäns während des unglücklichen Ereignisses, und er war es nun, der den Seemann zu trösten suchte. Er brachte ihm den Betrag seines Soldes, den der Kapitän Gaumard nicht zu erheben gewagt hätte.

Als Herr Morrel die Treppe hinabging, begegnete er Penelon, welcher gerade heraufstieg. Penelon hatte, wie es schien, sein Geld gut angewendet, denn er war ganz neu gekleidet. Seinen Reeder erblickend, wurde der würdige Rudergänger sehr verlegen; er drückte sich in die entfernteste Ecke des Ruheplatzes, schob abwechselnd seinen Kautaback von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten, wälzte seine Augen ganz verwirrt in ihren Höhlen umher und erwiderte nur mit einer schüchternen Berührung den Händedruck, den ihm Herr Morrel mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit bot. Herr Morrel schrieb die Verlegenheit von Penelon seiner eleganten Toilette zu: der brave Mann hatte sich offenbar nicht auf seine Rechnung einen solchen Luxus erlaubt; er war also ohne Zweifel bereits an Bord eines anderen Schiffes angeworben und schämte sich, daß er nicht, wenn man so sagen darf, länger Trauer um den *Pharaon* getragen hatte. Vielleicht kam er sogar, um Kapitän Gaumard sein Glück mitzuteilen und ihm Anerbietungen im Auftrage seines neuen Herrn zu machen.

»Brave Leute!« sprach Herr Morrel sich entfernend, »möchte Euer neuer Herr Euch lieben, wie ich Euch liebte, und glücklicher sein, als ich bin!«

Der August verlief in beständig erneuerten Versuchen von Herrn Morrel, seinen alten Credit wieder zu heben und sich einen neuen zu eröffnen. Am 20. August wußte man in Marseille, daß er einen Platz auf der Mallepost genommen hatte, und man sagte sich jetzt, am Ende dieses Monates müßte die Insolvenzerklärung stattfinden, und Morrel wäre vorher schon abgereist, um nicht diesem grausamen, ohne Zweifel seinem ersten Commis Emmanuel oder seinem Kassier Cocles übertragenen Akte beizuwohnen. Als aber der 31. kam, öffnete sich die Kasse wie gewöhnlich gegen alle Voraussicht. Cocles erschien hinter dem Gitter, ruhig wie der Gerechte von Horaz, untersuchte mit derselben Aufmerksamkeit das Papier, welches man ihm präsentierte, und bezahlte die Tratten von der ersten bis zur letzten mit gleicher Pünktlichkeit. Man begriff dies durchaus nicht und verschob

mit der den Propheten schlimmer Kunde eigenthümlichen Hartnäckigkeit den Bankerott auf das Ende des September.

Am 1. kam Herr Morrel zurück, er wurde von seiner ganzen Familie mit der größten Bangigkeit erwartet; auf dieser Reife beruhte die letzte Hoffnung auf ein Rettungsmittel. Morrel hatte an Danglars gedacht, der heute ein Millionär und ihm einst verpflichtet war; denn auf die Empfehlung von Morrel war Danglars in den Dienst des spanischen Banquier getreten, bei welchem er sein ungeheures Vermögen zu erwerben angefangen hatte. Heute hatte Danglars, wie man sagte, selbst sechs bis acht Millionen und einen unbegrenzten Credit. Danglars konnte Morrel retten, ohne einen Thaler aus der Tasche zu ziehen; er durfte sich nur für ein Anlehen verbürgen, und Morrel war gerettet. Morrel dachte seit geraumer Zeit an Danglars: aber es gibt ein instinktives Widerstreben, das man nicht zu bemeistern vermag; Morrel zögerte so lange als möglich, zu diesem letzten Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Und er hatte Recht, denn er kam gelähmt unter der Demütigung einer abschlägigen Antwort zurück.

Er stieß bei seiner Ankunft keine Klage aus, brachte keine Anschuldigung vor; er umarmte nur weinend seine Frau und seine Tochter, reichte Emmanuel freundschaftlich die Hand, verlangte nach Cocles und schloß sich mit diesem in sein Cabinet im zweiten Stocke ein.

»Diesmal,« sagten die zwei Frauen zu Emmanuel, »diesmal sind wir verloren.«

In einer kurzen Berathung, welche sie unter sich pflogen, wurde sodann beschlossen, daß Julie an ihren Bruders der in Nimes in Garnison lag, schreiben und ihn auffordern sollte, sogleich zu kommen. Die armen Frauen fühlten, daß sie aller ihrer Kräfte bedürften, um den Schlag zu ertragen, der sie bedrohte. Überdies übte Maximilian Morrel, obgleich erst zweiundzwanzig Jahre alt, doch bereits einen großen Einfluß auf seinen Vater aus.

Es war ein fester, rechtschaffener junger Mann. Als es sich darum handelte, eine Laufbahn zu wählen, wollte ihm sein Vater nicht zum Voraus seine Zukunft bestimmen, und fragte die Geschmacksrichtung des jungen Maximilian um Rath. Dieser erklärte sich für die militärische Laufbahn, machte vortreffliche Studien und trat mittelst einer Prüfung in die polytechnische Schule ein, welche er, zum Unterlieutenant im 53sten Linien-Regiment ernannt, wieder verließ. Im Regiment bezeichnete man Maximilian Morrel als strengen Beobachter, nicht nur aller dem Soldaten auferlegten Verbindlichkeiten, sondern auch aller dem Manne obliegenden Pflichten, und man nannte ihn nur den Stoiker. Es versteht sich, daß viele von denjenigen, welche ihm diesen Beinamen gaben, denselben wiederholten, weil sie ihn gehört hatten, und nicht einmal wußten, was er bedeutete. Dies war der junge Mann, den seine Mutter und seine Schwester herbeiriefen, um sie in den ernstesten Umständen, in denen sie sich befinden sollten, zu unterstützen.

Sie täuschten sich nicht über das Mißliche ihrer Lage, denn einen Augenblick nachdem Herr Morrel mit Cocles in sein Cabinet gegangen war, sah Julie den letzteren bleich, zitternd und mit völlig verstörtem Gesichte wieder herauskommen. Sie wollte ihn fragen, als er an ihr vorüberging, doch der brave Mann lief mit einer bei ihm ungewöhnlichen Eile unaufhaltsam die Treppe hinab und rief ihr nur, die Hand zum Himmel erhebend zu:

»Oh, mein Fräuleins welch ein furchtbares Unglück; wer hätte das je gedacht!«

Eine Minute nachher sah ihn Julie mit ein paar dicken Handlungsbüchern, einem Portefeuille und einem Sacke Geld wieder hinaufgehen. Morrel untersuchte die Bücher, öffnete das Portefeuille und zählte das Geld. Alle baaren Mittel beliefen sich auf sechs bis achttausend Franken, die Einnahmen bis zum 5ten auf vier bis fünftausend Franken, was also im höchsten Fall einen Activstand von vierzehn tausend Franken bildete, womit einer Tratte von zweimal hundert siebenundachtzig tausend fünfhundert Franken entsprochen werden sollte. Eine solche Abschlagszahlung anzubieten, war nicht möglich.

Als jedoch Herr Morrel zum Mittagessen herabkam, schien er ziemlich ruhig. Diese Ruhe erschreckte die zwei Frauen mehr, als es die tiefste Niedergeschlagenheit hätte tun können. Nach

dem Mittagsbrote pflegte Morrel auszugehen, im Kreise der Phocäer seinen Kaffee zutrinken und den *Semaphore* zu lesen; an diesem Tage blieb er zu Hause und ging wieder in sein Bureau hinauf.

Coeles schien ganz stumpfsinnig; er hielt sich einen Teil des Tages, auf einem Steine sitzend und mit bloßem Kopfe bei dreißig Graden Wärme, im Hofe auf.

Emmanuel suchte die Frauen zu trösten; aber es mangelte ihm an Beredsamkeit. Der junge Mann war zu sehr in die Angelegenheiten des Hauses eingeweiht, um nicht zu fühlen, daß eine große Katastrophe der Familie Morrel bevorstand. Es kam die Nacht: die Frauen wachten in der Hoffnung, Morrel würde von seinem Cabinet herabgehend bei ihnen eintreten, doch sie hörten, wie er ohne Zweifel aus Furcht, man könnte ihn rufen, seine Tritte dämpfend, an ihrer Thüre vorüber schlich. Sie horchten: er kehrte in sein Zimmer zurück und schloß die Thüre von innen.

Madame Morrel hieß ihre Tochter schlafen gehen; eine halbe Stunde, nachdem sich Julie entfernt hatte, stand sie auf, zog ihre Schuhe aus und schlüpfte in den Gang, um zu sehen, was ihr Gatte machte. Im Gang erblickte sie einen Schatten, der sich zurückzog. Sie erkannte Julie, welche selbst unruhig, ihrer Mutter zugekommen war. Julie ging auf Madame Morrel zu und sagte:

»Er schreibt.«

Die zwei Frauen hatten sich erraten, ohne sich zu sprechen.

Madame Morrel neigte sich zum Schlüsselloche herab. Morrel schrieb wirklich; aber was ihre Tochter nicht bemerkt hatte, das bemerkte Madame Morrel: ihr Gatte schrieb auf gestempeltes Papier. Es kam ihr der furchtbare Gedanke, er mache sein Testament; sie bebte an allen Gliedern und hatte dennoch die Kraft, nichts zuzusagen.

Am andern Tage erschien Herr Morrel ganz ruhig; er hielt sich wie gewöhnlich in seinem Bureau auf, kam wie gewöhnlich zum Frühstück herab; nur ließ er nachdem Mittagsbrote seine Tochter zu sich sitzen, nahm den Kopf des Kindes in seinen Arm und hielt ihn lange an seine Brust. Am Abend sagte Julie zu ihrer Mutter, sie habe, obgleich ihr Vater scheinbar ruhig gewesen, doch sein Herz heftig schlagen gefühlt. Die zwei nächsten Tage gingen ungefähr auf dieselbe Weise hin. Am 4. September Abends forderte Herr Morrel von seiner Tochter den Schlüssel seines Cabinets zurück. Julie bebte bei dieser Forderung, welche ihr Unglück weissagend vorkam. Warum forderte ihr der Vater diesen Schlüssel ab, den, sie immer gehabt hatte, und den man ihr in ihrer Kindheit nur abnahm, wenn man sie bestrafen wollte. Sie schaute Herrn Morrel an und sagte:

»Was habe ich denn Schlimmen getan, mein Vater daß Sie mir diesen Schlüssel wieder abnehmen?«

»Nichts, mein Kind,« antwortete der unglückliche Morrel, dem bei dieser einfachen Frage die Tränen in die Augen traten: »nichts, ich brauche ihn nur.«

Julie stellte sich, als suchte sie diesen Schlüssel, sprach: »Ich werde ihn in meinem Zimmer gelassen haben,« und ging hinaus, aber statt sich in ihr Zimmer zu begeben, eilte sie hinab, um Emmanuel um Rath zu fragen.

»Geben Sie ihm den Schlüssel nicht,« sprach dieser, »und verlassen Sie ihn morgen früh, wenn es möglich ist, keinen Augenblick.«

Sie suchte Emanuel auszuforschen, doch dieser wußte nicht mehr, oder wollte nicht mehr wissen.

Die ganze Nacht vom 4. auf den 5. horchte Madame Morrel, ihr Ohr fester an das Tüfelwerk haltend; bis drei Uhr Morgens hörte sie ihren Gatten in großer Aufregung im Zimmer umhergehen; erst um drei Uhr warf er sich auf sein Bett. Die zwei Frauen brachten die Nacht beisammen zu. Seit dem Vorhergehenden Abend erwarteten sie Maximilian. Um acht Uhr trat Herr Morrel in ihr Zimmer: er war ruhig, aber die Aufregung der Nacht zeigte sich auf seinem bleichen, verstörten Gesicht. Die Frauen es wagten nicht, ihn zu fragen, ob er gut geschlafen. Morrel war freundlicher gegen seine Frau und väterlicher gegen seine Tochter, als er es je gewesen; er konnte nicht satt werden, das arme Kind anzuschauen und zu küssen.

Julie erinnerte sich dessen, was ihr Emmanuel zu tun empfohlen hatte, und wollte ihrem Vater folgen, als er sich entfernte; er stieß sie jedoch sanft zurück und sagte:

»Bleib, bei Deiner Mutter.«

Julie drang in ihn, doch er sprach:

»Ich will es.«

Es war das erste Mal, daß Morrel zu seiner Tochter sprach: »Ich will es.« aber er sagte dies mit einem väterlich sanften Ausdruck, daß Julie keinen Schritt zu tun wagte. Sie blieb stumm und unbeweglich an ihrem Platze stehen. Eine Minute nachher öffnete sich die Thüre, und sie fühlte zwei Arme, die sie umschlangen, und einen Mund, der sich auf ihre Stirne preßte. Sie schlug die Augen auf und stieß einen Freudenschrei aus.

»Maximilian! mein Bruder!« rief sie.

Bei diesem Rufe lief Madame Morrel herbei und warf sich in die Arme ihres Sohnes.

»Meine Mutter!« sprach der junge Mann, und schaute dabei abwechselnd Madame Morrel und ihre Tochter an; »was gibt es denn? was geht denn vor? Euer Brief hat mich erschreckt, und ich eile herbei!«

»Julie,« sagte Madame Morrel, ihrem Sohne ein Zeichen machend, »benachrichte Deinen Vater, daß Maximilian angekommen ist.«

Julie eilte hinaus, aber auf der ersten Stufe der Treppe begegnete sie einem Manne, welcher einen Brief in der Hand hielt.

»Sind Sie nicht Fräulein Julie Morrel?« fragte dieser Mann mit sehr stark italienischem Accent.

»Ja, mein Herr,« stammelte Julie; »doch was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht.«

»Lesen Sie diesen Brief,« antwortete der Mann und reichte ihr das Billet.

Julie zögerte.

»Es handelt sich um die Wohlfahrt Ihres Vaters,« sprach der Bote.

Das Mädchen entriß das Billet seinen Händen öffnete es rasch und las:

»Begeben Sie sich sogleich in die Allées de Meillan; treten Sie in das Haus Nro. 15; verlangen Sie von dem Concierge den Schlüssel des Zimmere im 5ten Stocke: gehen Sie in dieses Zimmer, nehmen Sie von der Ecke des Kamins eine rote seidene Börse, und bringen Sie diese Börse Ihrem Vater. Es ist von großem Belang, daß er sie vor elf Uhr erhält. Sie haben mir blind zu gehorchen versprochen; ich erinnere Sie an dieses Versprechen.

Simbad der Seefahrer.«

Julie stieß einen Freudenschrei aus, schlug die Augen auf und suchte, um ihn zu befragen, den Mann, der ihr das Billet zugestellt hatte, aber er war verschwunden. Sie schaute dann wieder auf das Billet, um es zum zweiten Male zu lesen, und bemerkte, daß es eine Nachschrift hatte. Julie las:

»Es ist wichtig, daß Sie diese Sendung in Person und allein erfüllen; kämen Sie begleitet, oder es erschiene eine andere Person an Ihrer Stelle, so würde der Concierge antworten, er wisse nicht, was man wolle.«

Diese Nachschrift mäßigte bedeutend die Freude von Julie. Hatte sie nichts zu befürchten? war es nicht eine Falle, die man ihr stellte? Ihre Unschuld ließ sie in Unwissenheit darüber, welchen Gefahren ein Mädchen von ihrem Alter preisgegeben sein könnte. Aber man braucht die Gefahr nicht zu kennen, um sie zu fürchten, und es ist bemerkenswert, daß gerade die unbekanntenen Gefahren den größten Schrecken einflößen. Julie zögerte; sie beschloß, um Rath zu fragen; doch in Folge eines seltsamen Gefühls nahm sie ihre Zuflucht weder zu ihrer Mutter noch zu ihrem Bruder, sondern zu Emmanuel.

Sie ging hinab und erzählte ihm, was ihr am Tage der Erscheinung des Bevollmächtigten von Thomson und French bei ihrem Vater begegnet war; sie teilte ihm die Szene auf der Treppe mit, wiederholte das Versprechen, das sie geleistet hatte, und zeigte ihm den Brief.

»Sie müssen den Gang machen, mein Fräulein,« sagte Emmanuel.

»Ich muß ihn machen?«

»Ja, ich begleite Sie.«

»Haben Sie denn nicht gelesen, daß ich allein sein soll?« entgegnete Julie.

»Sie werden auch allein sein; ich erwarte Sie an der Ecke der Rue du Musée, und wenn Sie so lange ausbleiben, daß es mir Unruhe bereitet, so suche ich Sie auf, und ich stehe Ihnen dafür, wehe denen, von welchen Sie mir sagen werden, Sie haben sich über sie zu beklagen!«

»Also, Emmanuel,« versetzte zögernd das junge Mädchen, »es ist also Ihre Ansicht, daß ich dieser Aufforderung Folge leisten soll?«

»Ja. Sagte Ihnen der Bote nicht, es handle sich um die Wohlfahrt Ihren Vaters?«

»Aber, Emmanuel, welche Gefahr läuft er denn?« fragte Julie.

Emmanuel zögerte einen Augenblick doch das Verlangen, sie mit einem einzigen Schlage und ohne Verzug zu bestimmen, gewann die Oberhand und er sprach:

»Hören Sie, nicht wahr, es ist heute der 5te September?«

»Ja.«

»Heute um elf Uhr soll Ihr Vater gegen dreimal hunderttausend Franken bezahlen.«

»Ja, wir wissen das.«

»Nun, er hat keine fünfzehntausend in der Kasse.«

»Was wird dann geschehen?«

»Es wird geschehen, daß Ihr Vater, wenn er heute vor elf Uhr nicht Einen gefunden hat, der ihm zu Hilfe kommt, um Mittag genötigt ist, sich zahlungsunfähig zu erklären.«

»Ah! kommen Sie,« rief Julie und zog den jungen Mann mit sich fort.

Mittlerweile hatte Madame Morrel ihrem Sohne Alles auseinandergesetzt. Der junge Mann wußte wohl daß in Folge seinem Vater hinter einander widerfahrener Unglücksfälle große Reformen in den Ausgaben des Hauses vorgenommen worden waren, aber er wußte nicht, daß sich die Sachen bis auf diesen Grad schlimm gestaltet hatten. Er blieb wie vernichtet; dann eilte er plötzlich aus dem Zimmer und stieg rasch die Treppe hinauf, denn er glaubte, sein Vater wäre in seinem Cabinet; aber er klopfte vergebens. Als er vor der Thüre des Cabinets stand, hörte er die untere Wohnung sich öffnen; er wandte sich um und sah seinen Vater. Statt gerade in sein Cabinet hinaufzugehen, war Herr Morrel in sein Zimmer gegangen, und kam jetzt erst aus diesem. Herr Morrel stieß einen Schrei der Überraschung aus, als er Maximilian erblickte: er wußte nichts von der Ankunft seines Sohnes. Der Vater blieb unbeweglich auf der Stelle und preßte mit dem linken Arme einen Gegenstand, den er unter seinem Oberrock verborgen hielt. Maximilian stieg rasch die Treppe hinab und warf sich seinem Vater um den Hals; aber plötzlich wich er zurück und ließ nur seine linke Hand auf der Brust von Morrel ruhen.

»Mein Vater,« sagte er bleich wie der Tod, »warum haben Sie ein Paar Pistolen unter Ihrem Oberrock?«

»O! das befürchtete ich,« versetzte Morrel.

»Mein Vater! mein Vater! im Namen des Himmels,« rief der junge Mann, »wozu diese Waffen?«

»Maximilian,« antwortete Morrel, seinen Sohn starr anschauend, »Du bist ein Mann, Du bist ein Mann von Ehre, komm, und ich werde es Dir sagen.«

Und mit sicherem Schritte stieg Morrel in sein Cabinet hinauf, während ihm sein Sohn wankend folgte. Morrel öffnete die Thüre und schloß sie wieder hinter seinem Sohne: dann durchschritt er das Vorzimmer, näherte sich dem Bureau, legte seine Pistolen auf die Ecke des Tisches und bezeichnete Maximilian mit der Fingerspitze ein offenes Buch. In diesem Buche war der Stand der Dinge genau eingetragen. Morrel hatte in einer halben Stunde zweimal hundert siebenundachtzig tausend fünfhundert Franken zu bezahlen und besaß im Ganzen fünfzehn tausend zweihundert siebenundfünfzig Franken.

»Lies,« sprach Morrel.

Der junge Mann las und war einen Augenblick völlig niedergeschmettert. Morrel sprach kein Wort: was hätte er dem unerbittlichen Urteile der Zahlen beifügen können?«

»Und Sie haben Alles getan, um diesem Unglück zu begegnen, mein Vater?« fragte der junge Mann.

»Sie haben auf keine Rückzahlung zu rechnen?«

»Auf keine.«

»Sie haben alle Ihre Quellen erschöpft?«

»Alle.«

»Und in einer halben Stunde ist unser Name entehrt?« fügte der Sohn mit düsterem Tone bei.

»Blut wäscht die Schande ab,« sprach Morrel.

»Sie haben Recht, mein Vater, ich verstehe Sie.«

Dann seine Hand nach den Pistolen ausstreckend, fügte Maximilian bei:

»Eine für Sie, eine für mich, ich danke.«

Morrel hielt seine Hand zurück.

»Und Deine Mutter . . . Deine Schwester . . . wer wird sie ernähren?«

Ein Schauer durchlief den ganzen Leib des jungen Mannes.

»Mein Vater,« sprach er, »bedenken Sie, daß Sie mich leben heißen?«

»Ja, ich sage es Dir, denn es ist Deine Pflicht; Du hast einen starken, ruhigen Geist, Maximilian . . . Maximilian, Du bist kein gewöhnlicher Mensch; ich befehle Dir nichts, ich schreibe Dir nichts vor, ich sage Dir nur: Untersuche die Lage der Dinge, als ob Du ein Fremder wärest, und urteile dann selbst.«

Der junge Mann dachte einen Augenblick nach, dann trat ein Ausdruck erhobener Resignation auf seinem Antlitz hervor; nur guckte er mit einer langsamen, traurigen Bewegung die Epaulette und die Contreépaulette, die Zeichen seines Grades.

»Wohl,« sprach er, Morrel die Hand reichend, »sterben Sie im Frieden, ich werde leben, mein Vater.«

Morrel machte eine Bewegung, um sich seinem Sohne zu Füßen zu werfen. Maximilian zog ihn an sich, und diese zwei edle Herzen schlugen einen Augenblick fest an einander gepreßt.

»Du weißt, daß es nicht meine Schuld ist?« sagte Morrel.

Maximilian lächelte.

»Ich weiß, mein Vater, daß Sie der ehrlichste Mann sind, den ich kennen gelernt habe.«

»Wohl, Allen ist abgemacht, kehre nun zu Deiner Mutter und zu Deiner Schwester zurück.«

»Mein Vater,« sprach der junge Mann, das Knie beugend, »segnen Sie mich.«

Morrel nahm den Kopf seines Sohnes zwischen seine zwei Hände und drückte wiederholt seine Lippen darauf.

»Ja, ja,« rief er, »ich segne Dich in meinem Namen und im Namen von drei Generationen vorwurfsfreier Menschen. Höre, was sie Dir durch meine Stimme sagen: Das Gebäude, welchen das Unglück zerstört hat, kann die Vorsehung wieder aufbauen. Wenn sie mich einen solchen Tod sterben sehen, werden die Unerbittlichsten Mitleid mit mir haben; Dir wird man vielleicht die Zeit gönnen, welche man mir verweigert hat; dann strebe vor Allem danach, daß das Wort ehrlos nicht ausgesprochen werde; schreite zum Werke, arbeite, junger Mann, kämpfe heiß und mutig; lebe, Du. Deine Mutter und Deine Schwester, vom Notwendigsten, damit Tag für Tag das Gut derjenigen, welchen ich schuldig bin, wachse und unter Deinen Händen Früchte trage. Bedenke, daß es ein schöner Tag, ein großer Tag, ein feierlicher Tag sein wird, der der Wiedereinsetzung. Der Tag, wo Du in diesem Zimmer sagen wirst: »»Mein Vater ist gestorben, weil er nicht tun konnte, was ich heute thue, doch er ist ruhig und getrost gestorben, weil er wußte, ich würde es tun.««

»Oh! Mein Vater, mein Vater, wenn Sie dennoch leben könnten!«

»Wenn ich lebe, ist Allen verloren, wenn ich lebe, verwandelt sich die Teilnahme in Zweifel, das Mitleid in Erbitterung; wenn ich lebe, bin ich nur ein Mensch, der sein Wort gebrochen hat,

der seiner Verbindlichkeit nicht nachgekommen ist; ich bin nichts Anderes, als ein Bankerottirer. Sterbe ich dagegen, bedenke wohl, Maximilian, so ist mein Leichnam der eines unglücklichen, aber ehrlichen Mannes. Bleibe ich am Leben, so werden meine besten Freunde mein Haus meiden. Bin ich tot, so folgt mir ganz Marseille weinend bis zu meiner letzten Ruhestätte. Lebe ich, so muß Du Dich meines Namens schämen; sterbe ich, so erhebe stolz das Haupt und sprich:

»»Ich bin der Sohn des Mannes, welcher sich getötet hat, weil er zum ersten Mal im Leben sein Wort nicht halten konnte.«

Der junge Mann stieß einen Seufzer aus, doch er schien sich zu fügen. Zum zweiten Male trat die Überzeugung nicht in sein Herz, aber in seinen Geist.

»Und nun laß mich allein,« sprach Morrel, »und suche die Frauen zu entfernen.«

»Wollen Sie nicht meine Schwester noch einmal sehen?« fragte Maximilian.

Eine letzte, schwache Hoffnung lag für den jungen Mann in dieser Zusammenkunft verborgen, und deshalb schlug er sie vor. Herr Morrel schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Ich habe sie diesen Morgen gesehen und ihr Lebewohl gesagt.«

»Haben Sie mir keinen besondern Auftrag zu erteilen, mein Vater?« fragte Maximilian mit bebender Stimme.

»Allerdings, mein Sohn, einen heiligen Auftrag.«

»Sprechen Sie, mein Vater.«

»Das Haus Thomson und French ist das einzige, das aus Menschlichkeit, vielleicht aus Selbstsucht, – es kommt mir nicht zu, in den Herzen der Menschen zu lesen, – Mitleid mit mir gehabt hat. Sein Mandatar, derjenige, welcher in zehn Minuten erscheinen wird, um den Betrag einer Tratte von zweimal hundert sieben und achtzigtausend fünfhundert Franken in Empfang zu nehmen, hat mir drei Monate, nicht bewilligt, sondern angeboten, dieses Haus werde zuerst befriedigt, mein Sohn, dieser Mann sei Dir heilig.«

»Ja, mein Vater.«

»Und nun noch einmal Lebewohl, mein Sohn; gehe, gehe, ich muß allein sein. Du findest mein Testament in dem Schreibpult in meinem Schlafzimmer.«

Der junge Mann blieb stehen, denn er hatte zwar eine Kraft des Willens, aber keine der Ausführung.

»Höre, Maximilian,« sprach sein Vater, »denke Dir, ich sei Soldat wie Du, ich habe den Befehl erhalten, eine Schreckschanze zu nehmen, und Du wissest, ich müsse bei dem Erstürmen derselben getötet werden, würdest Du mir nicht sagen: »»Gehen Sie, mein Vater, denn Sie entehren sich, wenn Sie bleiben, und besser der Tod, als die Schande!««

»Ja, ja,« sprach der junge Mann, Morrel krampfhaft in seine Arme schließend; »ja, gehen Sie.«

Und er stürzte aus dem Cabinet

Als sein Sohn sich entfernt hatte, blieb Morrel ein paar Sekunden die Augen starr auf die Thüre geheftet, dann griff er nach einer Klingelschnur und läutete. Alsbald erschien Cocles. Es war nicht mehr derselbe Mensch, diese drei Tage der Überzeugung hatten ihn gelähmt. Der Gedanke: das Haus Morrel ist im Begriff, seine Zahlungen einzustellen, beugte ihn mehr nieder, als es zwanzig auf seinem Haupte angehäufte Jahre getan hätten.

»Mein guter Cocles,« sagte Morrel mit einem Tone, dessen Ausdruck sich nicht beschreiben läßt, »Du wirst im Vorzimmer bleiben. Wenn der Herr, der bereits vor drei Monaten hier gewesen ist, der Mandatar von Thomson und French kommt, meldest Du ihn.« Cocles antwortete nicht; er machte ein Zeichen mit dem Kopfe, setzte sich in das Vorzimmer und wartete. Morrel fiel in seinen Lehnstuhl zurück; seine Augen wandten sich nach der Pendeluhr; es blieben ihm nur noch sieben Minuten; der Zeiger rückte mit einer unglaublichen Geschwindigkeit vor; es dünkte ihm, er sehe denselben fortschreiten. Was nun in dem Geiste dieses Mannes vorging, der, noch jung, sich in Folge eines vielleicht falschen, aber wenigstens auf scheinbaren Gründen beruhenden Schlusses, von Allem, was auf der Welt liebte, trennen und das Leben verlassen wollte, vermag keine Feder zu schildern;

man hätte, um einen Begriff zu bekommen, seine mit Schweiß bedeckte und dennoch ruhige Stirne, seine von Tränen befruchteten und dennoch zum Himmel aufgeschlagenen Augen sehen müssen.

Der Zeiger rückte immer vor, die Pistolen waren geladen: er streckte die Hand aus, ergriff eine und murmelte den Namen seiner Tochter; dann legte er die tödliche Waffe wieder nieder, nahm eine Feder und schrieb ein paar Worte. Es kam ihm vor, als hatte seinem geliebten Kinde nicht genug Lebewohl gesagt; dann wandte er sich wieder nach der Pendeluhr, . . . er zählte nicht mehr nach Minuten, sondern nach Sekunden. Er faßte abermals die Waffe, den Mund halbgeöffnet und die Augen starr auf den Zeiger geheftet; und er bebte bei dem Geräusch, das er selbst, den Hahnen spannend, machte. Der Schweiß lief ihm immer kälter über die Stirne, immer tödlicher schnürte ihm die Angst das Herz zusammen; er hörte, wie die Thüre der Treppe auf ihren Angeln knarrte und sich so dann die seines Cabinetes öffnete: die Pendeluhr war auf dem Punkte, die elfte Stunde zu schlagen.

Morrel wandte sich nicht um, er erwartete von Cocles die Worte: »Der Mandatar des Hauses Thomson und French!« und näherte die Waffe seinem Munde. Plötzlich hörte er einen Schrei . . . es war die Stimme seiner Tochter.

Er kehrte sich um und erblickte Julie; die Pistole entschlüpfte seinen Händen.

»Mein Vater!« rief das Mädchen athemlos und beinahe sterbend vor Freude, »gerettet! Sie sind gerettet!«

Und sie warf sich, mit der Hand eine rote seidene Börse empor haltend, in seine Arme.

»Gerettet mein Kind,« sprach Morrel, »was willst Du damit sagen?«

»Ja gerettet! sehen Sie, sehen Sie!«

Morrel ergriff die Börse und bebte, denn es sagte ihm eine dunkle Erinnerung, daß dieser Gegenstand einst ihm gehört hatte. Auf der einen Seite fand er die Tratte von zweimal hundert und sieben und achtzigtausend fünfhundert Franken; die Tratte war quittiert. Auf der andern gewahrte er einen Diamant von der Größe einer Haselnuß, mit den auf ein Stück Pergament geschriebenen drei Worten: »Mitgift von Julie.«

Morrel fuhr mit der Hand über seine Stirne: er glaubte zu träumen. In diesem Augenblick schlug die Pendeluhr die elfte Stunde. Der Klang vibrierte für ihn, als ob jeder Schlag des stählernen Hammers an seinem eigenen Herzen wiedertönte.

»Sprich, mein Kind,« sagte Morrel, »erkläre Dich. Wo hast Du diese Börse gefunden?«

»In einem Hause der Allée de Meillan, Numero 15. auf der Ecke des Kamins eines armseligen Zimmers im fünften Stocke.«

»Diese Börse gehört aber nicht Dir!« rief Morrel.

Julie reichte dem Vater den Brief, welchen sie am Morgen empfangen hatte.

»Und Du bist allein in jenem Hause gewesen?« sagte er, nachdem er gelesen hatte.

Emmanuel begleitete mich, mein Vater; er sollte an der Ecke der Rue du Musée auf mich warten, war aber seltsamer Weise bei meiner Rückkehr nicht dort.«

»Herr Morrel! . . . rief man auf der Treppe, »Herr Morrel!«

»Das ist seine Stimme,« sprach Julie.

Zu gleicher Zeit trat Emmanuel, das Gesicht vor Freude und Aufregung ganz verstört, ein.

»Der *Pharaon!*« rief er; »der *Pharaon!*«

»Nun, was, der *Pharaon*? Sind Sie verrückt, Emmanuel? Sie wissen, daß er zu Grunde gegangen ist.«

»Der *Pharaon!* Herr, man signalisiert den *Pharaon!* der *Pharaon* läuft in den Hafen ein!«

Morrel fiel in seinen Stuhl zurück die Kräfte verließen ihn; sein Verstand weigerte sich, diese Folge unglaublicher, unerhörter, fabelhafter Ereignisse zu ordnen. Aber Maximilian trat ebenfalls ein und rief:

»Mein Vater, was sagten Sie denn, der *Pharaon* sei zu Grunde gegangen? die Wache hat ihn signalisiert und er läuft, wie ich höre, in den Hafen ein.«

»Meine Freunde,« sprach Morrel, »wenn dies der Fall wäre, so müßte man an ein Wunder des Himmels glauben! Unmöglich! Unmöglich!«

Was aber wirklich war und nicht minder unglaublich erschien, das war die Börse, die er in der Hand hielt, das war der quittierte Wechsel, das war der prachtvolle Diamant.

»Ah! mein Herr,« sprach Cocles, »was soll das bedeuten, der *Pharaon*?«

»Auf, meine Kinder,« sagte Morrel sich erhebend, wir wollen sehen, und Gott sei uns barmherzig, wenn es eine falsche Nachricht ist.«

Sie gingen hinab; mitten auf der Treppe wartete Madame Morrel: die arme Frau hatte es nicht gewagt, hinaufzugehen. In einem Augenblick befanden sie sich auf der Caunebière. Es war eine Menge von Menschen versammelt. Alles Volk gab Raum vor Morrel.

»Der *Pharaon*! der *Pharaon*!« riefen alle diese Stimmen.

Wunderbar. unerhört! ein Schiff, an dessen Vorderteil in weißen Buchstaben die Worte: »*Der Pharaon* Morrel und Sohn von Marseille,« geschrieben waren, und das ganz die Gestalt des Pharaon hatte und wie dieser mit Indigo und Cochenille beladen war, ging in der Tat vor dem Saint-Jean Thurme vor Anker und geite seine Segel auf. Auf dem Verdecke gab der Kapiteln Gaumard seine Befehle, und Meister Penelon machte Herrn Morrel Zeichen. Es ließ sich nicht mehr zweifeln, das Zeugniß der Sinne war da, und zehntausend Menschen unterstützten diesen Beweis. Als Morrel und sein Sohn auf dem Hafendamm unter dem Beifallsgeschrei der ganzen diesem Schauspiel beiwohnenden Stadt sich umarmten, murmelte ein Mann, dessen Kopf halb von einem schwarzen Barte bedeckt war, indem er hinter einem Schilderhäuschen verborgen voll Rührung diese Szene betrachtete, die Worte:

»Sei glücklich, edles Herz; sei gesegnet für alles Gute, was Du getan hast, und noch tun wirst, und meine Dankbarkeit bleibe im Dunkeln, wie Deine Wohlthat.«

Und mit einem Lächeln, in welchem sich Freude und Glück ausprägen, verließ er den Ort, an dem er sich verborgen gehalten hatte, stieg, ohne daß Jemand auf ihn merkte, so sehr war Jedermann mit dem Ereignis des Tages beschäftigt, eine von den kleinen Treppen hinab, welche zum Landen benützt werden, und rief dreimal:

Jacopo! Jacopo! Jacopo!

Eine Schaluppe kam auf ihn zu, nahm ihn an Bord und führte ihn zu einer reich ausgerüsteten Yacht, auf deren Verdeck er mit der Leichtigkeit eines Seemannes sprang; von hier aus betrachtete er noch einmal Morrel, welcher vor Freude weinend herzliche Händedrucke an alle Welt austeilte und mit einem irrenden Blicke dem unsichtbaren Wohlthäter dankte, den er im Himmel zu suchen schien.

»Und nun,« sprach der Unbekannte, »fahret wohl, Güte, Menschlichkeit, Dankbarkeit . . . fahret wohl alle Gefühle, die das Herz ausdehnen! . . . Ich habe die Stelle der Vorsehung eingenommen, um die Guten zu belohnen . . . jetzt trete mir der rächende Gott seinen Platz ab, um die Bösen zu bestrafen!«

Nach diesen Worten machte er ein Signal, und die Yacht, als hätte sie nur auf dieses Signal gewartet, ging sogleich in See.

Achtes Kapitel. *Simbad der Seefahrer*

Am Anfang des Jahres 1838 befanden sich in Florenz zwei junge Leute, welche der elegantesten Gesellschaft von Paris angehörten: der eine war der Vicomte Albert von Morcerf, der andere der Baron Franz d'Épinay. Es war unter ihnen verabredet worden, den Carneval desselben Jahres in Rom zuzubringen, wo Franz, der seit beinahe vier Jahren in Italien lebte, Albert als Cicerone dienen sollte. Da es nun aber keine geringfügige Angelegenheit ist, den Carneval in Rom zuzubringen, besonders wenn man nicht auf der Piazza del popolo oder auf dem Forum romanum schlafen will, so schrieben sie an Meister Pastrini, den Eigenthümer des Hotel de Londres auf dem spanischen Platze, und baten ihn, eine bequeme Wohnung für sie aufzubewahren. Meister Pastrini antwortete, er hätte nur noch zu ihrer Verfügung zwei Zimmer und ein Cabinet **al secondo piano** gelegen, und er böte ihnen diese Wohnung um den mäßigen Preise von einem Louisd'or für den Tag. Die zwei jungen Leute willigten ein. Albert wollte die Zeit, die er noch vor sich hatte, benutzen und reiste nach Neapel ab. Franz blieb in Florenz. Als er einige Zeit das Leben, welches die Stadt der Medici bietet, genossen hatte, als er sattsam in diesem Eden umherspaziert und bei den glanzliebenden Wirthen, genannt Corsini-Montfort oder Poniatowski empfangen worden war, kam es ihm in den Kopf, da er Corsica, die Wiege von Bonaparte bereits besucht hatte, auch die Insel Elba, diese große Station von Napoleon zu sehen.

Eines Abends also machte er eine Barchetta von dem eisernen Ringe los, an welchem sie in dem Hafen von Livorno befestigt war, legte sich in seinen Mantel gehüllt darin nieder, und sagte zu den Schiffen nur die Worte: »Nach der Insel Elba!« Die Barke verließ den Hafen, wie der Meervogel sein Nest verläßt, und landete am andern Tage in Porto-Ferraio. Franz ging quer durch die kaiserliche Insel, nachdem er alle Spuren verfolgt, welche der Tritt des Riesen darauf zurückgelassen hatte, und schiffte sich in Marciana wieder ein. Zwei Stunden später stieg er in Pianosa, wo ihn, wie man ihn versicherte, zahllose Ketten von Rothühnern erwarteten, abermals an das Land. Die Jagd war schlecht, Franz schoß mit großer Mühe einige magere Rebhühner, und kehrte übler Laune, wie alle Jäger, welche sich vergebens abgemühet haben, in seine Barke zurück.

»Oh! wenn Euere Exzellenz wollten, sagte der Patron zu ihm, »könnte sie eine schöne Jagd machen.«

»Wie dies?«

»Sehen Sie jene Insel?« sprach der Patron den Finger gegen Süden ausstreckend und auf eine conische Masse deutend, welche in den schönsten Indigotinten mitten aus dem Meere aufstieg.

»Nun, was für eine Insel ist dies?« fragte Franz.

»Die Insel Maule Christo,« antwortete der Livornese.

»Ich habe keine Erlaubnis, dort zu jagen.«

»Eure Exzellenz bedarf dessen nicht; die Insel ist öde.«

»Ah! eine öde Insel im mittelländischen Meere, das ist bei Gott sonderbar!«

»Und ganz natürlich, Exzellenz. Diese Insel ist eine Felsenbank, und auf ihrer ganzen Ausdehnung findet sich vielleicht kein Morgen anbaufähiges Land.«

Конец ознакомительного фрагмента.

Текст предоставлен ООО «ЛитРес».

Прочитайте эту книгу целиком, [купив полную легальную версию](#) на ЛитРес.

Безопасно оплатить книгу можно банковской картой Visa, MasterCard, Maestro, со счета мобильного телефона, с платежного терминала, в салоне МТС или Связной, через PayPal, WebMoney, Яндекс.Деньги, QIWI Кошелек, бонусными картами или другим удобным Вам способом.